Brit 427 mb

Pauli

<36600870680017

<36600870680017

Bayer. Staatsbibliothek

BILDER AUS ALT-ENGLAND

VON

REINHOLD PAULI.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung vor.

GOTHA.
VERLAG VON FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.

LONDON & EDINBURGH
BEI WILLIAMS & NORGATE.
1860.

273-Fg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck: Kissling'sche Buchdruckerei in Osnabrück.

Seinem Freunde

NICOLAUS DELIUS

in Bonn.

Beim Abschiede vom mittelalterlichen Zeitraume der englischen Geschichte wagt der Verfasser, einige kleinere Abrisse und Versuche der Oeffentlichkeit zu übergeben, die, zu verschiedenen Zeiten und Zwecken entstanden, dennoch sämmtlich an die grössere Arbeit anknüpfen. Von den vorliegenden Stücken sind die Nummern I, III, VI und X, die beiden letzteren beinah wörtlich, aus Gelegenheitsvorträgen erwachsen, die Nummern IV und V dagegen aus früheren Aufsätzen umgearbeitet worden. Gedruckt war bisher nur der Stahlhof im Bremer Sonntagsblatt für 1856. Alles Uebrige erscheint zum ersten Mal.

Es sind Gegenstände, die für den deutschen Leser nicht minder Interesse haben als für den englischen, und deren Bedeutung keineswegs antiquarisch an der Vergangenheit haftet, sondern vielmehr im Lichte der Gegenwart erst zu einer bleibenden wird. Absichtlich und zwar aus doppelten

Gründen ist die leichte, abgerissene Form des Essay gewählt worden. Persönliche Umstände machten es dem Verfasser längere Zeit unmöglich, rüstig an der Geschichte fort zu arbeiten. Nun hofft er, dass das, was ihm Zerstreuung und Freude gewährt, auch da ein freundliches Publicum finden möge, wo grosse urkundliche und fast ihrer Natur nach schwerfällige Werke nicht häufig zur Hand genommen zu werden pflegen.

Tübingen im Mai 1860.

INHALT.

		Seite
I.	Canterbury. Bekehrung und Heiligendienst	1
II.	Mönch und Bettelbruder	26
III.	Das Parlament im vierzehnten Jahrhunderte	62
IV.	Englands älteste Beziehungen zu Oesterreich und Preussen	90
V.	Kaiser Ludwig IV. und König Eduard III.	118
VI.	Der Hansische Stahlhof in London	149
VII.	Zwei Dichter, Gower und Chaucer	174
VIII.	John Wiclif	210
IX.	König Heinrich V. und König Sigismund	252
X.	Die Jungfrau von Orléans	290
XI.	Herzog Humfrid von Glocester. Bruchstück eines Fürstenlebens im fünfzehnten Jahrhunderte	322
XII.	London im Mittelalter	353

Plan von London im fünfzehnten Jahrhundert.

I. Canterbury.

Bekehrung und Heiligendienst. *)

Nicht immer ist die moderne Hauptstadt eines Reichs auch der Ausgangspunct seiner Civilisation, seiner geistigen Macht gewesen. Entweder rangen gleich Anfangs zwei Plätze um die Oberhand, wie Rom und Alba Longa; oder, was so häufig wiederkehrt, es tritt der eine, nachdem er Jahrhunderte lang eine unbestrittene Autorität behauptet, vor einem Neulinge in den Schatten. Toledo war lange vor Madrid, Brandenburg lange vor Berlin. Selbst das von der Natur zur Herrin des Landes, zum vornehmsten Hafen, zur Weltstadt bestimmte London war einst nicht auf allen Gebieten irdischer Machtfülle ohne Nebenbuhler. Zwar fanden schon die Römer, als sie Britannien der geographischen Kunde und dem Weltverkehr erschlossen, den unvergleichlich gelegenen Ort in frischer, junger Blüthe; zwar behauptete er diesen Vorrang selbst in den nächst folgenden Jahrhunderten wilder, düsterer Völkerstürme. In einer Sache indess, und gewiss einer Hauptsache

*) Historical Memorials of Canterbury by A. P. Stanley. London. 1855. — Becket, Archbishop of Canterbury, a biography, by J. C. Robertson. London. 1859.

hat er einem Nachbarorte die grössere Ehre lassen müssen, dem die Cultur des In- und Auslandes, man darf wohl sagen der Welt, stets Dank schulden wird. Das alte Durovernum war freilich schon, als die Römer ihre Eroberung einzurichten begannen, eine wichtige Zwischenstation auf jener festen Strasse, die von der Küste nach der Themsestadt führte; aber erst nachdem andere Völker es in Canterbury umgetauft und am Stour sich Reich und Residenz errichtet hatten, wurde eine wesentliche Wandlung in seinen Geschicken angebahnt. Es soll hier keine, auch noch so gedrängte Uebersicht der Geschichte der alten Stadt Canterbury entworfen oder gar eine topographisch - statistische Abhandlung geliefert werden, es kommt nur darauf an, zwei Ereignisse und zwei Persönlichkeiten hervorzuheben, in denen der Ruf wurzelt, auf welchen dieser Ort von Alters her in der Universalgeschichte Anspruch machen kann.

Dem Fremden, der heutzutage im Dampfwagen durch die welligen Fluren und Hopfenhügel der üppig fruchtbaren Grafschaft Kent heraneilt, tritt beim ersten Anblicke ihres Hauptorts des Alterthümlichen genug entgegen. Ein dumpfes gewaltiges Thor, das dem fünfzehnten Jahrhunderte angehören mag, führt ihn in die Strassen hinein. Unter den zu Promenaden umgeschaffenen Wällen dringen noch die Quadern der ehemaligen Befestigung hervor; an einer Stelle wenigstens finden sich die unvertilgbaren Spuren einer uralten Königsburg. Dann wieder weit ausgedehnte kirchliche Baulichkeiten, bisweilen in Ruinen, meist aber in ursprünglicher Gestalt erhalten und bis auf diesen Tag den Zweck ihrer Bestimmung erfüllend. Ueber Thor, Thurm, Wall und Giebeldächer jedoch ragt sorgfältig erhalten die Mutterkirche von England, die stolze Kathedrale hoch empor mit ihren zackig gezinnten Thürmen, dem lang ge-

streckten Langschiffe und dem doppelten, weit nach Osten hinaus gebauten hohen Chore. Gleich dem Kölner Dome ist der Münster von Canterbury schon aus beträchtlicher Ferne sichtbar, ehe nur eine Spur der übrigen Stadt auftaucht; seine phantastischen Umrisse leuchten bei klarem Himmel in ihrem weissen Gestein fast feenhaft. Er ist denn auch die Hauptsehenswürdigkeit, der Hauptpunct, welcher schon vor Jahrhunderten Schaaren neugieriger Beschauer herbeigelockt hat. Canterbury, noch heute der vornehmste erzbischöfliche Sprengel auf der Insel, ist in der That auch ihr ältester, katholisch-christlicher Ort, der Muttersitz der Kirche und der Bildung.

Es ist zur Genüge bekannt, wie die Briten einst, nachdem sie römisch geworden, eine Form des Christenthums überkommen hatten, das ihnen vielleicht unmittelbar aus dem Oriente und zu einer Zeit gebracht worden war, als sich in Rom noch kein Primat über die Kirche des Abendlandes entwickelt hatte; wie dann Jüten, Sachsen und Angeln, heidnische, kraftvolle Germanen, das Land erobert; wie dadurch der Faden, mit welchem Rom einst die Insel an das Festland geknüpft, zerrissen, und die Heilslehre noch einmal bis auf wenige, dürftige Reste unter den keltischen Einwohnern ausgerottet wurde; wie aber ein hundert und fünfzig Jahre hernach Gregor der Grosse beim Anblicke einiger blondgelockter anglischer Jünglinge auf dem Sklavenmarkte zu Rom lebhaft den Gedanken ergriff, die Inselsachsen zu bekehren und wie er, da er bald darauf den päpstlichen Stuhl bestieg, einen treuen, zuverlässigen Boten an seiner Statt zu diesem Werke abfertigte. Diesem, seinen Begleitern und Nachfolgern gelang dann die grosse Aufgabe auf das Herrlichste. Durch die bekehrten Angelsachsen vornehmlich, unter denen Namen wie Wilfrid, Willibrord, Winfrid, Willehad immerdar hell leuchten werden, wurde dann später auch

Deutschland dem Christenthume, und zwar dem römischen, gewonnen, gleichsam ein Zoll der Dankbarkeit, den die bekehrten Völker der Heimath auf dem Festlande entrichteten. Es ist zunächst die Person jenes Apostels Gregors des Grossen, des Augustinus, welche seinem Bischofssitze Canterbury bis auf diesen Tag ein nicht zu vertilgendes Gepräge aufgedrückt hat.

Dieser Augustinus, vielleicht nach dem grossen Kirchenvater von Hippo Regius genannt, war ein Mönch derselben Stiftung, aus welcher einst Gregor hervorgegangen, des auf dem Mons Caelius gelegenen St. Andreasklosters. Von seiner Zelle aus, wo er dem Bibelstudium und den Andachtsübungen seines Hauses oblag, hatte er oft genug hinabgeschaut auf die immer noch grandiosen Trümmer des imperialen Roms. Das siegreiche Barbarenthum der Germanen hatte nicht vermocht, die sämmtlichen grossartigen Schöpfungen edelster Kunst mit Stumpf und Stil zu entfernen: klassische Tempel waren in christliche Kirchen umgewandelt worden, und im Dienste derselben Kirche begannen sogar die Geistesproducte der weisen alten Heiden gesammelt, bewahrt und gepflegt zu werden. Mitten in einer Welt voll kräftiger Rohheit, voll wunderbarer Ruinen, erfüllt von zwei widerstreitenden Elementen, in denen jedoch die seltensten Lebenskeime schlummerten, gewann in jenen Tagen die römische Hierarchie allein, langsam, aber stetig vorschreitend, eine feste, geschlossene Gestalt. Gedanken, wie sie in einem solchen bunten, fast chaotischen Dasein entsprangen, hatten den Geist Gregors und seines Sendboten genährt; letzterer war auserkoren, sie nach England zu verpflanzen. Es war im Jahre 596, als Augustin, eine hohe, fast athletische Erscheinung, sich in Begleitung von vierzig Mönchen seines Klosters aufmachte. Fast wären sie, als sie kaum an

der Rhonemündung angelangt, aus Furcht vor der weiten Reise und entmuthigt durch die Gerüchte über die entsetzliche Wildheit der Barbaren, zu denen sie gesandt wurden, wieder umgekehrt, hätte der Papst nicht unwandelbar bei seinem Entschlusse beharrt und ihnen Muth eingesprochen. Nachdem sie jedoch Gallien durchzogen, setzten sie von der Küste der Moriner an das Gestade von Kent über und landeten auf der in jenen Tagen noch vom Wasser umflossenen Insel Thanet bei einem Orte, welcher damals schon, wie heute noch Ebbe's Fleet hiess, nicht zu fern von den bemerkenswerthen Puncten, wo die meisten für die Geschichte und Geschicke Englands verhängnissvollen Landungen, die des Julius Caesar, der Heroenbrüder Hengist und Horsa und Wilhelms des Normannenherzogs Statt gefunden haben. Die schmale Breite des Canals an dieser Stelle, die durch Kreideklippen geschützten, in das Land einspringenden Buchten gaben ihnen allen den Anlass zu solcher Wahl.

Augustinus nun hatte ausserdem noch seinen besondern Zweck, weshalb er sich jene kleine Küsteninsel ausersehen: er hatte für seine eigene und der Seinigen Sicherheit zu sorgen, bis er die nöthigen Erkundigungen über die Gesinnung des in jener Zeit über Kent gebietenden Aethelbert des Aescingen eingezogen. Dieser war gleich seinen Unterthanen und allen anderen germanischen Fürsten und Bewohnern Englands noch Heide, wohl der vornehmste von allen, denn ihm war eine Art von Oberkönigthum über die übrigen Herrscher zuerkannt, seine Macht erstreckte sich bis an den Humber. Allein er war, wie der Papst längst vernommen hatte, mit Bertha, einer merowingischen Fürstentochter aus Chlodwigs Geschlecht, vermählt, die von dem toleranten Wodananbeter in keiner Weise bei Ausübung ihrer orthodoxen Religion behindert wurde. Sie hatte

sogar einen christlichen Landsmann, den Bischof Ludhard, als Caplan mitbringen dürfen, der ihr in einer kleinen Kapelle im Osten der Stadt Canterbury, wie Beda umständlich berichtet, die Messe las. Bald war die erste Begegnung mit dem Könige eingeleitet: auf der kleinen Insel, unter freiem Himmel traf man sich, denn nur also fanden es die Kenter geheuer, aus Furcht, die fremden Ankömmlinge möchten sich gewisser Zauberkünste bedienen. An einer alten Eiche hatte sich der Fürst mit seinen bewaffneten trotzigen Kriegern gelagert; vor ihnen erschien der Zug der Mönche, die ein silbernes Kreuz und ein auf Goldgrund gefertigtes Bildniss des Heilands vorantrugen. Dolmetscher vermittelten die Unterhaltung, die Botschaft Augustins und die Antwort des Aescingen, die treuherziges Vertrauen zu dem guten Vorhaben seiner neuen Bekannten ausdrückte und gastfreien Zutritt verhiess. Bald wanderte die geistliche Schaar weiter nach Canterbury; beim Einzuge stimmte der Chor das Hallelujah ihres Papstes Gregor an.

Wie so oft in alten und in jüngsten Tagen hatte das Weib bereits das Meiste zur Bekehrung des Gemahls gethan; die fremden Gäste hatten sich noch nicht lange ausgeruht und in der Kapelle der Königin ihren Gottesdienst zu feiern begonnen, so liess sie der König wissen, dass er gesonnen sei, zu ihrem Glauben überzutreten. Alle seine Gedanken hatten sich auf jenes Heiligthum vor der Stadt gerichtet, die bis auf diesen Tag auf dem bezeichneten Flecke ausserhalb der Ringmauern Canterburys in der Mitte ihres alten Kirchhofs liegende kleine Kirche St. Martins, die nach Beda schon zu der Römerzeit von christlichen Briten gestiftet worden sein soll, die ihren Namen jedoch, den des Heiligen von Tours, sehr wahrscheinlich im Zusammenhange mit der fränkischen Princessin erhalten hat. Hier auf dem einzigen christlich geweihten Boden wurde

nun Aethelbert von Augustin getauft, am 2. Juni des Jahrs 597, denn gewissenhaft und dankbar haben die Sachsen den Tag in ihren Kalender eingetragen. Es ist aber auch ein eigenthümliches, Ehrfurcht gebietendes, obschon unscheinbares Gebäude, von dem der Sieg der römischen Orthodoxie über den Norden Europas ausgegangen. Auf einem auffallend gestalteten Hügel, der in grauer Vorzeit offenbar keltischen Druiden zur Opferstätte gedient, auf dem dann Jüten oder Sachsen ihren Wodan oder Thor angerufen, stehen uralte feste Grundmauern von nur geringer Ausdehnung, kaum grösser, als die so mancher Begräbniss- oder Wallfahrtskapelle. Römische Ziegel ragen noch zwischen den Quadern hervor; diese Steine sind vermuthlich Zeugen jener weltgeschichtlich wichtigen Taufhandlung gewesen, eines Ereignisses, fast so bedeutungsvoll wie der Uebertritt Constantins des Grossen, oder Chlodwigs des salischen Franken. Dagegen wird man sich schwerer dazu verstehen, das dort noch vorgezeigte, aber höchstens aus spät sächsischer Zeit stammende Taufbecken als das identische, einst von Augustin benutzte anzuerkennen. Genug, die Stätte, wo der erste angelsächsische Fürst Christ wurde, ist hinreichend und eben so urkundlich beglaubigt, wie der Fleck in Rom, wo ehedem das Capitol gestanden. Bis auf diese Stunde erfüllt St. Martin im Osten seine Bestimmung als Pfarrkirche in der Vorstadt von Canterbury.

Gleich der Civilisation im Allgemeinen hat auch die Ausbreitung des Christenthums eine vorwiegend westliche Richtung eingeschlagen. Es lässt sich dies im Kleinen bis in das Einzelne an den baulichen Resten Canterburys verfolgen. Noch ehe man die Stadtmauern erreicht, findet sich eine andere hügelartige Erhebung, auf welcher kirchliche Ruinen aus dem Rasen emporragen. Alte Geschichtsbücher und spätere Ueberlieferung

berichten, dass hier lange vor der Ankunft des Augustin ein alter britischer Christentempel gestanden, in welchem dann die Sachsen wieder ihre Götter angebetet. Jetzt wurde das Gebäude von dem bekehrten Könige dem Bischofe überwiesen, und dieser weihte es wieder dem heiligen Pancratius zur Kirche. Er wählte aber gerade diesen Heiligen, den bekannten jugendlichen Märtyrer aus der Verfolgung des Kaisers Diocletian, zum Andenken an den Fleck, an welchem er selbst so lange zu Rom verweilt. Das Kloster St. Andreas lag nämlich auf demselben Grundstücke, welches einst das Eigenthum der edel geborenen Familie des Pancratius gewesen; Hügel und Kirche des St. Pancratius von Canterbury sollten demnach unmittelbar an den Mons Caelius bei Rom, die Heimath der Mönche, erinnern. Zugleich aber wurde dem Befehle des Papsts gehorcht, wonach, um das Volk leichter zu gewinnen, geflissentlich frühere heidnische Cultusstätten beibehalten und durch Reinigung und Weihe in christliche Tempel umgewandelt wurden.

Gleichzeitig waren aber auch innerhalb der Stadt diejenigen Gründe angewiesen, auf welchen bisher die Königsburg gestanden, nun aber die erste Kathedrale, und, wie bald verlautete, die vornehmste der Insel sich erheben sollte. Gregor der Grosse deutet in einem seiner Briefe bei dieser Gelegenheit sehr bezeichnend auf jene verhängnissvolle Schenkung hin, welche Constantin nach der Legende dem Papste Sylvester gemacht haben soll. Der Dom wurde dem Erlöser selbst geweiht und trägt bis auf diesen Tag den Namen Christ-Church-Cathedral. Das älteste Gebäude, von dem jetzt jede Spur verschwunden ist, soll nach authentischen Angaben viele Aehnlichkeit mit der damaligen Peterskirche zu Rom gehabt haben. Wie bei jener alten Basilika befand sich der Altar auf der Westseite; auch wurde, um die Katakomben nachzuahmen,

sorgfältig eine Krypte ausgebaut. Eine andere Eigenthümlichkeit, die auch der heutigen Kathedrale noch anhaftet, der Haupteingang von der Südseite, scheint dagegen von den altbritischen Kirchen entlehnt zu sein.

Die wichtigste Stiftung Aethelberts und Augustins indess war das den beiden Aposteln Roms Peter und Paul gewidmete grosse Kloster, hart an der Stadtmauer und noch ausserhalb derselben gelegen. Es war zum Hauptsitze der neuen Brüderschaft bestimmt und bildete fortan das Centrum der Mission nach allen Theilen der Insel so gut wie späterhin nach dem deutschen Festlande. Hier, in der einige Jahrhunderte später nach Augustin selbst benannten Abtei trieben die Mönche eifrig alle jene Studien, die zu ihrer grossen heiligen Aufgabe unerlässlich waren. Gregor selber sorgte für Anschaffung der ersten Bibliothek, deren ekklesiastischer Inhalt uns auf das Genaueste beschrieben wird, und deren Stücke bis in das fünfzehnte Jahrhundert unversehrt bei einander waren, von denen wenigstens zwei ehrwürdige Reliquien, zwei in römischen Uncialen mit Gold auf Purpurgrund geschriebene Evangelienbücher sich heute noch in den Büchersammlungen von Oxford und Cambridge befinden. Sie haben einst den Zöglingen jener ersten Pflanzschule gedient, durch welche das Saatkorn christlicher Bildung über England und Deutschland ausgestreut worden ist.

Der Zweck seiner Stiftung ist also deutlich. Eine andere Eigenthümlichkeit darf aber bei der Auffassung, die wir hier zu verfolgen suchen, nicht unerwähnt bleiben. Das Kloster lag hart an der Stadtmauer und noch ausserhalb derselben. Es kommt hier abermals das Bestreben Augustins zu Tage, die Oertlichkeiten und Einrichtungen Roms in der Nachahmung so viel wie möglich in seine neue Heimath zu übertragen. Wie

wir die Städtenamen der Dorier und Jonier im Pontus und auf Sicilien, und wo sich sonst vor Alters Griechen niedergelassen, wiederfinden, wie die Spanier ihre Provinzen und Hauptstädte nach Mittelamerika, die Engländer die Namen ihrer Grafschaften und Bischofssitze nach dem Norden desselben Continents zu verpflanzen suchten, so scheint auch Augustin nach einer ähnlichen Reproduction des Centrums, von dem er ausgegangen, getrachtet zu haben. Wir wissen, dass innerhalb der Mauern Roms damals noch kein Begräbniss gestattet war, dass die Bestattungsplätze längs den grossen Strassen gelegen waren, die strahlenförmig in allen Richtungen von der Stadt ausliefen. Augustin fand nun von Canterbury an die Meeresküste, bis nach Deal führend eine alte, einst gleichfalls von den Römern gepflasterte Strasse, dieselbe, die ihn, zuerst in das Land geführt. An ihr wollte er seinen Kirchhof anlegen, und dieser sollte mit dem geistlichen Institute verbunden sein, welches bestimmt war der Christianisirung Englands unmittelbares Leben zu ertheilen. Der Gottesacker, auf welchem die Gebeine des ersten Primas von England und des ersten christlichen englischen Königs bestattet worden sind, ist eine directe Erinnerung an die Via Appia, wie uns die Kirche St. Pancratius an den Mons Caelius gemahnt. Solcher Anklänge giebt es bei Lebzeiten Augustins noch mehrere: die Kathedrale des Bisthums Rochester erhielt den heiligen Andreas, die von London den Apostel Paulus zum Schutzpatron. Die Abtei zu Westminster, gleichfalls an einer Stelle, wo einst christliche Briten und heidnische Sachsen gebetet und geopfert hatten, wurde wieder dem Apostelfürsten St. Peter gewidmet.

Augustin starb am 26. Mai 605 als Abt und Erzbischof, nachdem er noch persönlich die vornehmste Aufgabe seiner Sendung vollendet hatte. Seine Abtei hat bestanden, bis im

sechszehnten Jahrhunderte unter Heinrich VIII. alle ähnlichen Stifter Englands gefallen sind. Sie hatte im Mittelalter, nachdem sich an die Kathedrale ein eigenes, noch reicher fundirtes und mächtigeres Kloster angesetzt hatte, viele hässliche Kämpfe geführt, wie sie in der Geschichte der Monastik nur zu häufig vorkommen. Der einzige unmittelbare Rest der einst so weitläufigen Baulichkeiten ist ein sehr schönes Thor des fünfzehnten Jahrhunderts mit zwei herrlich verzierten und wohl erhaltenen Thürmen. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, wie neuerdings hinter jenem Thore, das nunmehr wieder als Haupteingang dient, und auf dem Boden der alten Abtei in altgothischem Baustile mit Halle und Kapelle ein umfangreiches Convictorium aufgeführt worden ist, in welchem die englische Staatskirche ihre Missionäre für alle Welttheile erziehen lässt. An derselben Stätte, von der einst die Bekehrer der Friesen und Continentalsachsen abgeordnet wurden, empfangen jetzt Neger, Hindus und Polynesier Unterweisung und priesterliche Weihe, um die Lehre vom Kreuze nach allen Zonen hin unter ihre Landsleute zu tragen. So leuchtet denn noch heute das Vorbild jenes Augustinus, von dem König Aelfred, der Westsachse, dichtet: »Papst Gregor, der Kämpe des Herrn, habe ihn abgefertigt, die Botschaft über die Salzfluth denen zu bringen, die auf den Inseln wohnen.«

Einem späteren Zeitalter und einem doch mannichfach verschiedenen Ideenkreise gehören ein anderes Ereigniss und eine andere Persönlichkeit an, deren Gedächtniss, so viel Wandel auch die Zeiten gebracht haben, niemals von Canterbury zu trennen sein wird. Es haftet vornehmlich an der Kathedrale, zu der, wie eben erwähnt, bereits von Augustin der Grund gelegt worden war. Von der Geschichte jenes ältesten Gebäudes weiss man wenig. Es ist nur bekannt, wie

im achten Jahrhundert in Verbindung mit demselben ein Benedictinerkloster entstand, das bald den Kanonikern und den auf ihre Ausnahmestellung nicht wenig eingebildeten Mitgliedern des St. Augustinsklosters ihre Rechte entwand und in Opposition gegen die Suffraganen der Provinz als Kapitel für den Sprengel und die Provinz des vornehmsten Erzbisthums der Insel zu schalten begann. Selbst die Gebeine Augustins wusste diese neue Brüderschaft ihren Nachbarn diebisch zu entwenden, um auf Grund des Besitzes jener theueren Reliquien das höhere Vorrecht und Ansehen zu behaupten. Hierüber und über viele ähnliche Fragen haben mehrere Jahrhunderte hindurch die erbittertsten Zänkereien gewüthet.

Das alte Domgebäude verschwindet dann am Ausgange der Sachsenzeit. Lanfranc, der grosse scholastische Primas Wilhelms des Eroberers, begann den gewaltigen Bau, dessen Grundmauern grossentheils heute noch stehn; obwohl im Jahre 1174 eine gefährliche Feuersbrunst Dach und Gewölbe zerstörte, finden sich noch jetzt auf der Nordseite an zierlichen Treppensäulen und in der grandios ausgeführten Krypte die unverkennbarsten Spuren des besten normannischen Baustils. Es ist dann der grosse Erzbischof Stephan Langton aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, dessen energischem Auftreten England und die Welt die Magna Charta verdanken, und dessen Sarkophag, gleichsam als gehöre der Todte nicht ganz der Kirche und zur guten Hälfte der Welt an, auf der Südseite durch die Mauern hindurch auf den Kirchhof hinausgebaut ist, der den Plan des Gebäudes aufzuführen und zu vollenden begonnen hat, wie wir ihn jetzt vor Augen haben. Dazu gab aber eben jenes Ereigniss Anlass, das mit Ausnahme der Bekehrung Aethelberts alle übrigen, die sich in Canterbury zugetragen, in den Schatten gestellt und der

Kathedrale einst ein Grabmal verschafft hat, vor dem freilich diejenigen Lanfrancs, Anselms, Stephan Langtons und vieler anderer berühmter Männer keineswegs vergessen, aber dennoch für mehrere Jahrhunderte in den Hintergrund getreten sind. Ich meine den Schrein des zum Märtyrer und Nationalheiligen gewordenen Erzbischofs Thomas Becket.

Es würde zu weit führen, wenn ich die oft erzählte Lebensgeschichte dieses seltenen Mannes wiederholen oder mich gar auf eine Erörterung des Streits, den er durchzuführen gehabt, einlassen wollte. Doch ist es jedenfalls am Ort, immer wieder gegen den hauptsächlich von Thierry verbreiteten Irrthum Einsprache zu erheben, dass Becket als ein Repräsentant des sächsisch-germanischen Wesens gegen den Plantagenet Heinrich II. als Vertreter des Romanismus in den Kampf getreten sei. Will man einmal nationale und culturhistorische Gesichtspunkte festhalten, so verhält es sich geradezu umgekehrt. Ueber keinen Kirchenstreit jener Jahrhunderte und die an ihm sich betheiligenden Persönlichkeiten ist so viel urkundliches Material vorhanden, wie gerade über Becket. Es gibt an die tausend echter Briefe der verschiedenen handelnden Personen; wir kennen wenigstens zwanzig Lebensbeschreibungen und Passionen, die schon innerhalb fünfzig Jahre nach dem Martyrium verfasst worden sind. Bald hat die gläubige Nachwelt die Verfasser der vier vornehmsten, welche sämmtlich Augenzeugen gewesen, mit grosser Arroganz, man möchte fast sagen Blasphemie, als die Evangelisten des neuen Heilands betrachtet und ihre mit Wunderwerken reichlich ausgestatteten Berichte in dem sogenannten Quadrilogus zusammen gestellt. Aus unanfechtbaren Documenten aber lässt sich nicht allein die Herkunft des Märtyrers und seiner Vorfahren aus der Normandie erweisen, sondern seine Bildung und die Waffen, mit denen

er kämpft, sind in recht eigentlichem Sinne romanischen und geradezu römischen Ursprungs, während nachweisslich gerade der König die schon von den Sachsen und von seinem Vorfahren dem Eroberer angebahnten Rechte einer anglikanischen Kirche zu behaupten trachtet und sich dabei altsächsischer, echt germanischer Hülfsmittel zur Vertheidigung bedient. Becket, einst als Kanzler der sehr weltlich gesinnte Vollstrecker der Befehle seines Herrn, sucht nunmehr als Prälat eifrig die Consequenz der pseudo-isidorischen Decretalen, die Summe der überspannten Machtansprüche Gregors VII. und die jüngst publicirten kanonischen Lehren Gratians in England durchzuführen; während in dem ihm, dem ersten Pair des Reichs, gemachten Processe Heinrich II. nachweislich zum ersten Male diejenige Institution hervorzieht, welche in der englischen Rechtsgeschichte als ein Geschworenengericht bezeichnet werden kann. Der weltliche Staat und die geistliche Gewalt geriethen auf das Härteste an einander; ersterer, in Gestalt einer kraftvollen Monarchie, behielt im Lande selbst den Sieg; der Erzbischof entwich, nachdem er sich überzeugt, wie der Urtheilsspruch seiner Pairs gegen ihn ausgefallen und sogar die Mehrzahl seiner geistlichen Brüder seinem hochmüthigen Beginnen zuwider war. Von Aussen her jedoch, gestützt auf die Autorität des Papsts, setzte er mit derselben Leidenschaft den Kampf fort. Erbitterung und Verstellung von beiden Seiten liessen es trotz aller Versuche nimmer mehr zu einer aufrichtigen Versöhnung kommen. Endlich entschloss sich Becket zur Rückkehr, aber keineswegs in der Absicht einen Schritt breit nachzugeben; sein Vorsatz war Schimpf und Schande zu erdulden und im äussersten Falle an geweihter Stätte, da, wo er zu pontificiren pflegte, zu sterben und im Märtyrertode dennoch den Sieg davon zu tragen.

Dass dies die entschiedene Absicht des Prälaten war, ergibt sich, wenn man mit den gleichzeitigen Berichten in der Hand die Kathedrale besucht und unter den weiten Trümmerresten und Räumlichkeiten des ehemaligen erzbischöflichen Palastes und der Klostergebäude umherwandelt. Becket wusste, als er nach der Mittagsmahlzeit am 29. December 1170 in einem Gemache seiner Residenz sass und, wie es seine Gewohnheit war, mit seinen geistlichen Untergebenen über Geschäfte redete, dass im Kloster St. Augustin jene vier Ritter abgestiegen seien, die ein verhängnissvolles Wort ihres Königs begierig aufgegriffen und sich sofort aus der Normandie herbeigemacht hatten um den unbeugsamen Kirchenfürsten mit dem Schwerte in der Hand zum Nachgeben zu zwingen. Es dauerte nicht lange, so traten eben diese Herren, von denen ein jeder obenein seine eigene Sache mit ihm hatte, in das Gemach und erhoben nach gegenseitig ziemlich trotziger Begrüssung einen heftigen Wortwechsel, der nur dazu beitrug, die Standhaftigkeit des Prälaten und die Wuth seiner Gegner zu fördern. Bald eilten diese hinunter in den Hof, um die Waffen, die sie abgethan, zur blutigen That wieder anzulegen und ihre Begleiter als Wachen auszustellen. Mittlerweile waren die Residenz, das ganze Kloster in Bewegung gerathen. Von den Mönchen hatten sich die meisten, da es bereits dunkel geworden und die Vesper begonnen hatte, in die Kirche begeben; andere, muthiger als der grosse Haufe, machten sich daran, die Pforten zu verrammeln, oder stürzten in das Gemach ihres Oberhirten zurück und suchten ihn mit stürmischen Bitten zu bewegen, gleichfalls an geweihte Stätte zu fliehen. Eine Weile sträubte er sich hartnäckig, er hatte jenen Blutmenschen das Wort gegeben, nicht von der Stelle zu weichen; dann aber besann er sich eines anderen, befahl, dass

ihm sein erzbischöfliches Kreuz vorausgetragen werde, und liess sich von den Brüdern durch das Hinterpförtchen des Palastes und durch den ebenfalls im Norden der Kathedrale gelegenen Kreuzgang mehr schleppen als führen. Schritt für Schritt können wir dort ihren Weg verfolgen, ihn in das massive Capitelhaus, wo noch heute die Inthronisation der Erzbischöfe statt findet, und durch eine Seitenthür in das Nordschiff der Kathedrale begleiten. An den dort befindlichen Altären der Jungfrau oder St. Benedicts, in der Krypte, deren Treppe in nächster Nähe war, in der in verborgener Höhe angebrachten Kapelle des heiligen Blasius hätte Becket vor seinen Mördern, die jetzt gewappnet durch den Kreuzgang hinterdrein stürmten, Zuflucht finden, bei der hereinbrechenden Nacht leicht sich schützen können. Er war eben im Begriffe die breite Treppe, die zum hohen Chore führt, hinanzusteigen, um dort imposant und theatralisch, wie sein ganzes Wesen, hinter dem Altare in dem ehrwürdigen porphyrenen Sessel zu sterben, in welchem von Alters her der Erzbischof Weihe und Huldigung empfängt, als das Erscheinen der Ritter ihm keine Zeit liess, er umkehrend ihnen in der Kapelle St. Benedicts entgegentrat und daselbst nach einem kurzen, bitteren Gezänk, in welchem ein Schmähwort Beckets die Wuth der Gegner vollends entfesselte, sich ungebeugt und wahrhaft heroisch tödten liess. Das war das äusserste, furchtbarste Ergebniss des Kampfes, den das Scepter wider den Krummstab geführt. Endlich hatte das Schwert gezuckt und den Gesalbten des Herrn getroffen, der aber hatte es selber zu fügen gewusst, dass sich dabei Verbrechen auf Verbrechen häufte, Priestermord, Sacrileg und Tempelschändung. Er war, was er gewollt, ein Märtyrer der Kirche geworden, und durch sein Blut hatte er ihr den Weg zum Siege gebahnt; sie musste ihn rächen.

Es würde zu weit führen, wollten wir in alle Einzelheiten eingehen, welche über die Vorgänge in jener Schreckensnacht erhalten sind. Nur Eines, und das die Hauptsache muss hervorgehoben werden. Während die Mörder ihrem Schlachtopfer und dem Heiligthume den Rücken wandten um die erzbischöfliche Schatzkammer vor allen nach Documenten zu durchsuchen, hatten die Mönche, die sich nur allmälich herbeigewagt, den theuren Leichnam mit dem Blute und gespaltenen Schädel, die Gewänder, unter denen sie zu ihrem Erstaunen, was sie nie erwartet, harte härene Busskleider angetroffen, jammernd und klagend aufgenommen und in der alten Krypte, im östlichen Winkel vor den Altären St. Johannis und St. Augustins beigesetzt. In kurzer Zeit war dieser Schatz in dem sicheren Zufluchtsorte völlig ungefährdet, und ehe nur daran gedacht wurde ihn würdiger und glänzender unterzubringen, verlautete von Wunderwerken, die von den Gebeinen des kühnen Märtyrers ausgiengen. Schon in drei Jahren hatte Papst Alexander III., der seine Sache aufgenommen, ihn heilig gesprochen; St. Thomas von Canterbury, den die katholische Welt unter ihre Glaubenshelden versetzte, begann alsobald nach dem Tode auch England zu erobern.

Das Verhängniss wollte, dass um dieselbe Zeit ein Umschwung auf politischem Gebiete hinzutrat. König Heinrich, der es wohl verstanden, in wahrhaft nationaler Weise mit einem ehrgeizigen, herrschsüchtigen Pfaffen fertig zu werden, bekam es mit gefährlichen Aufständen auf beiden Seiten des Meers zu thun; sein eigenes Fleisch und Blut, sein Erstgeborener erhob sich gegen ihn. Ein päpstliches Interdict hatte bereits aller Welt veranschaulichen sollen, wie die Züchtigung des Himmels über das gekrönte Haupt hereinbreche für die Frevelthat, zu welcher der König doch den Anstoss gegeben.

Heinrich selber stutzte, er, der bisher niemals um die Mittel verlegen gewesen. War es Politik oder Sinneswandlung, genug, am 12. Juli 1174 finden wir ihn im bussfertigen Aufzuge, barhaupt und barfuss durch die Strassen von Canterbury wallen um im Dome eine schmachvolle Pönitenz zu verrichten. Andächtig folgt er den Spuren der jüngsten Passionsgeschichte und wirft sich endlich am Grabe in der Krypte auf die Knie: die Mönche empfangen sein Sündenbekenntniss und geisseln ihm den nackten Rücken. Die ganze Nacht hat er auf dem kalten Stein im Moder des Kellergewölbes zugebracht. Und welche Früchte trug diese Busse, eine Unterwerfung, nicht minder demüthigend als die Kaiser Heinrichs IV. zu Canossa? Wenige Tage später, zu London, um Mitternacht pochte ein reisiger Bote an die Kammer des Königs und brachte die frohe Nachricht, dass um dieselbe Stunde, als er von Canterbury aufgebrochen, seine Feinde im Norden des Landes in einer grossen Schlacht unterlegen seien. Ihm war verziehen, ein neues Wunder war geschehen.

Wenige Wochen später, am 5. September, ereignete sich jener bereits erwähnte Brand der Kathedrale und verhinderte für längere Zeit, dass die Reliquien aus ihrer verborgenen Ruhestätte in ein grossartiges Denkmal übergeführt würden. Endlich im Jahre 1220, fünfzig Jahre nach dem Martyrium, war der Neubau und vor allen der noch hinter dem Hochaltare weit hinaus dem Märtyrer zu Ehren aufgerichtete Chor so weit vollendet, dass im Beisein Heinrichs III., eines glänzenden Hofs und vieler hohen einheimischen und ausländischen Prälaten am 7. Juli die feierliche Translation des Leichnams von der Krypte nach dem prachtvollen Schreine in der Emporkirche vorgenommen werden konnte. Der Name des Heiligen, der in Kurzem nicht nur bei allen Nationen des lateinischen

Abendlandes berühmt geworden, dessen Ruf die Kreuzfahrer sogar bis nach Jerusalem, nach Akkon und Constantinopel getragen hatten, dem auch im Morgenlande Kirchen geweiht worden sind, rechtfertigte das Bestreben der englischen Nation, ihm, der ihr vor allen gehörte, nicht nur ein über alle Massen kostbares Heiligthum zu errichten, sondern ein so eigenthümliches Bauwerk wie jenen weit über den ursprünglichen Hochaltar vorgeschobenen Chor aufzuführen.

Der wunderwirkende Heilige und die Pracht seines Grabmals haben dann drei Jahrhunderte hindurch die vornehmsten Verehrer, viele Tausende von Neugierigen und wahrhaft Hülfsbedürftigen herbeigelockt. Kaiser und Könige haben an dem Sarkophage ihre Andacht verrichtet und Gold und Edelgestein und Diamanten, die zu den grössten in der Geschichte bekannten gerechnet werden, zur ferneren Ausschmückung des Schreins hinterlassen. Im Frühlinge besonders pflegten unabsehbare Schaaren Andächtiger auf drei grossen Strassen nach Canterbury zu wallfahrten; die Wirths- und Kaufhäuser des alten Orts, von denen noch einige sehr bemerkenswerthe Muster erhalten sind, füllten sich alsdann mit Pilgern aus allen Theilen der britischen Inseln und von den verschiedensten Nationen des Continents. Alle drängten sich in die Kirche, um am Schreine zu knien und anzubeten. Nur den vornehmsten pflegten die Mönche, deren Stift in Folge dieser Besuche bald zu einem der reichsten in der Welt wurde, die kostbarsten Reliquien, insonderheit den oberen Theil des durchhauenen Schädels zu zeigen. Von den tausend und abertausend Pilgern opferte ein jeder seinen Pfennig; auf den Knien sind sie die Stufen zur Emporkirche hinauf und wieder herabgerutscht, wie die grossen Höhlungen in denselben noch heutigen Tags deutlich erkennen lassen.

Aber noch zu anderen, dauernderen Zierden der Kathedrale hat der Heilige von Canterbury Anlass gegeben. Nicht nur von den Grabdenkmälern seiner Nachfolger aus katholischer und protestantischer Zeit ist die weite, grosse Kirche erfüllt; zwei Fürsten haben unmittelbar zur Seite des Märtyrers den Frieden im Grabe, den ihnen das Leben vielfach versagt hatte, zu finden gehofft. Der erste ist der grösste Kriegsheld des englischen Mittelalters, der sich hier und da wohl mit dem der neusten Zeit, mit dem Herzoge von Wellington vergleichen lässt, Eduard der schwarze Prinz, dessen grosses Feldherrntalent in Frankreich und in Spanien die wunderbarsten Schlachten seines Jahrhunderts gewonnen, und dessen ritterliche Eigenschaften, der ausgeprägte Typus des vollendeten englischen Gentleman, ihm bei Freund und Feind aufrichtige Bewunderung erworben. Sein buntes, thatenreiches Leben, sein Leiden an Leib und Seele, sein Tod vor der Zeit, ehe nur der Vater gestorben und ihm den Thron hinterlassen, sind hinreichend bekannt. Weniger klar sind die spärlichen Andeutungen, weshalb er sich die unmittelbare Nähe des englischen Nationalheiligen schon bei Lebzeiten zum Orte seiner Beisetzung gewählt hatte. Wir wissen nur, dass, als er einige Monate nach dem grossen Siege bei Poitiers im März 1357 in Begleitung seines vornehmen Gefangenen, des Königs Johann von Frankreich, zurückkehrte, er auf der Reise nach London auch Canterbury besuchte. Vielleicht geschah dies auf den Wunsch des fremden, trostbedürftigen Fürsten, der in der Folge während seiner langjährigen Gefangenschaft noch mehrmals durch reiche Geschenke seine grosse Verehrung für den heiligen Thomas bethätigt hat. Aber wenig später, im Jahre 1363, zur Zeit, wo er heirathete, stiftete der Prinz zwei Altäre in der sehr schönen Kapelle auf der Südseite der Krypte, an

deren Wänden wir noch seine Wappen angebracht finden. Liess er hier schon bei Lebzeiten für das Heil seiner Seele beten, so wandte sich sein Sinn immer mehr dem Dome zu, in welchem der berühmte Heilige Englands begraben lag, nachdem er selber in unheilbar aufzehrender Krankheit dahinsiechte und, von tiefer Schwermuth ergriffen, sich zu einem frommen Tode anschickte. In dem von ihm selbst kurz vor seinem Ende in französischer Sprache abgefassten Testamente bestimmt er ausführlich, wie man ihn zu Canterbury südlich von Beckets Schrein bestatten und ihm ein kostbares, bis ins Kleinste beschriebenes Grabmal errichten solle. Dieser Wille ist pünktlich ausgeführt worden, und bis auf diesen Tag findet sich an der bezeichneten Stelle das eherne Kunstwerk so prachtvoll, wie es wenige ähnliche in der Christenheit geben mag. Auf dem mit den Wappenschilden des Prinzen und den von ihm selbst in französischer Sprache gedichteten rührenden Versen gezierten Sarkophage ruht das Bildniss in goldener Rüstung und dem in buntem Schmelz gearbeiteten Waffenrocke, die Leoparden Englands und die Lilien Frankreichs gekreuzt auf rothen und blauen Feldern darstellend. Hoch darüber, zwischen den Säulenknäufen des Chors, hängen seine Reliquien, die wohl erhaltenen Waffen, die er einst auf den grossen Siegeszügen durch Frankreich und Spanien getragen, Helm und Schild, der Waffenrock, das Schwert und die stählernen Handschuhe. Einen Deutschen müssen die auf den Bildwerken des Denkmals am Deutlichsten erhaltenen, immer wiederkehrenden beiden Devisen des Helden besonders anziehn, das Ich diene und das stets damit wechselnde Wort Houmout, wahrscheinlich Hochmuth, hoher Muth — magnanimitas — deren Ursprung, wie bei ähnlichen Mottos des Mittelalters, dunkel bleibt, die aber höchst wahrscheinlich auf seine Mutter

Philippa von Hennegau und deren Beziehungen zu Deutschland zurückzuführen sind. Ich diene erscheint indess nachweislich zuerst im Schilde des schwarzen Prinzen; erst späterhin gehört es dem jedesmaligen Prinzen von Wales.

Der andere Fürst, welcher sich im Tode nach der Nähe der Gebeine Beckets gesehnt hat, ist der Neffe des vorigen, der erste Lancaster, König Heinrich IV. Die Unthat, durch welche er sich auf den Thron geschwungen, die bitteren Früchte, welche sie schon während seiner Regierung getragen, haben unverkennbar in seiner Seele schwere Gewissensbisse genährt. Wir erinnern uns aus Shakspere seines Wunsches, sein Leben auf einer Kreuzfahrt zu beschliessen, und wie er alsdann im Glauben an eine ihm gewordene Prophezeiung freilich nicht an Ort und Stelle in Jerusalem, sondern in der Jerusalemkammer der Abtei von Westminster gestorben ist. In derselben Idee der Sühne und sich abwendend von der Stiftskirche, wo die Särge seiner Königlichen Vorgänger beigesetzt waren, wählte er sich den Chor von Canterbury zum Begräbnissorte und zwar die Nordseite des Schreins seinem Oheim gegenüber, dessen Sohn und Erben er aus dem Wege geräumt. Dort steht denn auch ein schönes Epitaph in weissem Marmor mit den Bildnissen des Königs und seiner Gemahlin in Alabaster. An der Wand findet sich noch der zierlich aus Stein gearbeitete Baldachin des Altars, an welchem bis zur Reformation die Seelenmessen für König Heinrich IV. gelesen worden sind.

Diese beiden Denkmäler sind Zeugen des verkommenden Mittelalters, wo wie die gesammte Kirche auch der Heiligen- und Reliquiencult in entsetzliche Missbräuche ausartete und in England insonderheit der weltliche Reichthum, die Ueppigkeit und Herrschsucht des geistlichen Standes das eigene Da-

sein desselben unterwühlen halfen. Auch hier kündete sich in allen Sphären des Lebens eine neue Zeit an, die Sehnsucht nach Erlösung von dem pfäffischen Drucke, nach Rückkehr zur ursprünglichen und unverfälschten Lehre und Kirche Christi machte sich von einem Tage zum andern mehr bemerkbar. Die Tage nahten heran, wo Hoch und Niedrig der Verehrung eines Thomas Becket, der mit unnationalen Gelüsten sich der Herrschaft über Seele und Leib zugleich anmassen gewollt, abschütteln sollte, wo das fast verschollene Andenken eines evangelischeren Zeitalters, ja sogar des Gregor und Augustin, wieder aufleben musste.

Aus den letzten Decennien, kurz vor dem Zeitpunkte, ehe die grosse Katastrophe eintrat, sind noch zwei merkwürdige Berichte erhalten, die, obwohl mannichfach verschieden von einander, doch beide den Eindruck machen, dass die Zeit aufrichtiger Begeisterung für Reliquien und fromme Wallfahrten zu den Heiligen rasch ihrem Ende entgegen gieng. Der erste dieser Berichte ist die Beschreibung der Reise des edlen Böhmen Herrn Leo von Rozmital, des Schwagers des Utraquistenkönigs Georg Podiebrad, der bei seinem Besuche am Hofe Eduards IV. auch zum »lieben Herrn Sant Thomas von Kandelberg« kommt; sein literarischer Begleiter meint: »das kein kostlicher sarch sei in der Christenheit,« und schildert alle Schätze bis auf den grossen Diamanten. Gläubig bemüht er sich noch alle neuen Erfindungen hinzunehmen, mit denen ihn die Dreistigkeit der Mönche wahrhaft überschüttet zu haben scheint. Die andere Nachricht findet sich in einem Briefe des Erasmus von Rotterdam, in welchem dieser berühmte Gelehrte erzählt, wie er einst im Jahre 1512 mit seinem Freunde John Colet, dem gelehrten Dechanten von St. Pauls zu London, die Schätze im Dome von Canterbury besucht

habe, welcher Gestalt sie die Reliquien gefunden und verehrt, und was sie darüber mit einander verhandelt haben. Darnach fühlten sie bereits, wie das Ende der Anbetung des Thomas Becket herannahte. Der Schlag geschah endlich am 24. April 1538 durch den gewaltsamen Befehl Heinrichs VIII., mit welchem dieser kluge, aber brutale Fürst, von seinem Supremat Gebrauch machend, die Hand nach den unermesslichen Schätzen des Schreins ausstreckte und den Thomas Becket, den einstmaligen Erzbischof von Canterbury, jetzt nach drei und einem halben Jahrhunderte des Hochverraths, der Rebellion und der gefälschten Heiligkeit zieh. Was er am Schreine seines königlichen Ahnen Eduards des Bekenners nicht zu vollstrecken gewagt hat, dessen Heiligthum bekanntlich bis auf diesen Tag auf seinem Flecke im Chore von Westminster stehn geblieben, vollbrachte er ungehindert zu Canterbury. Während Niemand die Gräber des schwarzen Prinzen und Heinrichs von Lancaster anzutasten sich unterfieng, ist das grosse Grabdenkmal des Märtyrers von Canterbury so gut wie spurlos verschwunden; nur wenige Stücke des alten kostbaren Mosaikfussbodens deuten an, wo es so lange gestanden.

Die Zeit der Intoleranz hat also aus den verschiedensten Jahrhunderten und in schroff entgegen gesetzten Richtungen auch zu Canterbury ihre Spuren hinterlassen. Da berührt nichts wohlthuender, als in Mitten dieser Fussstapfen geistlicher und weltlicher Leidenschaft ein Beispiel des Gegentheils, ein Denkmal seltener Duldung anzutreffen. Als die grosse Elisabeth die protestantischen Flüchtlinge aus Frankreich bei sich aufzunehmen begann, siedelte sich eine kleine Colonie derselben, meist arme Seidenweber, in Canterbury an. Man überwies ihnen einen Theil der weitläufigen Krypte, und zwar gerade denjenigen, wo einst die vom Prinzen von Wales

gestifteten Altäre gestanden, und gar nicht weit von dem Flecke, an welchem Anfangs nach dem Brande und während des Neubaus der Kathedrale die Gebeine des Märtyrers gelegen. Hier richteten sich die Refugiés ihren Betsaal ein. Die Nachkommen derselben, obwohl zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, üben dort bis heute ihren presbyterischen Gottesdienst in ihrer Muttersprache, unmittelbar unter dem hohen Chore, wo vorschriftsmässig mit dem grössten Gepränge der anglikanische Ritus gefeiert wird, ein selten schönes Zusammentreffen, wie sich kein ähnliches in einer anderen englischen Domkirche erhalten haben mag.

II. Mönch und Bettelbruder.*)

Die christliche Kirche im Morgen- und Abendland hat wenige Jahrhunderte schon nach ihrer Stiftung zu den aus der ersten Einsetzung hervorgegangenen Organen der Verwaltung in dem Mönchswesen noch einen anderen Träger ihrer Autorität hinzugefügt. Aus dem contemplativen Bedürfnisse entsprungen, hat sich dies eigenthümliche Element frühzeitig dem Christenthum beigemischt, und, während es in der orientalischen Kirche den ursprünglichen Character des abgesonderten, selbstbeschaulichen Eremitenwesens fortentwickelt, in der des Abendlandes geradezu die aggressiv vorwärts dringende Seite des zur Weltherrschaft bestimmten Glaubens ausbilden helfen. Seit Benedict von Nursia gelten die Mönchsorden und Klostergesellschaften, wie sie sich bis auf unsere Tage im Katholicismus einer aus dem anderen hervorgehoben und den Anforderungen des jedesmaligen Zeit-

*) Chronicon Monasterii de Abingdon ed. Stevenson, 2 vols. London 1858. Rerum Britan. Medii Aevi Scriptores. — Chronica Jocelini de Brakelonda, London 1840. Camden Society. — Monumenta Franciscana, ed. Brewer, London 1858. Rerum Britan. Medii Aevi Scriptores.

alters möglichst anzubequemen gesucht haben, neben der Weltpriesterschaft, den Verwaltern des von Gott überkommenen Geheimnisses, recht eigentlich als der streitende Theil der Kirche. Das sind sie denn auch in der Geschichte Englands gewesen in dem Verhältnisse und dem besondern Masse, in welchem die Insel an der Ausbreitung des Christenthums Theil zu nehmen auserkoren war, und selbst über die Zeiten hinaus, als der für die Welt entscheidende Abfall von Rom auch hier siegreich vollzogen worden. Versuchen wir einmal die Hauptmomente und einige der vorzüglichsten Gruppen in der Entwicklung der Orden während des englischen Mittelalters kurz zu charakterisiren. Wir werden da wie überall im lateinischen Occidente verschiedene Schichten finden, die sich im Dienste des Bischofs von Rom die eine auf die andere lagern, Jahrhunderte lang die geistliche Eroberung fortzuführen streben, dann still stehn, versinken und endlich getrieben werden, den Boden, den ihnen eine andere Macht abgewinnen will, Schritt für Schritt zu vertheidigen. Nationalen, territorialen Eindrücken haben sich schon die älteren Phasen nicht völlig entziehen können; als endlich der englische Volksgeist die ursprünglichen Waffen der christlichen Lehre hervorsucht und die geschlossene Schaar des fremden Instituts durchbricht, da ist schon lange vor dessen völliger Vertreibung die Besiegung gesichert.

Schon als die Vorkämpfer der keltisch-irischen Kirche, deren Lehre und Disciplin auf directe Herkunft aus dem Orient weisen und sich Jahrhunderte lang gegen die Unterwerfung unter den römischen Pontificat gesperrt haben, sind die Mönche von Bangor und von Jona, die Genossen St. Patricks und St. Columbas zu betrachten. Ihr Feuereifer äussert sich in der thätigen Mission, mit welcher sie nicht nur die verschiedenen Stämme der britischen Inseln zu gewinnen, sondern auch den

germanischen Heiden des Festlands, den Franken, Alamannen, und Baiern die Heilslehre zu bringen trachten. Allein ihrer Gluth fehlt es doch an nachhaltiger Kraft, ihrem System an Organisation. Ueberall muss die aus altkeltischer Nationalität hervorgegangene druidenartige Kaste weichen, sobald die germanischen Völker sich den geschlossenen Kirchenformen Roms ergeben und nun Stammhass und der Kampf für das allein seligmachende Bekenntniss sich verbinden, die alten Gebiete der irisch-schottischen Mönche in Beschlag nehmen, ja, ihre eigenen Eroberungen weit darüber hinaus fortsetzen. Für England wurde es entscheidend, dass die Angelsachsen unmittelbar vom deutschen Heidenthume zum katholischen Glauben übertraten. Der neue lateinische Mönchsorden, erst vor wenigen Decennien in der Wildniss von Montecassino gestiftet, errang diesen Sieg: Augustin, der Apostel Gregors des Grossen, und seine vierzig frommen Begleiter waren italische Benedictiner.

Wir wissen zu wenig Sicheres über die Stätten des ihnen vorausgehenden keltischen Monasticismus und über das sociale Treiben ihrer Bewohner, um angeben zu können, wie viel die neuen Ankömmlinge etwa aus den alten Institutionen in die ihrigen herüber genommen haben. Doch wird bei jenen wohl ein entschieden orientalischer Zug der Selbstbetrachtung und homiletische Unterweisung der rohen Bevölkerung vorgewaltet haben; von der eigenen Erhebung auf materieller und geistiger Grundlage und der Mittheilung ihrer Kunde und Fertigkeit an die Nachbaren ist bei den altbritischen Mönchen in Wales, Irland oder Oberdeutschland nicht die Rede, sie haben weder den Wald ausgerodet und den Acker gebaut, noch an alten und neuen Schriften geschrieben und gelesen. Dagegen haben die Glaubensboten Gregors neben dem orthodoxen Rüstzeuge zum Kampfe wider ihre Feinde auch die Anleitung zu allerhand

dem Körper und Geist gleich nützlicher Thätigkeit mitgebracht. Sobald sie sich in Kent festgesetzt und nun nach Nord und West sich auszubreiten beginnen, werden überall neben der neu errichteten Stiftskirche auch Scheunen und Viehstall aufgeführt und in unmittelbarem Anschluss an das Gotteshaus Schulen eröffnet, wo theils die Jugend der nur erst äusserlich bekehrten Bevölkerung die Glaubenssprüche und das Lesen lernt, theils aber auch die zum klösterlichen Leben und zum Priesterstande bestimmten den weiter gehenden Unterricht zu ihrem ernsten Berufe erhalten. So werden diese katholischen Stiftungen, was die Schottenklöster in dem Masse nicht gewesen, Pflanzschulen für Klerus und Laienschaft Behufs der Erlernung und Benutzung sehr bestimmter irdischer und himmlischer Güter.

Nach dem Muster des Mutterklosters St. Augustins zu Canterbury entstehen nun seit dem siebenten Jahrhunderte Abteien und Prioreien auf Grund der Regel des heiligen Benedict in allen englischen Gauen. Im Norden, vor allen auf der Insel Lindisfarne, der Mutter von Durham und vieler anderer geweihten Stätten in Northumbrien, blühen sie wohl aus den Trümmern einer alten christlich-keltischen Stiftung auf. An mehrere Kathedralkirchen, wie namentlich zu Canterbury und Winchester, setzt sich in der Folge ein Kloster an, seine Mitglieder bilden das Kapitel für den Sprengel; anderswo, wie zu Ely, wird aus dem Kloster im Laufe der Zeit eine Kathedrale. Es fehlt nicht an Plätzen, wie St. Albans und Bury St. Edmunds, die, grossen Nationalheiligen geweiht, an Reichthum, Einfluss und Macht hinfort mit den benachbarten Bischofssitzen wetteifern, an anderen, wie Walsingham, die eine Stätte heidnischer Gottesverehrung, Quelle und Hain, zur Grundlage genommen. In der Blüthezeit des Mittelalters finden wir

England von Hunderten solcher Anstalten angefüllt; bald haben sie einer Reihe von Ortschaften das Dasein gegeben, bald drängen sich mehrere von ihnen in der Nachbarschaft grösserer Orte an einer alten Culturstätte zusammen. Noch liegt allen gemeinsam der Kanon von Montecassino zu Grunde; überall dieselben Formen des Lebens und Wirkens der Brüder, überall ähnliche Beziehungen zur Welt ausserhalb der Klostermauern. Freilich haben die verschiedenartigen Neigungen und provinciellen Bedürfnisse auch hinlänglich Spielraum sich geltend zu machen. Während zunächst in Canterbury, angeregt durch einen Kirchenfürsten griechischer Herkunft, kaum ein Jahrhundert nach der Bekehrung ein beinah klassisches Studium sich mit der praktischen Theologie verbindet und seine schönste Rebe bis hoch gen Norden in Bedas stille Zelle zu Jarrow rankt, wendet sich an vielen anderen Plätzen das Culturleben der Benedictiner von Anfang an mit besonderer Lust der Nutzbarmachung des unvergleichlichen Bodens der Insel zu. Wir greifen aus den zahlreich erhaltenen Klosterchroniken eine heraus, um an ihrer Richtschnur den Gang der Entwicklung zu verfolgen und zu sehn, wie sich ein solches Stift in socialer, ekklesiastischer und politischer Beziehung vielen ungünstigen Umständen zum Trotz hindurch arbeitet und behauptet.

Abingdon in Berkshire, nicht allzuweit von der Grenze von Oxford, noch innerhalb des alten Königreichs Wessex, welches die Einigung der angelsächsischen Herrschaften vollzog, aber auch später als die übrigen zum Christenthum übertrat, wurde gegen Ausgang des siebenten Jahrhunderts durch den frommen Eifer und die Munificenz zweier fürstlichen Brüder gestiftet. Allein seine eigentliche Begründung verdankt es doch etwas später dem um geistliche und weltliche Ordnung seines Reichs besonders verdienten Könige Jni. Nun erst lassen sich

Abt und Mönche fest nieder und beginnen, was die Volksgesetze desselben Königs allen seinen Unterthanen als Pflicht vorschreiben, zur Wahrheit zu machen und wenigstens eine Hälfte des Bodens als Wiese und Feld zu bestellen. Verlangte doch die Regel des heilig gesprochenen Stifters ihres Ordens, dass alle, welche nicht durch Gebrechen und Schwäche, durch hohes oder niederes Alter daran gehindert seien, nächst dem Kirchendienste die ihnen täglich zugetheilte Arbeit auf dem Felde verrichteten. Das Muster ihres Ackerbaus stammte aus dem warmen und viel rationeller gepflegten Süden. Nun zogen sie die Eingeborenen der Nachbarschaft zur Hülfeleistung heran, lohnten ihnen mit einem Theile der Arbeitsfrucht, und, je nachdem dann Wald und Gestrüpp, Brache und Sumpf verschwanden, wuchs die Fülle des ergibigen Bodens, der, wieder in Pacht ausgethan, allmälich den Ausgangspunkt des Ganzen, das Stift, zum reichen Grundherrn machte. Von einem solchen Centrum liefen also die Strahlen eines neuen, hoffnungsvollen Lebens nach allen Seiten aus.

Die Wüstenei wurde urbar, das Land neben den alten, niemals ganz zerstörten Römerwegen von neuen Strassen durchzogen. Auch die Wildniss im Herzen der Menschen, das alte angestammte Heidenthum, wich allmälich den Segnungen der Pflugschar und dem aus der Scheuer des Evangeliums ausgestreuten Samenkorne, so viele uralte Erinnerungen auch noch am Boden haften blieben und den Leuten durch Ortsnamen, durch Heldensage und Mährchen bezeugt werden mochten. Wie die Kirche überhaupt waren dann auch die Klöster besonders thätig an der Ausgleichung der schroffen Rangverhältnisse, welche den germanischen Volksstaat bei allen seinen Niederlassungen durchzogen; gegenüber der rohen Gewalt und dem Rechte des Schwerts bahnten sich hier in

Gericht und Verwaltung Milde und Versöhnlichkeit den Weg; rastlos und unermüdlich erstrebten sie namentlich ein besseres Loos für die in harter Sklaverei gehaltenen Knechte. Evangelische Barmherzigkeit war eines der ersten Gebote Benedicts gewesen; der Sorge für Arme und Nothleidende, der Gastfreiheit sollten die Brüder einen guten Theil ihrer Zeit und Mittel widmen. Zu diesem Zwecke strömten ursprünglich so viele reiche Einkünfte zusammen; mildherzige Hinterlassenschaften, Zehnten, der Pfennig für das Todtenamt, ja selbst die bald in klingende Münze umgewandelten geistlichen Bussen wurden Anfangs mit vieler Gewissenhaftigkeit auch hierzu wiederum ausgethan. Die Bedürfnisse, so wie die Anweisung der Mönche schufen dann in nächster Nähe die erste Ansiedelung von Handwerkern und Krämern, der Ueberschuss ihrer Feldfrüchte und ihres Viehstandes den ersten Markt, der ursprünglich in der Regel vor der Pforte der Abteikirche gehalten wurde. So bildeten sich Flecken und Städte, Mittelpunkte von Handel und Wandel, so wie das Marktrecht und die Vogtei der geistlichen Herrn. Noch weiter erstreckte sich schon unter den Angelsachsen ihr segensreicher Einfluss in allen Stücken höherer Erziehung und Bildung; schon damals waren die englischen Klöster die Werkstätten vieler Kunstfertigkeiten in Malerei und Musik, Sculptur und Architectur. Das durch Beda so grossartig entwickelte Studium der Wissenschaften sandte einen seiner berühmtesten Vertreter, den Alcuin von York, an den Hof Karls des Grossen, um in dessen Landen dieselbe Schule und Gelehrsamkeit einzubürgern. Hatte auch nicht ein jedes Stift an allen diesen Erfolgen in gleichem Masse Theil, so half es doch, nach eigenen besten Kräften und Anlagen jenen besonderen Bildungsstand herbeiführen, den wir der mittelalterlichen Epoche zuschreiben.

Allein auf diese schöne Jugendzeit, die durch manche Schenkung frommer Gönner in der Erinnerung der Mönche befestigt wurde, folgten nur zu bald Tage schwerer Prüfung. Kaum waren die Kämpfe zwischen den Stammkönigen von Wessex und Mercia entschieden, so trat die gleich Heuschrecken alle Cultur mit Vernichtung bedrohende Invasion der heidnischen Dänen ein. Die Klöster waren die Brennpunkte des Wohlstandes und der Bevölkerung, auf sie also vorzüglich hielten die wilden Seeräuber ihre gierigen Augen gerichtet. Im Süden und in der Mitte des Landes bezeichneten bald das rauchgeschwärzte Gemäuer und das von Unkraut überwucherte Feld den Pfad der Zerstörung. Gold und Silber, so wie die Früchte des Ackers und des Stalls schleppten die entsetzlichen Sieger davon, während die ehemaligen Besitzer mit den kleinen Reliquien ihres Schutzpatrons, mit wenigen Messgeräthen und Büchern obdachlos durch das Land irrten. Auch Abingdon hat dieses grause Menschenalter in ganzer Fülle zu kosten gehabt. Erst Aelfreds Siege brachten Errettung und sicherten das Land vor dem gänzlichen Rückfalle in barbarische Rohheit. Als nun aber die Mönche sich an der alten heimischen Stätte wieder einrichten wollten, hatten sie nicht allein mit dem verwilderten Acker fast von Neuem zu beginnen, sondern es war auch die Zucht unter ihnen selber arg gelockert: wie im ganzen Abendlande während des zehnten Jahrhunderts machte sich auch in England das Bedürfniss nach einer Reorganisation des Klosterlebens dringend geltend. Ueberall war starke Verweltlichung eingerissen, die Zügel der ursprünglichen Disciplin mussten wieder straffer angezogen und den neuen Ordnungen in Staat und Kirche angepasst werden, um sich jenes Todfeindes des ganzen Instituts zu erwehren. Die Reformation oder vielmehr Schärfung der alten Benedictinerregel,

die zunächst in Frankreich und Burgund von der Abtei Cluny ausgeht, in Italien sich an die Person einiger monastischer Eiferer, in Deutschland gar an die eines phantastischen Kaisers und seines Busenfreundes, des von den heidnischen Preussen gemarterten heiligen Adalbert knüpft, findet in England ihren Hauptförderer in dem grossartig befähigten, aber beinah finster fanatischen Erzbischof Dunstan. In der Verfolgung seines Zwecks steigert dieser gewaltige Mann die Anforderungen an seine Fürsten bis an die Grenzen der Unmenschlichkeit, aber eben deshalb versucht fast der gesammte Klerus umsonst ihm Trotz zu bieten. Noch heute rächt sich derselbe gewissermassen an dem Gedächtniss des Kirchenfürsten durch den angedichteten, aber nicht abzuwaschenden Flecken, dass St. Dunstan ein arger Zauberer gewesen und mit dem Bösen im Bunde gestanden. Die Chroniken von Abingdon und einiger anderer Stifter aber bewahren Notizen, nach denen Dunstan mehrfach thätige Unterstützung gefunden zu einem Werke, das neben vielem Schlechten auch manche Heilmittel für die Welt gefördert hat. Abt Ethelwold von Abingdon war einer seiner entschiedensten Anhänger, er übersetzte Benedicts Regel ins Angelsächsische, als Bischof verpflanzte er die Erneuerung derselben in das Stift von Winchester, während sein Kloster durch Abfertigung geeigneter Mitglieder zur Reformation in Ely, Burgh, Hyde, Thorney und an vielen anderen Stätten das Meiste beigetragen hat. Diese Verjüngung war unerlässlich, wenn die Stiftung überhaupt den grossen Umwandlungen des eilften Jahrhunderts gewachsen sein sollte: sie kann gewissermassen als eine der Vorbereitungen auf die Eroberung von Staat und Kirche durch die Normannen, als ein Uebergang vom rein germanischen in einen romanisirten Zustand gelten. Wir möchten die von den Erzbischöfen Lanfranc und Anselm nach auswärtigen Mustern

und mit Hülfe italienischer und französischer Mönche noch mehr geschärfte Klosterzucht als eine entschiedene Fortsetzung des von Dunstan und seinen Zeitgenossen begonnenen Werks so wie das Kloster Bec in der Normandie als die eigentliche Normalschule der von den Normannen ebenfalls eroberten angelsächsischen Klöster betrachten.

Dasselbe Zeitalter jedoch pflanzte die Keime des allmälichen Untergangs. Die Klöster mussten natürlich gleichfalls dem nach scharf feudalen Linien aufgeführten Staate Wilhelms des Eroberers eingefügt werden; für allen Grundbesitz, der nicht altes, kirchliches Freigut war, genossen die Benedictineräbte dieselben Rechte und leisteten dieselben Pflichten wie die übrigen grossen geistlichen und weltlichen Grundherren, Bischöfe und Barone. Sie nahmen am Gerichtsbanne so wie an der Verwaltung der Landschaft Theil und stellten nach der Zahl ihrer Ritterlehne dem Könige Reiter und Knechte ins Feld oder zahlten das entsprechende Schildgeld. Als späterhin aus Vertretern des Reichs und seiner Theile, der Grafschaften und der Städte, das Parlament emporsteigt, sitzt bis zur Reformation eine beträchtliche Anzahl von Aebten, die man die mitratragenden hiess, unter den Lords des Oberhauses. So werden die Klöster wichtige Potenzen des weltlichen Staats, während andrerseits, von Wilhelms grossem Zeitgenossen, Papst Gregor VII., ausgehend, die neuen Folgerungen des kanonischen Rechts der Kirche im Allgemeinen eine völlig gesonderte und über das Gebiet des Staats erhabene Stellung in der Welt zu sichern streben. Der Zwiespalt zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft, die Gefahr, die in letzterer liegt, ihre heilige, religiöse Aufgabe zum Deckmantel unheiligen, höchst äusserlichen Gewinnstes zu machen, geben denn auch während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sich in der Geschichte

der englischen Klöster kund. Noch ist ihre ursprüngliche Bestimmung erkennbar, aber weicht doch im Laufe der Zeit immer mehr vor hartnäckig gehegten, und endlich zerstörend wirkenden Elementen. Das gute und das böse Princip ringen dann gleichsam mit einander; dem Verlaufe beider lässt sich etwa in folgenden Bemerkungen nachgehn.

Von einer Fortführung der Mission unter heidnischen Stämmen ist hinfort keine Rede mehr; in der Bodencultur wetteifern Edelleute und Bauern längst mit den Mönchen. Die Sphäre der Lebensaufgabe der letzteren ist daher beträchtlich eingeschränkt: es bleibt ihnen noch nach den viel gegliederten Vorschriften ihres Kirchenbuchs das Lob Gottes zu singen, Mildherzigkeit zu üben, die Jugend zu lehren und die Wissenschaften zu pflegen. In einigen dieser Stücke haben sie auch fernerhin noch Grosses geleistet. Mehrere Abteien bewahrten sich den Ruhm die Wohlthäter der duldenden Menschheit zu sein; in anderen wurde der Unterricht mit besonderem Erfolge betrieben; wieder andere erwarben sich unvergängliches Verdienst durch Schriftstellerei. Da das Latein die Sprache der Kirche und des Gottesdienstes blieb, riss der Faden seines Studiums niemals ganz ab. Auch die englischen Mönche, vor allen die unter den ersten Plantagenets, haben fleissig mitgeholfen durch Copien die antiken Muster des Stils zu erhalten oder spätere Schriften geistlichen Inhalts zu vervielfältigen, sie haben wichtige Annalen ihrer Klöster, Biographien ihrer bedeutenden Männer verfasst, Briefe und selbst Staatsdocumente gesammelt. An die vornehme Abtei St. Albans scheint sich fast das Amt eines königlichen Historiographen oder Archivars geknüpft zu haben, indem dort mehrere Jahrhunderte hindurch förmlich Reichsgeschichte geschrieben und die Aktenstücke des diplomatischen Verkehrs nach Innen und Aussen, zumal mit

Papst und Kaiser, zusammengestellt wurden. Allein neben dieser vielseitigen, für Mit- und Nachwelt erspriesslichen Thätigkeit befördert je nachdem man will die Gunst oder Ungunst der Umstände stetig das bedauerliche Gegentheil. Seitdem die neuen Herrscher Englands, namentlich Heinrich II. innere Ordnung und Frieden geschaffen, sprudeln den Klöstern sämmtliche Quellen des Reichthums so ergibig wie noch nie zuvor. Ihr Boden und Vieh, ihr Handel und Wandel werfen ihnen ganz erkleckliche Summen reinen Gewinns ab, mit dem überall wachsenden Wohlstande des Landes steigen Zehnten und die versilberten Bussgefälle; bei Fürsten und Adel wird es geradezu Mode, dass kaum Jemand seinen letzten Willen macht, ohne nicht dem geistlichen Stifte, mit dem er bei Lebzeiten in näherer Verbindung gestanden, reiche Verschreibungen an Land und Gütern, hohe Summen für Altar und Grabdenkmal zu hinterlassen. Auch erscheinen bisweilen noch reiche Herren, die aus eigenen Mitteln neue Klöster errichten. So wachsen denn mit den steigenden Reichthümern auch Habsucht und Lust nach mehr; ihnen erscheint bald jedes Mittel gut genug ihren Durst zu befriedigen. Sterbenden werden gegen Verweigerung oder Zusicherung der Sterbesacramente und der ewigen Seligkeit Schenkungen abgeschwindelt, die aus freien Stücken niemals verfügt worden wären. Die Schreibekunst und die Wissenschaft der Mönche prostituiren sich zu dem gemeinsten Betruge Urkunden alter Tage zu fälschen, kraft deren fraglich gewordenes Eigenthum längst ihrem Hause gehört habe. Der immer mehr auf die Basis von Gesetz und Verfassung tretende Staat hält es daher für seine Pflicht sich der intestat Verstorbenen anzunehmen um vermittelst der Gesetzgebung gegen fernere Erwerbung durch die todte Hand einzuschreiten und seine eigene Wehrkraft durch

Zersplitterung des Lehnguts nicht vernichten zu lassen. Wie mit der Krone gerathen schon im zwölften Jahrhunderte die Klöster mit Städten und Marktflecken in Conflict, von denen eine beträchtliche Anzahl ja gerade durch ihre Förderung entstanden war. Dort waren Handel und Gewerbe selbständig geworden und hatten sich eben eigene municipale Rechte erworben; dennoch beanspruchten die Klöster hartnäckig die vornehmsten Gefälle von Markt und Verkehr, ohne selbst noch einen Finger dabei zu rühren. Vieler Orten wurden darüber erbitterte Processe geführt, wie zwischen der Abtei Westminster und der Stadt London; anderswo, z. B. zu Bury St. Edmunds fielen sich Mönche und Bürger buchstäblich in die Haare und fochten blutige Sträusse und Raufereien sogar auf dem Kirchhofe oder innerhalb der Klostermauern. Auch hier musste endlich der Staat einschreiten; ein Statut Eduards III. verbietet, dass Priester und Mönche sich fernerhin mit Handel befassen. Nahmen nun schon die geistlichen Herren bei allen ihren Versuchen fremdes Gut ungerecht an sich zu reissen oder alte Privilegien bei völlig veränderten Zeitumständen unverändert zu bewahren die von der Kirche durchweg beanspruchten Ausnahmsrechte zu Hülfe, so war das noch weit mehr der Fall, sobald die kanonische Gerichtsbarkeit mit dem nationalen Landrechte und seinen Organen in unmittelbare Collision gerieth. Hier erhielt sich das ganze Mittelalter hindurch ein wunder Fleck, der endlich nur durch eine Radicalcur geheilt werden konnte. Auch das vor Alters einst an einigen Stätten haftende wohlthätige Vorrecht des Asyls oder Sanctuariums, wo die von roher Gewalt verfolgte Unschuld eine Zuflucht finden konnte, wurde durch das Steifen auf die geistlichen Exemptionen immer mehr zu einem Unrecht, indem man dem gemeinen Verbrechen ungesetzlichen und selbst hochverrätheri-

schen Schutz gewährte. Viele Klöster endlich erwarben sich um dieselbe Zeit, gestützt bald auf päpstliche, bald auf weltliche Intervention, die Erlaubniss aus dem Episcopalverbande gänzlich auszuscheiden, so dass ihre Aebte hinfort mit bischöflichen Rechten in ihren Gebieten und Befugnissen ausgestattet erschienen. So kam es im Laufe der Jahrhunderte dahin, dass die reichen Klöster als Sitze des Wohllebens, der Genusssucht und der Gewaltthat und zugleich als Störer der öffentlichen Ordnung galten, dass sie stets unter dem Vorgeben einzig und allein zur Ehre Gottes ihre grossen Güter zu erwerben, zu verwalten und zu verwenden, nach ganz anderen moralischen und politischen Rücksichten behandelt sein wollten als diejenigen, unter deren Zuthun und Schutz und in deren Gesellschaft sie so behaglich leben konnten. Seit dem zwölften Jahrhunderte etwa beginnt die hohe, fast kindlich dankbar ergebene Gunst der Bevölkerung sich von diesen Anstalten abzuwenden, eine Weile herrscht noch eine gewisse gegenseitige Achtung, dann überwiegen Hass und Spott auf der volksthümlichen Seite.

Die Aktenstücke aus dem Kloster Abingdon gewähren hier wieder willkommene Einsicht, wie wohlhäbig und gemächlich es sich dort schon in den Tagen Eduards I. hat leben lassen, wie die Brüder durch möglichst vortheilhafte Vertheilung ihrer angenehmen Pflichten trefflich für einander sorgten und die einfachen, strengen Regeln ihres Stifters zu bequemer Breite und Vielseitigkeit, aber auch bis zur völligen Umdrehung ihres ursprünglichen Zwecks fortentwickelten. Der Keim der Menschlichkeit, der in barbarischen Zeiten so wohlthätig aus ihnen entsprossen, trieb jetzt üppige Schösslinge fleischlicher Verweltlichung. Abt und Convent hatten sich wie überall bei den Benedictinern längst aus der Zahl der Brüder selbst mit

einem förmlichen Hofstaat umgeben, dessen Vertreter Anfangs für die Ordnung des in sich abgeschlossenen Stifts und seine Einwirkung auf die Aussenwelt sehr wohl berechtigte Aemter zu versehen gehabt, die jetzt aber immer mehr als Werkzeuge der Gewalt oder der Befriedigung erschienen.

Sehr ausführlich lauten die Vorschriften über Rechte und Pflichten von Prior und Subprior, sobald sie den Abt, wenn er abwesend oder verhindert ist, im Capitel, beim Gottesdienst in der Capelle oder bei der gemeinschaftlichen Tafel, namentlich fremden Gästen gegenüber zu vertreten haben. Der Cantor und der Sacristan sorgen vornehmlich für die Erfordernisse des Gottesdienstes, der Secretär und der Kammerherr für die häuslichen Ansprüche einer keineswegs mehr übermässig abgehärteten Genossenschaft. Besonders umständlich lauten die Instructionen behufs der Wahl eines geeigneten Küchenmeisters. Es ist bei diesem wichtigen Geschäfte die unmittelbare Aufsicht von Abt und Convent erforderlich, damit ein mildherziger Mann erkoren werde, der nüchtern und genügsam anderen gern darreiche, Trost und Schild aller Kranken und Bedürftigen, ein wahrer Vater der Congregation sei, der, wie der Herr verlangt, ihm dienen wolle und ihm nachfolge. Dieser hochwichtige Beamte soll denn auch bei der Last und Hitze des Tags mit Ausnahme des Hochamts und einiger besonderer Feste vom laufenden Dienste in der Capelle dispensirt sein; er hat die Requisitionen für die Küche auf den umliegenden Dorfschaften zu freier Verfügung, gibt bei Tisch das Zeichen zum Segen, zum Niedersitzen und zum Trinken, hat den Anspruch an hohen Fasttagen seinen Platz noch mit drei besonderen Fischgerichten zu versehen, muss aber auch für die Bedürfnisse des Lazareths und der Almosenempfänger Sorge tragen. Vom Kellermeister heisst es, dass er besonders frei-

gebig im Spenden, jedoch nüchtern bei allem Ueberfluss, ehrsam und fromm sein müsse, denn der Apostel hat Titus geboten: nüchtern, züchtig und gerecht zu leben, dieweil wir in dieser Welt sind. Freilich darf er sich nicht so häufig vom Gottesdienste absentiren wie sein ehrenwerther Bruder, der Küchenvorstand, denn Brod, Bier und Wein unter seinem Verschluss erfordern nicht so viel sinnreiches Nachdenken und rastlose Geschäftigkeit; wenn er nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zu Mittag und zu Abend reichlich gutes Bier kredenzt und jedesmal nach den Horen und Completorien dafür Sorge trägt, dass die Brüder, vom Singen und Beten durstig, recht volle Krüge vorfinden. Der Refectorarius deckt und ordnet den Tisch, legt den Löffel des Abts und setzt den Becher des Priors so wie die Geschirre der Uebrigen in der Reihenfolge nach festen, ceremoniellen Vorschriften; auch übt er namentlich in Gegenwart von Gästen einen Theil der Honneurs beim Vorlegen und Vortrinken. Andere Aemter mit scharf begrenztem Wirkungskreise sind der Bewirthung der Gäste, den Almosen, dem Hospital, wozu vor allen medicinische Kenntnisse erforderlich, der Verwaltung von Acker, Wiese und Wald gewidmet. Ueberall lassen die ehrbare Wichtigkeit und die mit Bibelsprüchen reichlich ausgestattete Weitschweifigkeit dieser vielseitigen Vorschriften die Bestätigung hindurchschimmern, dass es den tugendsamen Herren bei aller Frömmigkeit und Freigebigkeit doch vorzüglich darum zu thun ist die eigene leibliche Wohlgenährtheit nach Kräften zu pflegen.

Ist es da zu verwundern, wenn die rücksichtsloseste Selbstsucht reissend um sich greift und zunächst das alte christliche Princip der Milde und des Gastrechts bedroht. In Bury St. Edmunds hat einmal der Kellermeister bei einem Juden Schulden gemacht darum, dass er drei Jahre hindurch, die sämmt-

lichen Gäste, die den Abt zu besuchen gekommen, aus seiner Tasche habe versorgen müssen. Der Grund stak durchaus im Geiz des Abts. Denn schon am dritten Tage nach der Einsetzung eines neuen Kellermeisters treffen abermals drei Ritter nebst Gefolge im Hospiz ein. Der aber, nicht faul, nimmt rasch sein Schlüsselbund und führt die Gäste vor den Abt in die Halle mit den Worten: »Herr, Ihr wisst sehr gut, dass Ritter und Laien von Euch aufgenommen werden, sobald Ihr zu Hause seid; ich kann die Gäste nicht verpflegen, die Euch zu besuchen kommen. Beharrt Ihr dabei, so nehmt hier die Kellerschlüssel zurück und gebt sie einem anderen.« Eine solche Entschiedenheit mag für einige Zeit gute Früchte getragen haben; aber in Bury wie überall im ganzen Orden beherrschen bald Selbstsucht und Begier alle edleren Interessen, erniedrigen die Klöster zu Zielscheiben des Hohns und Spotts und stören selbst Ordnung und Frieden in ihrem Innern.

Die Stimme der öffentlichen Meinung, die damals schon gelernt hat sich in kräftigen Versen und politischen Satiren Luft zu machen, greift denn auch die faulen und genusssüchtigen Mönche mit besonderer Vorliebe an. Aebte und Prioren reiten, wie in einer solchen Dichtung geschildert wird, nach der Weise des feisten Pater bei Chaucer mit dem Falken auf der Faust auf stattlichen Rossen und überbieten wohl den Rittersmann bei der Hetzjagd. Sie und ihr Convent, dem die Regel gebietet barfuss zu wandern, tragen längst warme Socken und Pelzstiefel und hüllen sich in reich mit Wildschur verbrämte Kutten und Kaputzen. Am Thor des Klosters geht es eigen zu: die armen Leute, die ums Himmels Willen an der alten Gnadenstätte ein Almosen erbitten, werden vom Bruder Pförtner barsch abgewiesen, während andere, die einen kleinen Brief überreichen von irgend einem gnädigen Herrn, der dem

Abte einmal lästig fallen könnte, unter Höflichkeiten sofort ins Refectorium geführt werden um sich dort gütlich zu thun. An einer anderen Stelle wird ein neuer Phantasieorden geschildert, in welchem Mönche und Nonnen in dulci jubilo zusammen leben; keine hohe Mauer, kein breiter Graben trennt sie von einander, wie das leider zu Sempringham noch der Fall ist. Auch die durstigen Kehlen dürfen sich, wie etwa zu Beverley, selbst nach dem Abendschmause noch so lange an Wein und Bier laben, bis die schuhlange Kerze, die ein jeder mitbekommt, niedergebrannt ist. Es ist keine Frage, die Epigonen St. Benedicts verkamen zumal auf ihren fabelhaft reichen englischen Pfründen in massloser Schlemmerei und in kaum mehr durch Heuchelei zu bedeckender Unzucht, wozu das Beispiel der Prälaten, denen es selten an Maitressen und Kebsweibern fehlte, immer stärker verlockte. Die Achtung des Volks war bereits im vierzehnten Jahrhunderte gänzlich verscherzt, das Sündenmass jener zahlreichen Prasser und Faullenzer war damals schon bis an den Rand voll, und dennoch vergiengen zwei Jahrhunderte, bis Heinrich VIII. so hart und grob, wie er es nur konnte, mit dem Fusse daran stiess und es umwarf.

Wie die katholische Kirche überhaupt nur dadurch im Stande war, die behauptete Permanenz und Infallibilität ihres Systems den Völkern fühlbar zu machen, dass sie von Zeit zu Zeit öffentlich und zaghaft, im Verborgenen jedoch unablässig an ihrem Gebäude änderte, besserte und flickte, so geschah es ähnlich auch bei ihren Leibgarden, den Mönchsorden. Um die Zeit der ersten Kreuzzüge, wo die Macht und der Einfluss des Pontificats und des Feudalismus bereits ihre schwindelnde Höhe erreichten, wurden die edleren Gemüther des Abendlands neben anderem ausserordentlichen Begehren auch von dem heftigen Wunsche nach einer Reorganisation des Benedictiner-

ordens ergriffen. Die ganze alte Strenge, Enthaltsamkeit und Frömmigkeit sollten so knapp wie möglich zusammengefasst und in ein völlig entfesseltes Jahrhundert zurückgeführt werden. Aus diesem Streben wuchsen auf romanischem Boden vor allen die Orden der Camaldulenser, Cistertienser, Prämonstratenser und Carmeliter hervor, ein jeder mit seiner besonderen asketischen Richtung. Sie verzweigten sich gar bald auch nach England, doch gediehen die Cistertienser dort wenigstens zu weit höherer Bedeutung als irgend einer der übrigen. Ihren ersten Anfängen soll bereits ein junger englischer Mönch nahe gestanden und in Citeaux dazu beigetragen haben die Regel zu vereinfachen und zu schärfen. Nur auf die äussersten Bedürfnisse der Kleidung und der Nahrung hat derjenige, der das Gelübde ablegt, Anspruch; die meiste Zeit bei Tag und Nacht gehört dem Gottesdienste und scharfen Bussübungen, der Rest wird zum Zweck des Unterhalts mit harter körperlicher Arbeit und kurzem Schlaf verbracht. Höherer geistiger Beschäftigung ist man von vorn herein abhold gewesen und hat seine vornehmste Aufgabe wieder in Wald und Feld gesucht. Ob der gewaltige Ruf Bernhards von Clairvaux, der seit 1115 an der Spitze des Mutterklosters zu Citeaux stand, oder die Richtung auf die Landwirthschaft die rasche Verbreitung nach England bewirkt, muss dahin gestellt bleiben. Genug, um 1132 errichtete ein freigebiger Edelmann, Walter Espec, das erste Cistertienserstift zu Rievaux in Yorkshire, das bald in verschiedenen Gegenden des Landes Abbilder fand, wie Fontenay und Jorvaux in seiner Nachbarschaft, Waverley, Coggeshall, Hales und mehrere andere mehr im Süden der Insel. Bei ihrer Begründung scheint jedesmal mit besonderem Augenmerk nach der Beschaffenheit des Bodens gesehen zu sein; nicht sowohl der Geschmack an romantischer Einsamkeit,

wie bei den ersten Benedictinern, als das Verlangen nach Wiesen- und Ackerland, um sich die vorgeschriebene Arbeit und den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, scheint bei der Ansiedlung dieser Congregation die Richtschnur gebildet zu haben. Die englischen Cistertienser zeichnen sich denn auch von Anfang an durch die ungemeine Sorgfalt aus, mit welcher sie vorzugsweise die Schafzucht betreiben; sie haben ohne Frage in weit höherem Grade als die grossen weltlichen Grundbesitzer dazu beigetragen die vorzügliche Wollschur, eine der Hauptquellen des nationalen Reichthums, zu jener Vollendung zu entwickeln, die sie bereits im Mittelalter erreicht. Aber um so rascher sind sie auch selber zu Wohlstand und weltlichen Gütern und trotz aller Askese in den Besitz desselben Giftmittels gelangt, an dessen Wirkung ihre Vorgänger rettungslos dahin siechten. Wie mit dem Tode des heiligen Bernhard und sogar veranlasst durch die ihn krönende Glorie Citeaux Strenge und Demuth fahren lässt und einen Anspruch zu haben vermeint, mit Cluny an Reichthum und Macht zu wetteifern, so erstreben seine Stiftungen in England seitdem die nämlichen Ziele. Richard Löwenherz schon, der freilich zum Gedächtniss seines Regierungsantritts auch dem Generalconcil der Cistertienser eine Jahresgabe von 100 Mark stiftet, kann ihren Wollsegen zur Eintreibung des Lösegelds, das ihn aus der Gefangenschaft des Kaisers befreit, besonders in Requisition nehmen und auch in der Folge bei seinen niemals endenden Verlegenheiten wiederholt despotische Anleihen auf die Sommerschur erheben. Sein Bruder Johann, als er mit Gott, mit der Kirche und seinem Volke zerfallen, förmlich zu wüthen und zu rasen beginnt, findet dann ebenfalls die ergibigste Befriedigung seiner Habgier in den Schafheerden der Cistertienserstifter, die er nach allen gleichzeitigen Berichten

denn auch weidlich geschoren haben muss. Solche Schläge haben den Schatztruhen des Ordens gewiss empfindlich zugesetzt, aber sind auch für Augenblicke wenigstens wieder der Erhaltung seiner Moralität zu Gute gekommen. Wie in Frankreich und Deutschland wird sich auch in England die Strenge und Nüchternheit seiner Regel selbst heute noch an den Trümmern monastischer Architectur verfolgen lassen. Auch hier haben die in Cistertienserklöstern entstandenen Chroniken einen trockenen Stil und objective Behandlung des Stoffs aufzuweisen, während die Benedictiner damals freilich mit Eleganz, aber auch mit viel weniger Wahrheitstreue zu schreiben pflegen. Allein wie mancher individuelle Zug grösserer Consequenz sich auch in der Folge erhalten haben mag, so hat doch auch bei den Cistertiensern in viel hastiger Entwicklung schon im dreizehnten Jahrhunderte die Saat des Besitzes und des Wohllebens dieselben Früchte getragen wie bei den Benedictinern, so dass die weltliche Opposition ohne Unterschied alle diese Orden zusammenwirft und der Volksmund nur eine Aeusserung seines Hasses gegen alle mit einander kennt.

Aber noch eine ganz besondere Spielart klösterlicher Gattung sollte von der mittelalterlichen Kirche zur Wahrung ihres Grundprincips erzeugt werden. Das sind die Bettelorden, in Sonderheit die Franciscaner und Dominicaner. Ihre Begründer wurden berührt von der gewaltigen Anregung, die von dem Pontificate des grossen Innocenz III. ausgieng, der geradezu eine Beherrschung der Welt und eine Beugung der Geister unter ein königliches Oberpriesterthum ins Auge fasste. Die grosse im Dienste des Kreuzes gegen den Orient unternommene Bewegung des Abendlands trug bereits böse, zuvor nicht geahnte Früchte. Die staatlichen Organismen begannen sich

zu zersetzen und neue Bildungen anzukündigen und aus der Berührung mit dem Muhamedanismus und dem asiatischen Heidenthume zog der bei Romanen und Germanen alte Hang zu selbständiger, vielseitiger Fortbildung der Glaubenslehre unerwartet kräftige Nahrung für Häresie und Unglauben. Was war da Innocenz und seinen unmittelbaren Nachfolgern willkommner, als zur rechten Zeit die rechten Trabanten zu finden, welche Entschlossenheit und Energie besassen um die gefährlichen Regungen so lange es noch Zeit war zu ersticken. Francesco von Assisi und der Castilianer Domingo stifteten nach neuen Principien neue geistliche Verbrüderungen in dem Augenblick, als vor allen freilich der Papst ihrer bedurfte, als es aber auch ausserdem galt, hervorragende Richtungen innerhalb der europäischen Menschheit vor Untergang zu bewahren. Beide stellten das Gebot vollständig habeloser Armuth an die Spitze ihres Kanons, beide waren bereit, um dem allein selig machenden Glauben zum Siege zu verhelfen, gleich Christus jeden Schmerz des Leibes und der Seele zu dulden, das ganze eigene Ich diesem unvergleichlichen Zwecke zu opfern. Jener fand den nächsten Weg dahin vorwiegend in der eigentlich intimen Seelsorge, dieser in begeisterter Predigt. Es scheint, dass ihre und noch einige andere in ihrem Gefolge entstandene Orden, die man zusammen unter der Bezeichnung der Bettelorden begreift, sich den verschiedenen Nationen je nach der besonderen Anlage und dem individuellen Geschmacke der einzelnen angepasst haben. Wenn in Spanien, Frankreich und am Rheine die Dominicaner vorzüglich ihr Wesen trieben, so fanden die Franciscaner in Italien, in einem grossen Theile des deutschen Reichs und in England ihre liebste Heimat. Auf eine Anschauung ihrer Wirksamkeit in letzterem Lande kommt

es uns denn auch hier an, wozu eine kürzlich veranstaltete Sammlung wichtiger Documente den reichsten Stoff bietet.

Schon 1224, zwei Jahre vor dem Tode ihres enthusiastischen Stifters, landete eine kleine Schaar Minoriten, wie sich die Franciscaner besonders gern nannten, zu Dover und zog unmittelbar nach der Hauptstadt weiter. Obwohl verschiedener Herkunft, Italiener, Franzosen und Engländer, waren sie doch in allen anderen Stücken gleich: keiner von ihnen besass auf der Welt mehr Eigenthum als Kutte und Kaputze von dickem braunen Tuche, mit der sie ihre Blösse deckten, und den Strick, der das Gewand zusammenhielt oder den nackten Rücken geisselte. Höchstens ein Gebetbuch und ein Schreibzeug führten sie noch bei sich. Durch und durch Bettler und, wie die Vorschrift verlangte, stets zwei gemeinschaftlich, giengen sie sofort an das Werk, das ihnen aufgetragen. Die Grundzüge desselben aber waren bereits auf dem Festlande erprobt und wurden mit um so grösserem Nachdrucke nunmehr auf die Insel verpflanzt. Die Klöster aller ihrer Vorgänger in allen Reichen des Occidents hatten sich mit besonderer Vorliebe auf dem Lande fern von den Stätten dichterer Bevölkerung eingenistet und auch hierin mit Fürsten und Adel gewetteifert, deren Burgen und Herrensitze ja auch in Mitten ihrer Wälder und Ländereien lagen. Eine stark aristokratische Aehnlichkeit durchdringt alle früheren Mönchsorden: überall halten sie sich in ihrer ersten Entwicklung von den eigentlichen Städten fern und suchen in der Folge sogar die Ortschaften, zu deren Entstehung sie selber beigetragen, in unmittelbarster Abhängigkeit zu bewahren. Ihr ganzes Leben und Dasein passte nicht für die Stadt, wie diese inzwischen während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in Nord- und Südeuropa herangewachsen war. Hinter den städtischen Mauern

nämlich fanden eine Menge bunter Elemente vor dem Eigennutz und Trotz des Feudalismus wie vor der schroffen Allgewalt des Kirchenthums Schutz und selbständige Fortbildung. Ein mächtiger Handel und Seeverkehr bot die Hebel zur Gewinnung bisher unbekannter materieller Reichthümer und unschätzbarer höherer Kenntnisse. Die Städte von Italien und Südfrankreich zumal importirten auf ihren Galeeren neben den Luxusstoffen des Orients und den daran haftenden verrätherischen Genüssen auch dem Christenthume verbotene Wissenschaft, Geheimlehre und üppig wuchernde Häresie. Alle diese Waaren kamen zunächst in den Verkehr und Verbrauch dieser rasch aufblühenden Ortschaften, deren Autonomie sich vielfach der Controle des weltlichen und geistlichen Staats entzog. Letzterer spürt nun zuerst die unberechenbare Gefahr, mit der einmal das materiel und geistig sich emancipirende Bürgerthum die höheren Stände und vor allen die Kirche bedrohen könne; und Innocenz III. war es, der bei Zeiten das Seine that ihr vorzubeugen. Da erschien ihm ein Mann wie St. Franciscus als Gottgesandt. Derselbe hatte sich einst als Kaufmann an den Gestaden des Mittelmeers umher getrieben und verstand sich folglich nach langjähriger Erfahrung aus dem Grunde auf den Umgang und das Handeln mit Menschen aller Länder und Schläge. Diese Erbschaft hat er seinen Jüngern hinterlassen, bei denen von vorn herein das Leben im Gewühl der Städte geradezu als ein Bedürfniss erscheint.

Für die niederen Schichten der städtischen Bevölkerung hatten die Diener der Kirche bisher so gut wie gar nicht gesorgt. Die Klöster kamen dem Landvolke zu Gute; Kathedralen und Stadtpfarren wurden bereits herkömmlich mit Weltpriestern besetzt, denen der Ertrag ihrer Pfründen die Hauptsache war und die dafür nur in nothdürftigster Weise

ihren Amtspflichten nachkamen. Sie standen höchstens den wohlhabenden Bürgern näher, deren Zunftgenossenschaften sich ausserdem eigene Caplane zu halten pflegten. Da traten denn die Bettelbrüder mit ihrer inneren Mission, wie wir heute sagen würden, unter die bisher durch Mangel an Gottesdienst und Schule beinahe gänzlich verwahrlosten kleinen Bürger und Proletarier, deren Menge vorzüglich in den See- und Handelstädten ungemein rasch um sich griff. In enge, durchaus ungesunde Gassen drängte sich hier bereits eine viel zu starke Bevölkerung zusammen, die leiblich ohne Unterlass von Schmutz, Hunger und Seuche heimgesucht wurde, und welcher Laster und Gebrechen zur Gewohnheit geworden. Hier war es, wo die Pest bei ihren periodischen Anfällen allemal Tausende verschlang, hier hatte sich der Aussatz mit allen seinen, die Gesellschaft sprengenden Schrecken permanent eingenistet, hier kämpften kleine Bruchstücke orientalisch-sensualistischer Religionslehre und bisweilen sogar schon politisch-communistischer Tendenzen mit der christlichen Disciplin, von der höchstens von Aussen her mitunter einmal ein Atom angeflogen war. Gegen alle diese Feinde zugleich wollten die Franciscaner kühn in den Streit gehn, aber nur dadurch, dass sie ohne alle irdischen Güter sich ganz auf den Standpunct des armseligen Stadtvolks stellten, mit ihm vertraulich verkehrten und als die zu ihm gehörigen Genossen alle seine Wandelungen und Geschicke mit ihm durchmachten. Der Franciscaner drang auf Entfernung des Schmutzes und bahnte die Reinigung von Luft und Boden an, er brachte der Faulheit den Begriff bei, dass auch noch so niedrige Arbeit vor Hunger schützen könne, er zeigte als dienender Bruder in den auf sein rastloses Treiben errichteten Lazarethen keine Furcht vor einer Ansteckung durch Aussatz oder schwarzen Tod, er

taufte die Kinder, nahm die Erwachsenen in die Beichte und ertheilte den Sterbenden die letzte Oelung. Bald galt er als Wohlthäter von Schaaren bisher verlorener Menschen, seiner Pflege dankten sie die Rettung des Körpers, seiner Lehre und seinem Zuspruch den Frieden ihrer Seele. So wurde der Bettelbruder der Freund der Männer in Allem, was das Leben brachte, und der Vertraute der Weiber in der Sorge für Haus und Kinder.

Das Auftreten der Franciscaner und der Plan ihrer Thätigkeit waren überall dieselben; überall, in London, York, Oxford, Bristol, Warwick, Lynn errichteten sie sich ihre kümmerlichen Baracken mit einer kleinen, unscheinbaren Capelle, mitten im schlechtesten Viertel oder in den Vorstädten hart an der Mauer, welche die privilegirten Bürger von den Schutzlosen trennte. Nichts ist bezeichnender als der Platz, den sie in London zur Anlegung ihres Hauses auserkoren, er hiess Stinking-lane und befand sich in unmittelbarer Nähe der städtischen Schlachthäuser. Dort boten sie allem Volk das Beispiel genügsamer Armuth und Entbehrung, von dort aus versahen sie ihre heroische Mission in den Aussatzspitälern. Bald besteht ihre Genossenschaft nur aus Einheimischen, sie zum ersten Male reden zu den gemeinen Leuten in ihrer eigenen Zunge. Das vornehmste Gebot ihres Stifters erhält sie auf demselben Fusse und in denselben Anschauungen mit ihren Beichtkindern zum grossen Verdruss des Klerus, der im ganzen katholischen Abendlande die Nationalität und Individualität fast aus den Augen gesetzt hat und nun zu begreifen beginnt, wohin seine Vornehmheit und sein Latein ihn führen werden. Von Anfang an sind die Bettelmönche die Widersacher der Weltgeistlichen, die ihnen vorwerfen, als Diener der Kirche so freundschaftlich mit dem Pöbel zu verkehren

und durch eine eifrige, besonders studirte Predigt des Worts denselben mehr als zuträglich zu fesseln. Aber auch noch in anderer Beziehung hatte St. Franciscus selber den Anstoss gegeben, dass seine Schüler von dem Verfahren des Klerus und der alten Orden weit abwichen. Er, der echte Praktiker, will nicht, dass sie Gelehrte werden und Freude an den Büchern finden. Die Doctoren, sagt er, würden seinen Weinberg zerstören. Ganz natürlich, denn die Gelehrsamkeit treibt zum Weiterforschen und nothwendig zum Verlangen Bedürfnisse zu befriedigen, die mit dem Gebote absoluter Armuth und dem ausgesprochenen Zwecke derselben durchaus unverträglich sind. So hat er denn Alles daran gesetzt einer solchen Entwicklung vorzubeugen; höchstens ein Testament und Gebetbuch mag der Einzelne besitzen und Schreiben und Lesen lernen und üben, nur weil seine harten und demüthigen Beschäftigungen es bisweilen erfordern. Bibliotheken erscheinen ihm vom Argen und haben nach seiner Ansicht zum Verfall der Benedictiner eben so viel beigetragen als die Reichthümer, die ihr Schlaraffenleben erzeugt. Auch als die erste Strenge dieser rigiden Vorschrift nachzulassen begann, als gerade aus diesem Orden einer der grössten Gelehrten sich erhob, den das Mittelalter aufzuweisen hat, Roger Baco, da klagte derselbe dem Papste, dem er seine Werke widmet, dass er keine Handschriften besitze und ihm der Gebrauch von Tinte und Pergament kaum gestattet sei, bittet aber den heiligen Vater dringend um Dispensation von diesem harten Gebot. Man leitet nicht ohne Grund die kurze knappe Schrift und die vielen Abbreviaturen in den Manuscripten franciscanischen Ursprungs, so wie ihren eigenthümlich entwickelten Stil und den absichtlichen Mangel an Citaten aus römischen Klassikern auf jene Bestimmungen zurück. Auch die durch diesen Orden

beförderte Wendung in der Doctrin liegt entschieden auf der Seite der praktischen Theologie und culminirt in einer lebhaften Vergegenwärtigung und fast handgreiflicher Anschauung von Christi Leben und Leiden, so wie in einer Steigerung des Mariencultus, indem die Bettelbrüder durch ihre innigen Beziehungen zum Familienleben, ganz im Gegensatze gegen die Mönche, das Weib als solches zu ehren und zu würdigen wussten. So sehen wir denn, kaum dreissig Jahre nach ihrem ersten Auftreten, schon über tausend Franciscaner in neun und vierzig Conventen durch ganz England verbreitet. Ueberall sind ihre Niederlassungen aus frommen Gaben, aus kleinen Scherflein der geringen Leute, aus Uebertragungen an Grundstücken und Gebäuden der Wohlhabenden entsprungen, jedoch mit der stets erkennbaren Bedingung, dass alle diese Güter nur als Almosen und Darlehn und nimmermehr als wirkliches Eigenthum zu betrachten seien.

Allein das ungemein rasche Wachsthum und die unvergleichliche Beliebtheit der neuen Congregation bargen abermals einen verhängnissvollen Keim in sich, obwohl derselbe namentlich Anfangs noch die köstlichsten Schösslinge trieb. Auch die Stiftungen Francescos und Domingos thaten schliesslich dem menschlichen Geiste unnatürlichen Zwang an, so dass derselbe mächtiger als seine Bändiger sich Bahn brach, wo eben der gegen ihn aufgeführte Damm am schwächsten war. Das den Franciscanern untersagte Studium zunächst fand in der befohlenen Krankenpflege die Richtung auf Medicin und Naturgeschichte. Es dauerte nicht lange, so führte der ihnen eigene praktische Trieb tief in die Physik und Chemie, aber nicht etwa wie bisher auf dem Wege theoretischer Speculation, sondern an der Hand des Experiments, ein Fortschritt der Methode, den sie erst geschaffen haben und durch den ein

Baco fast in allen Zweigen der Naturwissenschaften die wunderbarsten Resultate erzielt hat. Wirkliche Aerzte und Chemiker europäischer Herkunft gibt es erst seit dem dreizehnten Jahrhunderte, und zwar fast ausschliesslich aus den Reihen der Bettelmönche. Mit ihrem mercantilen Ursprunge mag dann auch die grosse Lust zu fernen Missionen und weiten Reisen zusammen hängen; da beobachten sie Alles, sammeln alle möglichen Erfahrungen. Um die Mitte des Jahrhunderts schon durchwandern Franciscaner und Dominicaner alle Gestade des Mittelmeers, einige von ihnen besuchen den Czaren zu Kiew und dringen tief nach Asien unter die Tataren ein. Die Kenntnisse, die sie heimbringen, werden dann unverzüglich verwerthet. Aber andere ihrer Genossen gehen auf anderem Gebiete noch weiter. Von der Physik zur Metaphysik ist nur ein Schritt. Das Geschäft, den mit natürlichem Mutterwitze begabten gemeinen Mann durch schlagende Beweise von seinen Natursätzen abzubringen, führt die Franciscaner direkt zur Logik und Dialektik. Es ist noch gar nicht so lange, seitdem sie sich bescheiden in der Vorstadt von Oxford niedergelassen, als in Nachahmung der Universitätsvorträge einer aus ihrer Mitte zunächst vor den Brüdern über philosophische Disciplinen zu dociren beginnt. Der berühmte Kanzler der Universität, der Bischof Robert Grosteste von Lincoln, ein Mann von weitem Herzen und viel freier von Vorurtheil als sonst in seinem Stande gewöhnlich, wird aufmerksam auf diese neuen Lehrer, bald ist er, unbekümmert um allen Widerspruch, ihr eifriger Gönner und Förderer. Er erkannte längst, dass die Universitätsstudien in ihrem alten, schleppenden Schulcursus von Trivium und Quadrivium, so wie in der Sucht der Theologen zu ihren weltlichen Zwecken sich vorwiegend mit kanonischem und civilem Recht zu befassen, Gefahr liefen von

ihrem höchsten Ziele immer weiter abgedrängt zu werden; so trug er kein Bedenken sich auf die Seite derer zu stellen, welche damals die Gottesgelahrtheit im innigen Zusammenhange mit dem Leben frisch zu befruchten verhiessen. In der That bleibt die Theologie dieser neuen Scholastiker so lange von der Dürre und Abstrusität der älteren Systeme frei, als sie daneben in ihrer originellen, reichlich mit pikantem Stoffe gewürzten und materielle Zwecke verfolgenden populären Predigtweise beharren. Jedoch ihr Lernen, Forschen und Anwenden geht nun unaufhaltsam weiter; sie studiren nicht nur die physischen Schriften des Aristoteles, des grossen Lehrmeisters aller Geschlechter, sondern sie entdecken auch bald in seiner Logik eine mächtige Waffe für ihre Aufgabe. Mit ihr haben sie denn zu fechten gelernt, wo es nur gilt über die höchsten Dinge zu disputiren oder heterodoxe Gegner zu widerlegen. Man hat sogar nachweisen wollen, dass mit Hülfe der aristotelischen Logik Franciscaner und Dominicaner eine weit ernstere Interpretation der heiligen Schrift eingeführt, dass sie sich dem rationellen Verständnisse des Worts, dem Begriffe der Kritik weit mehr genähert als ihre Vorgänger. Sie wären also auch hierin wie in ihrer grossen Begeisterung für die Predigt zu den Vorläufern der Reformation zu rechnen, wäre nicht auf allen Gebieten ihrer Thätigkeit ein verhängnissvoller Rückschlag eingetreten.

Der Glanzpunkt der englischen Franciscaner ist die Universität Oxford, die sie sich schon unter der Hut des Bischofs von Lincoln keck zu erobern strebten. Von den grossen Scholastikern ihres Ordens, die in Physik und Metaphysik geleuchtet, aber das System schon einerseits in das Dunkel des Unerforschlichen, und andererseits bis zum Gipfel der sprödesten Spitzfindigkeit fortführten, sind die meisten und berühm-

testen wie Roger Baco, Duns Scotus und Occam aus Oxford hervorgegangen. Die Pflanzschule dieser Universität erwarb sich in kurzer Zeit einen hohen Ruhm bei allen benachbarten Nationen, deutsche und französische Lehrstühle bezogen von dorther ihre Docenten, Oxford wagte es selbst mit der von den Dominicanern beherrschten Universität zu Paris in Wetteifer zu treten. Aus der ersten Periode dieses Aufschwungs haben sich die Briefe eines ihrer besten Lehrer erhalten, des Magisters Adam von Marsh, eines Mannes, der, von früh her mit Grosteste befreundet, als Jüngling in Oxford studirte, Priester wurde und erst nachträglich in den Franciscanerorden trat. Von da erst datirt seine Thätigkeit auf dem Katheder, die indess bestimmt war schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den Grund zu allen späteren Erfolgen und also auch zur Förderung jener berühmten Gelehrten zu legen. Seine Briefe nun gewähren eine tiefe Einsicht in das ganze praktisch gelehrte Treiben, von dem die Universität ergriffen war, und von dem Widerstande, den man damit niederzuwerfen suchte, aber auch von der innigsten und ungetrübten Verbindung mit allen bedeutenden Richtungen des Lebens, in welchem diese Generation noch wurzelte. An einem Orte, wo damals ein gewaltiger Zudrang wissbegieriger Jugend voll erregter Gefühle die municipale und akademische Disciplin ungemein erschwerte, und wo sogar bisweilen die Fäden politischer Bewegung zusammenliefen, gab es natürlich beständig mit den verschiedensten, sich vielfach kreuzenden Autoritäten, den weltlichen und vor allen den geistlichen, zu vermitteln. Davon berichten viele Schreiben. In anderen sorgt der rastlos thätige Mann, dass arme, aber hoffnungsvolle Studirende Stipendien und Zehrpfennige erhalten mögen; auch wünscht er wohl fleissigen Mitgliedern seines Ordens Bücher und

Pergament oder Schutz gegen die feindlichen Universitätsbehörden und Befreiung von dem zopfartigen Lehrcursus zu verschaffen. Bald muss er bei Hofe predigen oder in päpstlichem Auftrage eine Kreuzrede halten; bald hat er in London beim Parlament zu thun; auch begleitet er den Erzbischof nach Rom und ist einer der Abgeordneten zum Concil in Lyon. Dann finden wir ihn wieder mitten in der ursprünglichen seelsorgerischen Thätigkeit seiner Genossenschaft: er kommt voll Erbarmen der bittersten Noth zu Hülfe, oder entlastet das Gewissen eines Mannes, der in den Besitz eines unrechtmässigen Gutes gelangt ist, oder hilft einer armen Frau, die in einem verwickelten Eheprocesse von spitzfindigen und habgierigen Rechtspraktikanten auf das hartherzigste mitgenommen wird. Dabei bleibt ihm aber noch immer Zeit mit Freunden wie Grosteste oder gelehrten Ordensbrüdern in Italien und Frankreich über wissenschaftliche Gegenstände und Bücher philosophischen und theologischen Inhalts zu correspondiren. Andere Briefe sind an König und Königin, an den Grafen Richard von Cornwall und überhaupt an die vornehmsten Leute des Landes gerichtet. Am wichtigsten aber erscheinen ohne Frage diejenigen, in welchen dieser merkwürdige Mann zu Männern, mit denen ihn echte Freundschaft verbindet, sein Herz öffnet; und das sind bedeutungsvoll gerade die beiden grössten Reformer jener so vielfach erregten Tage, der Bischof von Lincoln in geistlicher, und der grosse Graf von Leicester, Simon von Montfort, in politischer Sphäre. Beiden ist es zum Bedürfniss geworden ihren intimsten Freund Adam von Marsh in allen Angelegenheiten, grossen und kleinen, öffentlichen und häuslichen, zu Rathe zu ziehn. Jenen bestärkt er unablässig, auch wenn der Muth zusammen zu brechen droht, in seinem riesigen Beginnen den verderblichen Ein-

griffen des Papstes zu begegnen, die Kirche aus ihrer Verweltlichung emporzuheben und der faulen Schlemmerei der Mönche zu steuern. Montfort, der eben an die Spitze jener berühmten Bewegung gegen die absolutistisch-aristokratische Missregierung Heinrichs III. tritt, war damals schon der Liebling der Nation und verdiente nach den vorliegenden Briefen auch im vollsten Masse es zu sein. Meister Adam muss recht eigentlich das Bindeglied zwischen den aufrichtig mit einander befreundeten Grafen und Bischofe gewesen sein. In des ersteren Familie erscheint er als Beichtvater und vornehmster Rathgeber. Als Simon die Statthalterschaft über die Gascogne übernommen, meldet er ihm von der herannahenden Entbindung seiner Gemahlin oder stattet ihm Bericht ab über seine jungen Söhne, die auf seine Empfehlung dem Bischofe zur Pflege und Erziehung übertragen sind. Andere Stellen eröffnen Blicke in das grosse Herz des Grafen, der kühn entschlossen, feste Verfassungsformen für die verschiedenen Stände und Klassen der Bevölkerung anzubahnen. Sein Muth und seine Weisheit werden wiederholt gelobt, sein Vorhaben bestärkt, auf dass allen edlen Elementen, die in Kirche und Staat unter ungerechtem Drucke seufzen, Erlösung bereitet werde. Aber es finden sich daneben auch Mahnung und Warnung, ja auf seiner Hut zu sein gegen Tücke und Verrath, die ihn bereits umlauern, sich beständig in Geduld zu üben, niemals sich stolzer Sicherheit hinzugeben oder sich gar zu überheben. Das Wort Gottes möge in Allem die Leuchte seines Fusses sein. Wahrlich, man kann nicht genug beklagen, dass solche herrliche Zeugnisse eines geistigen Austausches unter diesen Männern noch vor dem Eintritte der grossen Krisen des Verfassungskampfes ein Ende nehmen mussten, indem beide Grosteste und Marsh einige Jahre zuvor gestorben sind. Irren wir indess nicht, so rühren jene merk-

würdigen lateinischen Dichtungen, in welchen sich die leitenden Gedanken der grossen popularen Bewegung und eine überraschende Reife des dritten Standes für die echt constitutionelle Grundform des nationalen Staatslebens ausgesprochen finden, aus denselben klar und nüchtern urtheilenden Gesichtskreisen her. Es sind unstreitig Franciscanerbrüder gewesen, welche die Forderungen von Ritter und Bürger, die Erhebung des Gesetzes über die Willkür, so treffend formuliren konnten.

Allein bald nach dem Ausgange jener langjährigen, erbitterten politischen Kämpfe, etwa mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts wird der Verfall des Franciscanerordens auf allen Gebieten seiner bis dahin so eigenthümlichen Thätigkeit ersichtlich und greift von nun an in reissend schnellen Verhältnissen um sich. Trotz des härenen Gewandes, trotz der Landesgesetze, welche den geistlichen Corporationen fernerhin die Erwerbung von Grundbesitz untersagen, sammeln auch Franciscaner und Dominicaner sich irdische Schätze; sie selber machen das Grundgebot ihrer Stifter zur Lüge, indem sie unter Anderer Titel und Namen sich stattlichen Eigenthums erfreuen und prächtige Wohnsitze aufführen. Freilich haben sie niemals die aristokratisch vornehmen Formen und Bedürfnisse der Benedictinerorden angenommen, vielmehr mit eifriger Sorgfalt ihre ursprünglichen Beziehungen zu den niederen Klassen der Bevölkerung aufrecht erhalten. Aber wie bald sind sie auch darin versunken zu jener Tiefe der Gemeinheit, Niederträchtigkeit und Sündhaftigkeit, wie sie in derben Zügen der Satire von Chaucer und von Spottliederdichtern geschildert werden, die an den einst so beliebten Bettelbrüdern sofort dieselben Zielscheiben des Hohns entdeckten, wie an den feisten Mönchen der herrlichen Benedictiner- und Cistertienserklöster. Aus den frommen Hospitaldienern und mildherzigen

Verbreitern von allerhand nützlichen Dingen sind jetzt freche Hausirer und Quacksalber geworden, die mit lumpigen Geschenken von Kurzwaaren, falscher Medicin und dem verruchten Missbrauche des Beichtgeheimnisses darauf ausgehn den Frieden in den Familien zu stören, die Männer betrügen oder in der Schenke trunken machen und den Weibern nach ihrer Tugend stellen. Die Kühnheit, mit der sie einst in England so gut wie in Deutschland gegen die Anmassungen des päpstlichen Stuhls in den Kampf zu gehn schienen, mit der sie eine Weile die weltliche Macht unterstützt und der Freiheit zum siegreichen Durchbruche verholfen, ist in schamlose Frechheit umgeschlagen, die es nur auf den eigenen Vortheil abgesehn hat; ihre Anmassung im Gegensatz zu allen übrigen Autoritäten und vor allen über die Gewissen kennt keine Schranken mehr; ihr Festhalten an den äusseren Umrissen ihrer Regel artet in die widerlichste Heuchelei aus, in Vergleich zu welcher die offen bethätigte fleischliche Genusssucht der Mönche gutmüthig erscheint. Ihre Wissenschaft hat sich bereits in fruchtlose Theoreme und pfiffiges haarspaltendes Argumentiren verfahren, während die grosse Masse der Brüder in einen Grad von Ungelehrsamkeit und Dummheit versinkt, an dem St. Franciscus schwerlich seine Freude gehabt haben würde. Sie hatten die Gelegenheit verscherzt, die von Kirche, Staat und Gesellschaft ersehnte Reformation zu vollbringen, suchten aber doch noch die von ihnen in Beschlag genommene Universität weiter zu beherrschen, trotz der von einem Tage zum anderen steigenden Klagen, dass sie die Gemüther der Jugend ausschliesslich an sich und ihre Doctrinen zu fesseln trachten. Ueberall sammeln sich ihre Feinde, und eben in Oxford tritt aus der Schaar der Weltpriester derjenige auf, der ihnen unversöhnlich den Fehdehandschuh hinwirft und die ganze Kunst scholasti-

scher Dialektik, die er ihnen abgelernt, nun gegen die Urheber derselben richtet. Sind sie auch gegen Wiclif und seine Nachfolger noch auf dem Platze geblieben, so haben sie doch die von diesem gottseligen Reformator gepredigte Wahrheit, den reinen Funken des Evangeliums selbst mit Jahrhunderte langen Löschversuchen nicht völlig wieder zu dämpfen vermocht. Bis zur Reformation der Kirche durch Luther und sein Zeitalter ist aus Mönch- und Bettelorden weiter keine bemerkenswerthe Neubildung hervorgegangen; erst als der Sieg über Rom errungen schien, erhoben sich ihm neue Vorkämpfer, die es zwar besser zu machen suchten als die alten Muster, aber dennoch, nicht zum eigenen Vortheil, Manches von ihnen entnommen haben.

III. Das Parlament im vierzehnten Jahrhundert. *)

Mehr als sechs Jahrhunderte sind vergangen, seitdem die Geschichte vom englischen Parlamente zu erzählen weiss. Ein Institut von so hohem Alter, das im Laufe der Zeiten die mannigfaltigsten Schicksale gehabt, sich selbst wesentlich umgestaltet, aus geringen Anfängen gewaltige Dimensionen gewonnen und vielfach in die Geschicke des Staats und selbst der Menschheit eingegriffen hat, muss eine frühe Geschichte, eine Vorgeschichte besitzen, in welcher noch echte Spuren seiner Entstehung wahrzunehmen sind. Aber gleich wie bei den Völkern der Erde selbst ist die Kunde über Herkunft und Jugendalter nur dunkel und abgerissen, so dass sie um der eigenen Dürftigkeit abzuhelfen öfter als nöthig bei der Vermuthung, ja sogar bei der Sage und Erfindung Zuflucht gesucht hat.

*) Modus tenendi parliamentum, ed. T. Duffus Hardy, London 1848. — Geschichte von England IV. S. 666 ff. Gotha 1855. — Gneist, das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht, I. Berlin 1857.

Es dauert lange, bis sich eine Nation ihrer selbst bewusst wird; darum ist es auch keineswegs zu verwundern, wenn die englische verhältnissmässig erst sehr spät beginnt die Documente ihres Parlaments, des eigentlichen Organs ihres Bewusstseins, zu sammeln und sich um die Ursprünge desselben zu bekümmern. Erst im Zeitalter der Reformation, unter Heinrich VIII. und Eduard VI., gibt das Haus der Lords das Beispiel durch Führung eines Journals die Erinnerung an die laufenden Vorgänge zu festigen, und nicht eher als bis unter Elisabeth und den Stuarts erscheinen Forscher, welche eigene Ansichten über die Entstehung der Reichsversammlung aufzustellen wagen.

Bei ihren Untersuchungen fanden sie für die frühste Zeit nur sehr spärliches urkundliches Material vor. Während seit Heinrich II., dem ersten Plantagenet, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Gerichtspflege in seinem Reiche zu centralisiren begann, jeder auch noch so unbedeutende Rechtshandel, soweit er die Prärogative und den Besitz der Krone berührte, in den bis auf diesen Tag erhaltenen Rollen der königlichen Gerichtshöfe, und seit Johann Ohneland jeder Erlass der Staatskanzlei auf den Rollen der sogenannten offenen und geschlossenen Briefe eingetragen ist, finden sich nirgends die in der Magna Charta geforderten Ausschreiben zum Parlamente verzeichnet und aufbewahrt. Man hat vermuthet, dass die Beamten der Schatzkammer, dieses ältesten Ministeriums des Normannenstaats, denen dies Geschäft obgelegen, es entweder aus Geringschätzung geflissentlich verabsäumt, oder dass sie die zu diesem Zwecke angelegten Akten unverantwortlicher Weise haben umkommen lassen. Späterhin, seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts hält es das andere Kronministerium, die Staatskanzlei, bereits für unumgänglich nöthig, von den

Parlamenten Notiz zu nehmen und wenigstens Listen der Geladenen in seine Urkundenrollen einzutragen. Von Eduard II. an erscheinen unter derselben Autorität sogenannte Parlamentsrollen, in denen freilich kein eigentliches Diarium oder Protokoll der einzelnen Versammlungen, wohl aber kurze, willkürliche Angaben des während derselben Vorgefallenen so wie die vornehmsten Beschlüsse und Gesetze im Auszuge vorhanden sind.

Kein Schriftsteller oder Chronist der Zeit hat es der Mühe werth erachtet, ein Bild der Reichsversammlung zu entwerfen, so dass man schon hiernach nicht berechtigt ist, wie wohl bisweilen geschehen, das Institut als ein plötzlich fertiges, etwa auf revolutionärem Wege hervorgebrachtes aufzufassen. Eine langsame, nur hier und da beschleunigte Entwicklung war nicht eben geeignet Aufmerksamkeit und Erstaunen der Zeitgenossen in besonders hohem Grade zu erregen. Aus nicht viel späterer Zeit freilich ist eine beachtenswerthe, fast theoretisch gehaltene Abhandlung vorhanden, die, unter dem Titel: Die Art das Parlament zu halten, eine ziemlich fassbare Schilderung entwirft. Ueber ihr Alter ist zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, als sich die englische Nation im Besitze ihrer hergebrachten Freiheiten und Rechte ernstlich bedroht sah, der erste kritische Streit entbrannt. Der bekannte Oberrichter unter der Regierung der Königin Elisabeth, Sir Edward Coke, machte zuerst auf die Schrift aufmerksam und zwar auf ein Exemplar, dessen unstreitig apokryphe Ueberschrift lautete: »Art das Parlament zu halten, wie sie Wilhelm der Eroberer von Eduard dem Bekenner überkommen hat.« Gläubig nahm der grosse Rechtsgelehrte die Wahrheit dieser Angabe an, und bis zur Revolution hin schien man an seiner Ansicht festhalten zu wollen. Da kam jener William Prynne, der sich einst als

Advocat, Publicist und Mitglied des Unterhauses den Gewaltmassregeln Karls I. auf das Hartnäckigste widersetzt und dafür zweimal mit dem Verluste seiner Ohren gebüsst hatte, unter Karl II. aber, zahmer geworden, als Vorstand des Staatsarchivs im Tower zu London fungirte und sich tief in die Urkundenmasse der Vorzeit hineingearbeitet hatte, auf den Gegenstand. In mehreren seiner leidenschaftlichen, mit massenhafter und schwerfälliger Gelehrsamkeit ausgerüsteten Streitschriften erklärt er nicht nur die in jener Ueberschrift enthaltene Behauptung für eine Lüge, sondern versichert geradezu, es gäbe keine ältere Handschrift des Werks als aus den Tagen Heinrichs VI. oder gar erst Heinrichs VIII., so dass dasselbe höchstens eine Schilderung des Parlaments aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gewähre. Aber in seinem blinden Eifer wollte er das Kind mit dem Bade ausschütten, er hatte nicht nur einen Erlass König Heinrichs IV. aus dem Anfange jenes Jahrhunderts übersehen, in welchem dieser Fürst gerade die Schrift über Abhaltung des Parlaments zur Beobachtung und Nachahmung an seine Regierung in Irland einschickt, sondern Prynne hatte auch eine gedruckte Versicherung seines Zeit-, Gesinnungs- und Studiengenossen, des in der Handschriftenkunde und nationalen Rechtsgeschichte gleich sehr bewanderten John Selden unbeachtet gelassen, dem ein Exemplar des Modus tenendi Parliamentum aus Eduards III. Tagen, also um etwa ein halbes Jahrhundert früher, vorgekommen war. Handschriften des Werks, zum Theil datirt, aus Richards II. Zeit, folglich aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, sind heute noch mehrere vorhanden. Die neusten, gründlichen Prüfungen derselben haben endlich ergeben, dass die Schrift bereits unter Eduard I. und höchst wahrscheinlich schon im Jahre 1295, also achtzig Jahre nach der Magna Charta

Johanns, existirte. Sie verdient daher allerdings bei Untersuchungen über die älteste Parlamentsgeschichte herangezogen zu werden.

Mit Hülfe dieses keineswegs sehr umfangreichen Buchs, einzelner mageren Angaben der Chronisten, einer Anzahl Urkunden und vor allen der Magna Charta lässt sich nun eine ziemlich sichere Schilderung entwerfen, wie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert das Parlament herangewachsen, aus welchen Elementen es sich bildete, welche Rechte und Pflichten es sich im Laufe von etwa hundert Jahren erworben, und welcher Gestalt es ausgesehn und seine Geschäfte betrieben hat.

Man hat sich vielfach Mühe gegeben, die Ursprünge des Parlaments an das Witena Gemote, die Volksversammlung der Angelsachsen, ja selbst an den germanischen Urstaat des Tacitus anzuknüpfen. Noch immer hören wir von freien Bauern reden, welche unter einem nationalen Königthume ihre Angelegenheiten selbständig behandelt hätten. Man übersieht dabei völlig, welchen gewaltigen Einschnitt der von dem Normannenherzoge Wilhelm dem Bastard gestiftete Eroberungsstaat zwischen jenem rein germanischen Institute und dem aus verschiedenartigen Factoren zu einer versöhnenden Einheit sich mischenden Parlamente neuerer Zeit macht. Der Eroberer gründete nach einem eisernen, consequenten System eine Militär-Administrations- und Justizordnung, deren Zügel unumschränkt von der obersten Hand ergriffen wurden. Nimmt dann freilich schon sein Sohn Heinrich I. in seiner Wahlcapitulation Bezug auf die Gesetze des letzten Sachsenkönigs Eduards des Bekenners, so ist das nichts anderes als eine Erwähnung des alten Landrechts, das, soweit es den Normannen nicht hinderlich, bei dem unterworfenen Stamme fortbestand. Diese tröstliche Zusicherung in den Charten Hein-

richs I., Stephans und Heinrichs II. mag auf die angelsächsische Selbstverwaltung innerhalb der Grafschaft und namentlich auf das dort fortlebende Rechtsprechen durch Standesgenossen zu beziehen sein. Von einer Verfassung, einer an Verwaltung und Gesetzgebung Theil nehmenden Versammlung ist unter den ersten Normannenfürsten aber darum keineswegs die Rede. Die Hoftage, die sie in der Regel dreimal im Jahre, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, zu halten pflegten, bedeuteten, so weit wir zu erkennen vermögen, nichts weiter als eine glanzvolle Begehung jener hohen Feste, an welchen der König seine Krone trug und seine grossen Lehnsträger sich besonders zahlreich versammelt hatten. Noch ist der Hof keine Behörde, spricht kein Recht und behandelt keine Reichsangelegenheiten. Nur die Geistlichkeit etwa beansprucht ähnliche Ausnahmerechte wie sie solche schon zur Sachsenzeit besessen und nimmt wie damals wegen ihrer höheren Bildung einzeln an den Geschäften Theil.

Allein in der vierten Generation seit dem Eroberer, nachdem unter König Stephan fast ausschliesslich ein wildes Faustrecht gegolten und die erste Durcheinandermischung des siegreichen mit dem besiegten Stamme angefangen, nachdem auf beiden Seiten Recht und Besitz vielfach in Frage gestellt worden, beginnen die bis dahin unterdrückten sächsischen Elemente sich zuerst wieder leise und langsam zu regen. Ihrer Einwirkung sind zunächst bedeutende Fortschritte in der Gerichtspflege so wie eine einheitlichere Handhabung des Rechts zuzuschreiben. In der nächstfolgenden Generation sehen wir dann die grossen Herren, die ehedem die Genossen der Eroberung, die reichbelohnten Oberofficiere eines siegreichen Feldherrn gewesen, dem Königthume, das fast unumschränkt geworden, in geschlossener Masse entgegen treten und sich

drohend mit den Waffen in der Hand die Magna Charta erzwingen. Nicht einzeln, wie damals so häufig auf dem Festlande, sagt hier ein übermächtiger Vasall dem Fürsten die Treue auf; nein, wie eine einzige Corporation erhebt sich der ganze Stand und gewinnt so einen Rechtsboden, dem sofort die ersten Verfassungskeime entspriessen. Gleichzeitig treten auch gewisse Gliederungen, die in der Gesammtheit bestanden, und im gewöhnlichen Leben längst eine Geltung, obwohl keine rechtliche Abstufung beanspruchten, deutlicher an den Tag. Nach dem Umfange der Lehne war es natürlich zwischen grossen und kleinen Baronen zu unterscheiden. Auch die Afterlehnsleute sind nicht vergessen und kommen zu ihrem Rechte, um so mehr als einst die gewaltige Hand Wilhelms des Eroberers, um die militärische Einheit seines Reichs zu wahren, unumstösslich den Grundsatz aufgestellt, dass die Untervasallen direct dem Könige den Lehnseid zu schwören haben und nicht ausschliesslich ihre Treue an den Herrn des Lehns heften. Hierdurch so wie durch den Umstand, dass stets darauf gesehn wurde, die grossen Kronlehne niemals in einer Masse abzurunden, sondern in verschiedenen Theilen des Reichs auseinander zu halten, ist England vor dem Schicksale Deutschlands behütet worden: niemals, auch selbst nach den Vorgängen auf der Wiese von Runemede nicht, vermochten sich hier auf ihre Hintersassen gestützt kleine Herren neben dem Könige zur Landeshoheit empor zu schwingen. Ausserdem wirkte der alte Stammesunterschied zwischen den mit dem grössten Lehn bedachten Normannen und den erst in zweiter Linie stehenden Sachsen nach. Die Masse der niederen Freien, unmittelbare Grundbesitzer wie Hintersassen, gehörten unstreitig den letzteren an; und es scheint beinah, als hätten sie unter Heinrich II. geradezu besondere Gunst erfahren. So gab es denn Anlass

und Grund genug, dass, sobald eine Art von Reichsversammlung entstand, sich auch eine Scheidung innerhalb der freien Grund besitzenden oder zu Lehn haltenden Bevölkerung zu vollziehen anfieng.

Die Hoftage in ihrer alten Form waren in dem Kronstreite zwischen der Kaiserin Mathilde und König Stephan zu Grunde gegangen. Sie waren sicherlich nur durch den Besuch von besonders begünstigten oder der in der Nähe der jedesmaligen Residenz ansässigen Herren verherrlicht worden. Im Zeitalter der Magna Charta erst begegnen wir bestimmten Ladungen, und zwar auf Grund der eben berührten Scheidung in zwei Klassen doppelter Art: persönlich oder collectiv. Bei der ersteren Gattung kommt ein Adel der Geburt oder gar ein vermeintliches, erst in Tagen der Theorie erfundenes Recht der Reichsstandschaft so wenig in Betracht, dass der König vielmehr nur aus besonderem Vertrauen ihm persönlich bekannte Herren, auch wohl mit Rücksicht auf die Grösse ihrer Güter, die Nachbarschaft ihrer Wohnsitze und das Ansehn bei ihren Standesgenossen entbieten lässt. Die also persönlich Geladenen bilden den ersten Kern zum Parlamente, und im Unterschiede zu den in Masse entbotenen kleineren Kronvasallen und Hintersassen nicht minder den zum nachherigen Oberhause. Wer sind aber zunächst diejenigen, welche in nicht gar langer Zeit die Würde, das Recht und dann auch die Erblichkeit als Pairs von England beanspruchen? Welche Gliederungen, welche Bezeichnungen kommen ihnen zu?

Die Magna Charta kennt bereits als von Alters her unterschieden geistliche und weltliche Herren und stellt die ersteren, die Diener der Kirche, an die Spitze. Unter den Angelsachsen wurden wie im Frankenreiche die Prälaten, d. h. Bischöfe, Aebte und selbst einige Prioren, da sie fast ausschliesslich

allein lesen und schreiben konnten und in allerhand anderen nützlichen Dingen bewandert waren, als Beichtväter und Gelehrte in den Rath der Krone gezogen. Ihr Besitzthum aber, Acker- und Wiesenland, war freies Kirchengut und völlig unabhängig vom Staate. Die normännischen Prälaten dagegen hatten einst im Harnisch und zu Pferde England erobern helfen und dafür von ihrem Fürsten zugetheilte grosse Baronien als Preis davongetragen. Gleich den weltlichen Herren traten sie nunmehr in den Reichsrath auf Grund dieses Kronlehens, leisteten Heeresfolge, übten Gerichtspflege und geriethen dann, je nachdem es die Umstände mit sich brachten, auch wohl in Conflict mit der Krone, mit ihren weltlichen Standesgenossen, mit den Gemeinen und mit sich selber, so oft sie sich bei Bluturtheilen, bei streng kirchlichen oder als solchen betrachteten Fragen hinter ihren geistlichen Ausnahmerechten zu bergen suchten. Andererseits aber wog wieder bei den in der Folge regelmässig Geladenen der Begriff der Baronie und Pairie vor, gewissermassen die weltliche Geltung vor der kirchlichen Würde, denn nur solchen Aebten und Prioren, welche urkundlich nachweisen konnten, dass sie einzig und allein altes, vornormännisches Kirchengut und keinerlei Kronlehn besassen, gelang es sich den häufig lästigen Besuchen der Reichsversammlung zu entziehn. Eine für die Folge wichtige Thatsache aber ist es, dass die Prälaten kraft königlicher Verleihung, und nicht als Würdenträger der Kirche Sitz und Stimme in der Versammlung haben; da sie mit den weltlichen Herren eine einzige geschlossene Masse bilden, hat es in England glücklicher Weise niemals zu einer eigenen Curie der Geistlichkeit kommen können, deren Sonderstellung kaum jemals erfreuliche Früchte getragen hat. Die Fürsten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die Eduards und die Heinrichs,

haben es, was merkwürdig genug ist, entschieden in ihrem Interesse gefunden, fast durchweg mehr Prälaten als weltliche Lords, oft doppelt so viele als die letzteren, zu berufen, ein Zeugniss, wie sehr ihnen um Unterstützung der Geistlichkeit gegen die Uebergriffe der in jener Zeit eben zu fester, erblicher Pairie emporstrebenden Adelsgeschlechter zu thun war.

Die weltlichen Herren nun besassen ursprünglich weder bei den Sachsen noch auf den alten normännischen Hoftagen ein erbliches Recht an curialen oder politischen Versammlungen Theil zu nehmen. Wohl aber gab es von frühe her Rangstufen: der Begriff und die Würde des sächsisch-skandinavischen Earls giengen über in die Stellung des normännischen Comte, den sein Herr, der König-Herzog Wilhelm I., schon bei der Eroberung durch grössere Belohnung ausgezeichnet hatte. Es ist daher auch hier nach älteren Vorgängen, dass die Magna Charta und jene alte oben erwähnte Schrift zwischen zwei Classen weltlicher Pairs: Grafen und grossen Baronen unterscheiden. Die Erhebung zur Grafenwürde geschah auf Grund eines königlichen Patents, durch feierliche Umgürtung mit dem Schwerte und durch Anweisung auf den sogenannten dritten Pfennig einer Grafschaft, d. h. auf ein Drittheil von der Jahrespacht des Sherifs, eine Rente, die dem vornehmen Herrn zur standesgemässen Erhaltung seines Ranges zu Statten kommen sollte. Im Uebrigen haben die Grafen mit dem Bezirk der Grafschaft, deren Namen sie tragen, weder militairisch, noch administrativ, noch juridisch irgend Etwas zu schaffen; ja, bald werden ihre Namen keineswegs mehr ausschliesslich von der uralten Eintheilung Englands in Grafschaften (Shires, Comitate) hergenommen, sondern von Städten und Flecken, ja, von Hof- und Familienwürden entlehnt. Der höhere Rang ist im Vergleich zu den übrigen Baronen ein

rein persönlicher. Doch möchten wir darum eine Angabe jener bereits stark systematisirenden alten Schrift nicht ganz übersehen, da sie einen Anklang an die so scharf geschiedenen Rangstufen in den altgermanischen Volksrechten zu enthalten scheint. Es heisst nämlich im Modus tenendi Parliamentum: ein Grafenthum soll mindestens zwanzig Ritterlehne, eine grosse Baronie wenigstens dreizehn und ein halb betragen. Ein Ritterlehn aber wurde nachweislich schon im dreizehnten Jahrhundert auf 20 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte geschätzt, so dass ein Grafenthum 400 Pfund, eine grosse Baronie $266^2/_3$ Pfund oder 400 Mark — die Mark zu $13^1/_2$ Schilling — einbringen musste. Es ist demnach wahrscheinlich, dass die Krone bei Ertheilung eines Grafenpatents sich ursprünglich zu versichern pflegte, dass der Inhaber derselben einigermassen die Einkünfte besass, die erforderlich waren, ihn nach einem gegebenen Verhältnisse über die Masse der grossen Barone hervorzuheben.

Alle Herren aber, die weniger als die Grafen, aber doch eine beträchtliche Anzahl Ritterlehne in Händen hatten, galten als grosse Barone und bezeichneten sich frühzeitig stolz, in einigen Familien sogar mit unerklärlicher Beharrlichkeit, mit diesem skandinavisch-romanischem Gattungsnamen, der den Mann, den freien, selbständigen Mann bedeutet. Ihnen steht durch die Magna Charta, falls sie zur Reichsversammlung berufen werden, als Vorzug vor der grossen Menge geringerer Lehnsträger eine persönliche Ladung zu. Zwar waren in jenen Tagen schon eine Menge der einst vom Eroberer ausgegebenen Kronlehne durch Verwirkung, Aussterben oder Theilung verfallen, veräussert oder sonst wie herunter gekommen, so dass namentlich in Folge der grossen Bewegung unter Simon von Montfort Eduard I. in seinen Ladungen zum Parlamente nicht

nur eine Anzahl alter Häuser, deren Besitz und Macht ehemals wohl ein Anrecht begründet hätte, gänzlich auslassen konnte, sondern auch manche Leute, die nachweislich sehr wenig oder gar kein liegendes Eigenthum besassen, ja, sogar Fremde, Franzosen und Lothringer, welche abenteuernd in seinen Diensten emporgekommen, zu der Reichsversammlung berief. Zu der in der Magna Charta und dem Modus augenscheinlich vorgesehenen Auszeichnung der Meistbelehnten auf Grund dieses Besitzthums — barony by tenure — tritt nunmehr der bald fast ausschliesslich überwiegende, die Pairie recht eigentlich erst schaffende Begriff der persönlichen Ladung — barony by writ — hinzu. Ist es doch gerade eine der hervorragenden Bestimmungen jener grossen Urkunde, dass alle diejenigen, die späterhin als Mitglieder des Oberhauses erscheinen: Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Prioren, Grafen und grosse Barone, jeder einzelne durch ein königliches Ausschreiben zu den Versammlungen geladen werden sollen. Während also die Nothwendigkeit, Land bis zu gewissem Werthe zu besitzen, allmälich zurücktritt und statt dessen gleichsam durch eine Fiction die Würde der Barone, Grafen und der seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zuerst durch Patent creirten Herzöge immer mehr zum blossen Adelstitel herabsinkt, erscheint die persönliche Ladung als vornehmstes Erforderniss, kraft welches ein Edelmann an den Reichsversammlungen Theil nehmen kann. Sobald um das Jahr 1400 eine dritte Form der Standeserhebung, die Ertheilung von Adelspatenten häufiger wird, erscheint die Baronie durch Ladung gleichfalls als eine erbliche; daher hat sich um dieselbe Zeit auch der Begriff einer reichständischen Pairie abgeschlossen, deren Vorrechte nunmehr einzelne grosse Adelsgeschlechter für ihr Oberhaupt in Anspruch nehmen. Wie sehr aber im Laufe der Zeit auch die

Geschlechter der Menschen dem Wechsel und dem Untergange ausgesetzt sind, das thun die wenigen noch heutzutage im Oberhause sitzenden Lords dar, welche eines jener Privilegien mit Sicherheit auf ihre Ahnherrn im vierzehnten Jahrhunderte, die tapferen Zeitgenossen der englisch-französischen Kriege, zurückzuführen vermögen.

Neben den geistlichen und weltlichen Lords erscheinen von Alters her zu einer Anwesenheit bei den Versammlungen berechtigt die Minister der Krone, wie wir jetzt sagen würden, die hohen Würdenträger des Hofs, mit denen meistens ohnehin der Pairstitel verbunden ist, so wie der Schatzkämmerer und der Kanzler, und als Beisitzer die Oberrichter der zu Westminster fixirten drei hohen Gerichtshöfe. Letztere heissen indess, wenn sie nicht sonst auf irgend eine Weise, etwa durch Geburt, Creirung oder Pfründe dazu berechtigt sind, keineswegs Pairs; sie haben folglich auch nur Sitz und keine Stimme; wie sie berufen sind die Krone zu berathen, sollen sie in vorkommenden Fällen auch den Ständen Rede stehn.

Es waren die hohen Herren gewesen, welche im Jahre 1215 einen schlechten Fürsten in die Enge getrieben und ihn zur Anerkennung von Forderungen gezwungen hatten, welche bisher das Königthum in England nicht gekannt hatte. Sie scheiterten indess selber schon bei dem ersten Versuche demgemäss nun auch reichständisch, verfassungsmässig zu regieren. Ein Kampf drei Menschenalter hindurch war die Folge, um die vornehmsten ihrer Forderungen: die vermöge der persönlichen Ladung zugesicherte Reichsstandschaft, und das Recht der Zustimmung, so oft die Krone ausserordentliche Hülfsgelder verlangt, wider die übrigen Bestandtheile des Staats zu behaupten. Dieses Zeitalter, zumal der Ausgang der gewaltigen Bewegung unter dem grossen Grafen Simon erweisen zur Genüge, dass in England

schon in den romantischesten Tagen des Mittelalters kein rein aristokratisches Regiment mehr durchzuführen war. Die Krone war es, die nach diesen Erfahrungen zu den alten, aus der Zeit der Noth geretteten Prärogativen neue Stützen ihres Einflusses gegen eine allmächtige Adelsherrschaft zu gewinnen wusste bei denen, welche von den vornehmen Herren nicht als ihre Standesgenossen betrachtet wurden, denen sie zwar in der Magna Charta gewisse Anerkennung zugesichert, welche Montfort dann heranzuziehen suchte, als es bereits zu spät war. Längst gab es einen Factor im Lande, der weder mit der reinen Despotie, deren Härte und Schwäche man genugsam erfahren, noch mit der Aristokratie, ihrem unvermeidlichen Egoismus, Factionstreiben und Fehdesucht zufrieden war. Es ist die denkwürdige That eines grossen Königs, Eduards I., von der Ueberzeugung und Handlungsweise früherer Jahre abgestanden und sich mit denen, die er einst bekämpft, verbunden zu haben. Er bot, als die Zeit reif war, die Hand zur legalen Bildung des Hauses der Gemeinen. Sehen wir uns auch hier nach den einzelnen Bestandtheilen um, und wie ihnen allmälich das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Dingen zugekommen.

Wir werden abermals von der Magna Charta auszugehen haben. Wie die Verfasser derselben, die meist belehnten Herren, geistliche und weltliche, zu einer geschlossenen Masse verbunden wider die Krone auftraten, so erscheinen eben daselbst auch die corporativen Anfänge eines anderen Standes, dem die Herren zwar gleichfalls gewisse Rechte erkämpfen, dem sie aber zugleich eine untergeordnete Stellung in dem neuen ständischen Staate anweisen. Diese Errungenschaft steht in dem Artikel verzeichnet, nach welchem zur Bewilligung jener ausserordentlichen von der Krone geforderten Hülfsgelder, ausser den Prälaten, Grafen und grossen Baronen, auch alle übrigen ge-

laden werden sollen, welche als unmittelbare Lehnsträger der Krone betrachtet werden; jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede: nicht durch ein persönliches königliches Ausschreiben, sondern collectiv durch den Sherif der Grafschaft oder den Bailif des Bezirks. Wer sind aber diese unmittelbaren Lehnsträger? Unstreitig die schon zuvor als kleinere Barone bezeichneten, die allerdings ihr Land nach demselben Besitzrechte wie die grossen, meist belehnten Barone in Händen, aber nicht die als Norm anerkannte Masse desselben hatten, um die Privilegien jener zu beanspruchen. Es sind ursprünglich die Inhaber einzelner oder weniger Ritterlehne, ja, selbst von Bruchtheilen eines solchen, überhaupt eines Lehngutes unter dem Betrage einer grossen Baronie. Allein ein anderes Moment hat diesen Kreis beinah gleichzeitig noch um ein Bedeutendes erweitert. Im Verlaufe der Kreuzzüge hatte sich der Begriff der Ritterwürde bei den Nationen des Abendlandes festgesetzt: Orden, Corporationen, Stand wuchsen hier auf Grund kriegerischer Tüchtigkeit und Sitte in ein System zusammen. Die Schaar der Gepanzerten wurde überall der Kern der Lehnsheere; in England zumal begannen die Fürsten sich diese Macht trefflich zu Nutzen zu machen. Wer rittermässig gerüstet war, noch ohne alle Rücksicht auf die Geburt, wer hinreichendes Einkommen besass, um ein schwer bewaffnetes Pferd zu stellen, oder das entsprechende Schildgeld zu zahlen, galt bald als Mitglied des Standes. So kam es, dass auf der einen Seite auch jüngere, habelose, aber in jener Sphäre aufgewachsene Söhne dazu gehörten, selbst die Junker und Knappen, die noch den Ritterschlag zu erwarten hatten, auf der anderen Hintersassen und kleinere Grundbesitzer herangezogen wurden. Der Ritterdienst verschmolz daher die kleinen Barone und die Untervasallen zu einem Stande; und die Krone förderte den-

selben wieder unablässig, indem sie lernte, wie es zu ihrem eigenen Besten sei, bei Verwirkung und Wiedervergebung grosser Lehne die Zersplitterung derselben zu gestatten und auch an der Veräusserlichkeit der Rittergüter festzuhalten. Ja, noch im dreizehnten Jahrhunderte wird das lange Zeit hindurch gültige Gesetz erlassen, dass ein Jeder, der 20 Pfd. St. — späterhin bei zunehmendem Reichthume 40 Pfd. St. — Jahresrente aufweisen kann, sich den Ritterschlag zu holen habe. So flossen Besitz und Würde, unmittelbares und mittelbares Lehn zusammen, ohne dass von Ebenbürtigkeit die Rede sein könnte, und vereinigten sich zu einem einzigen Stande, dem der Ritterschaft.

Wie die Meistbelehnten zuerst corporativ gegen die Krone und dann legal als grosser Reichsrath um den König zusammentraten, so schliessen sich die Ritter recht eigentlich innerhalb des alten Grafschaftsverbandes an einander. Dort leben durch sie die in der angelsächsischen Shire niemals völlig untergegangenen Grundzüge der Selbstverwaltung zu kräftiger Neubildung wieder auf; zu immer geringerer Befugniss wird dagegen die Amtsgewalt des königlichen Sherifs, des einst allmächtigen normännischen Landvogts, zurückgedrängt. Die landsässige Ritterschaft besorgt in der Rechtspflege, Polizei, Miliz und den Finanzen das Meiste, was in diesen Stücken die Grafschaft als solche angeht; sie nennt sich die Commune, die Gemeinschaft der Shire und kommt als solche auch beim Fürsten und im Staate zur Geltung.

Das geschieht jedoch, sobald die Versuche der Krone misslungen waren ausschliesslich mit einer Aristokratie allein zu regieren, statt dessen aber die Bildung von Reichsständen erforderlich geworden war. Da konnte auch die Ritterschaft, dieser Mittelstand der Besitzenden im Lande, mit der Be-

stimmung der Magna Charta Johanns nicht mehr zufrieden sein, wonach sie in Bausch und Bogen zu den Versammlungen entboten wurde. Die gemeinsame Ladung nöthigte bei der Ausdehnung des Reichs von selbst zur Annahme einer Vertretung, es wurde Brauch, einen Theil statt des Ganzen mit Vollmachten ausgerüstet zu entsenden. So entstand nach älteren Mustern innerhalb der Grafschaft die legale Repräsentation derselben auf den Reichsversammlungen. König Johann und sein Sohn Heinrich III. schon hatten bei mehrmaliger Gelegenheit, wo mit sämmtlichen Rittersleuten einer Grafschaft zu verhandeln war, zwei, drei, vier aus ihrer Gesammtheit als Vertreter der übrigen vor sich beschieden. Wenige Decennien nach der Magna Charta, zuerst in vereinzelten Beispielen, bald aber immer regelmässiger wiederkehrend, erscheinen dann auch je zwei Ritter als Vertreter bei den Reichsständen, in Folge eines Ausschreibens an den Sherif, den Vorsitzenden des Grafschaftsgerichts, und gewählt von der Gesammtheit aller dazu berechtigten. Zu den Wählern gehören aber nicht allein die kleinen Kronvasallen und Ritter, sondern die unbescholtenen freien Leute der Grafschaft, mit eigenem Besitz oder Afterlehn, so weit sie an den richterlichen und administrativen Geschäften des Grafschaftstages Theil nehmen, mit dem fünfzehnten Jahrhunderte jedoch nach fester gesetzlicher Anordnung alle Freisassen von 40 Schillingen jährlicher Rente. Gewählt sollen von da an nur werden Ritter oder Grundbesitzer von 40 Pfd. St. Jahresrente. Allein schon mit dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts unter Eduard I. war jedenfalls die Vertretung der Landschaft gesichert.

Gleichzeitig und nicht minder rasch war indess noch ein anderes Element hinzugekommen. Die Städte hatten in der Magna Charta nur ihre alten Rechte und Freiheiten zugesichert

erhalten, von ihrer Theilnahme an einer Reichsversammlung ist fürs Erste noch keine Rede; nur der einzigen Stadt London wird in dem Artikel wegen ausserordentlicher Steuerbewilligung gedacht als zur Theilnahme daran berechtigt. Dieser Vorzug beruht in ihrer damals schon ungemein abweichenden Grösse; sie gilt für eine Grafschaft innerhalb der Grafschaft, die Wards oder Stadtbezirke entsprechen fast den Hundreds der Shire und selbst den Grafschaften des Reichs. Schon wählt London nicht nur seinen eigenen, sondern auch den Sherif der Grafschaft Middlesex, in Gleichen seinen Lord Mayor. Die Aeltermänner, die Repräsentanten der Wards, nennen sich Barone. Gilden der einzelnen Gewerke erheben sich aus der Bürgerschaft und beanspruchen nicht ohne Kampf mit ihr städtische und selbst politische Rechte. Eine Weile finden wir die Behörden und die Bürger Londons fest zu dem der Krone seine Privilegien abringenden Adel halten. Aber dennoch gelangte selbst London nicht zu einer Autonomie wie so manche Stadt in Deutschland oder Flandern. Das Streben dahin hatte ein Ende mit der berechtigten Theilnahme an den Reichsangelegenheiten; wie der hohe Adel nicht zu Landesfürsten ist in England auch keine städtische Commune zur freien Reichsstadt ausgeartet. Freilich hatten sich auch in einigen Provincialstädten, von denen im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts manche als Bischofssitze oder durch Handel und Reichthum zu politischer Geltung gediehen, ähnliche Immunitätsgelüste wie in London geregt; allein auch sie sahen sich bald innerhalb des Grafschafts- und mit der Zeit nicht minder des Reichsverbandes zufrieden gestellt. Als der Hader zwischen Simon von Montfort und dem Könige in offenen Kampf ausgebrochen, berief jener kühne Edelmann zu seinem berühmt gewordenen Parlamente vom Januar 1265, auf welchem

der eifersüchtige Adel nur schwach vertreten war, gleichsam als suchte er sich aus dem breiten Mittelstande zu verstärken, neben vielen Rittern auch zuerst Abgeordnete der Städte. Es mochten etwa zwanzig Ortschaften sein die er berücksichtigte. Während der Reaction in den nächstfolgenden Jahren verschwindet diese Massregel noch einmal, doch wird sie schon von Eduard I., dem siegreichen Gegner Montforts, mit klugem Vorbedacht für die eigene Machtstellung wieder aufgenommen. Er wollte, dass städtische Abgeordnete bei den Einschätzungen zu den Abgaben durch selbständige Theilnahme den vielen Beschwerden, welche nachträglich erhoben zu werden pflegten, vorbeugen sollten. Auch suchte man darin eine staatsrechtliche Begründung, dass manche Städte und Flecken durch Entrichtung eines Pachtzinses an die Krone für den Genuss der Selbstverwaltung als königliches Lehn galten, und also wie die Landschaft gleicher Rechte und Pflichten theilhaftig wurden. Die Ladung der Städter ist unter Eduard noch sehr verschiedenartig, bald in geringerer, bald in grösserer Anzahl; auf einem Parlamente im Jahre 1295, als es während des Krieges besonders viel Steuern zu zahlen gab, finden wir bis an 200 städtische Vertreter beisammen; ein ander Mal, wo von Lehnssachen die Rede ist, fehlen sie wiederum gänzlich. Das städtische Element steht überhaupt noch auf längere Zeit hin neben dem ritterlichen in zweiter Linie; die Kleinstädte finden sich geradezu in enger Beziehung zur Grafschaft und senden oft mit Widerwillen ihre Vertreter ins Parlament. Es dauert noch länger als bei der Ritterschaft, bis sich feste Grundsätze gebildet haben in Betreff der Ladung der einzelnen Städte und Flecken. Manche gerathen, was die Vertretung betrifft, völlig in die Abhängigkeit einzelner Adels- und Grafschaftsgeschlechter. In den selbständigeren und vor allen dem mäch-

tigen London ruht dagegen die Wahl in den Händen unabhängiger Patricierfamilien, der von ihnen besetzten städtischen Corporationen und der alle municipalen Vorrechte geniessenden Zünfte.

Von grosser Bedeutung ist nun aber, dass in England wie nirgend anderswo sich Ritterschaft und Städte zu einer Masse, zu den Gemeinen des Landes verschmolzen. Dahin wirkte zunächst die frühzeitige Trennung der Ritterschaft von den Meistbelehnten, den Pairs, und ferner die Abhängigkeit der Provincialstädte von der Grafschaft. Der Ritter hatte in ihnen sein Stadthaus und berührte sich vielfach mit dem Bürger; städtischer Grundbesitz war jedem anderen freien Besitze völlig gleichgestellt, Rittergüter konnten veräussert werden, auch an Städter, und selbst Gewerbsrechte waren nicht unwiderruflich fest gebunden. So näherten und durchdrangen sich zwei Klassen der Bevölkerung schon im gewöhnlichen Leben, und thaten bereits im Mittelalter die wichtigsten Schritte um auf dem Gebiete des öffentlichen sich zu einem Stande zu gestalten.

Auch Geistliche nehmen bis zur Reformation noch an den Verhandlungen der Gemeinen Theil, obwohl sich bereits im vierzehnten Jahrhunderte nach dem Muster des Parlaments die Convocationen der beiden kirchlichen Provinzen von Canterbury und York, in ein Ober- und Unterhaus geschieden, herangebildet hatten. Doch scheinen jene Kleriker den Gemeinen, etwa nur in der Art der juristischen Beisitzer des Oberhauses, vorzüglich gedient zu haben um in ihren eigenen kirchlichen Angelegenheiten die nöthige Auskunft zu ertheilen.

So haben wir denn seit Eduard I. die beiden Gruppen bei einander, die nunmehr als Haus der Lords und Haus der Gemeinen sich heranbilden. Jenes umfasst den Stoff, aus dem

etwa in Deutschland Reichsstände, dieses, aus welchem eben dort Provincialstände hervorgegangen sind. Ihr Ursprung, ihr verschiedenartiger Charakter ist bei beiden bis auf diesen Tag erkennbar geblieben. Der bedeutungsvolle Umstand aber ist, dass ihre Wege nicht wie anderswo sie auseinander geführt haben, sondern dass sie vielmehr von vornherein, trotz der Zweitheilung, zu einer Gesammtheit, dem Parlamente, zusammen wachsen. Das Oberhaus als das ältere und vornehmere behauptet auch dauernd den Vortritt; selbst der Name für die Gesammtheit beider Theile wird von den Gesprächen der Herren und Prälaten hergenommen. Höchst merkwürdig ist es doch, dass das älteste Beispiel für die Bezeichnung Parliament in einer Urkunde Heinrichs III. nachgewiesen wird, in welcher dieser Fürst eben den stürmischen Reichstag von Runemede, auf welchem im Juni 1215 die Magna Charta verliehen wurde, als Parliamentum de Runemede bezeichnet. Sie knüpft sich also an eine Zeit, wo edle Herren und Prälaten, aber noch keine Ritter und Städter in Reichsangelegenheiten tagten. Jene, einzeln und ehrenvoll von der Krone geladen, erscheinen auch von Anfang an und durchweg auf eigene Kosten, während die Gemeinen, Vertreter geschlossener Corporationen, ärmer und durch Beruf und Geschäft vielfach an die Heimat gebunden, sich von ihren Vollmachtgebern auch Tagesgelder zahlen lassen. Diese Diäten waren Anfangs freilich von sehr verschiedenem und schwankendem Betrage — im Jahre 1296 wurde den Vertretern von London die damals ungemein hohe Summe von 10 Schillingen täglich gezahlt — bis unter Eduard III. für den Ritter vier, für den Bürger zwei Schillinge für den Tag festgesetzt wurden, die bis zum Verschwinden einer jeden Gratification im achtzehnten Jahrhunderte Brauch geblieben sind.

Fragen wir nun nach den Rechten und Befugnissen, die dem Parlamente schon im Mittelalter zukamen, so müssen wir auch hier die beiden Gruppen auseinander halten. Lords und Prälaten verbinden sich zuerst zu einer Art Notablenversammlung, als der König allein mit dem Rathe seiner Minister, Hofbeamten und Vertrauten nicht mehr zu regieren im Stande war. Sie bilden daher einen erweiterten Rath und erscheinen als solcher auch neben und zusammen mit jenem stehenden Rathe der Krone, dem Staatsrathe oder Geheimen Rathe. Daher sind denn auch die Geschäfte beider ursprünglich dieselben, nur dass der weitere, nur zu gewissen Zeiten versammelte Kreis vorwiegend erwägt und beschliesst, der engere dauernd mehr verwaltet und ausführt. Bald jedoch übt jener einen fühlbaren Druck auf diesen, indem er in allen Stücken ihn zu beaufsichtigen beginnt. Die jüngeren ständischen Bestandtheile suchen allmälich, aber sicher die älteren, administrativen zu überwiegen. Viele Staatsgeschäfte, und gerade die wichtigsten, getraut sich der Geheime Rath des Königs schon nicht mehr auf eigene Verantwortung zu erledigen; es wird nothwendig von Zeit zu Zeit den erweiterten Rath hinzuzuziehn. Einer Commission der Lords, die in der Regel aus einem Prälaten, zwei Grafen und zwei Baronen besteht, fällt, wie uns die Parlamentsrollen belehren, die Prüfung aller Beschwerden und Klagen, der Petitionen anheim, die bei der Regierung eingelaufen sind. Da der König es vortheilhaft findet seine Minister und Kronbeamten vorzüglich aus einflussreichen Mitgliedern des Oberhauses zu wählen, so gelangt dieses mit der Zeit gewissermassen auch zu einem Antheile bei der Besetzung jener wichtigen Aemter. Endlich ist es die Rechtspflege, bei welcher die Krone, zumal wenn von den drei grossen Gerichtshöfen des Landes in letzter Instanz an sie

appellirt wird, sich auf den erweiterten Reichsrath zu stützen beginnt. Daraus entwickelt sich für die Folge zweierlei: das Haus der Lords wird zum obersten Appellhof, in welchem über alle Stände, in den verschiedenartigsten Fällen abgeurtheilt werden kann; es bildet ausserdem in eigenen Angelegenheiten einen Pairhof, sobald gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Begriff der Pairie aufkam und die Mitgliedschaft erblich zu werden begann.

Die Rechte und Pflichten der Gemeinen dagegen entwickelten sich wesentlich nach einer anderen Richtung. Die kleinen Barone freilich sollten schon nach der Magna Charta bei ausserordentlicher Hülfeleistung gleich den grossen gehört werden. Die Städte indess, und die Gemeinen überhaupt berücksichtigte dann Eduard I. zunächst wohl nur um durch unmittelbare Besprechung den vielen nachträglichen Beschwerden vorzubeugen. Doch auch ihm schon war bald nicht minder um ihren Rath und Beistand bei Abschliessung wichtiger Gesetze und Staatsverträge zu thun. Sie werden hinfort geladen um mit zu rathen und zu thaten (ad faciendum et consentiendum), obgleich sie noch längere Zeit nicht nur in der Phrase, sondern auf den Knien höchst unterthänig bitten und demüthig Antrag stellen. Aber gerade die Grundbesitzer mit ihren Wollheerden und die in Handel und Wandel, nicht minder durch die Wolle, reich werdenden Bürger waren besonders geeignet bei den steigenden Bedürfnissen der Regierung die Steuern zu berathen, umzulegen und wegen der Zölle sich mit jener auseinander zu setzen. Sie werden daher naturgemäss die Leiter in solchen Angelegenheiten, noch ehe Lords und Parlament beschliessen; ihr Antrag geht der Zustimmung jener voraus; und bereits seit Heinrich IV. kommt den Gemeinen bei Geldbills die Initiative zu. Es dauert nicht lange,

so haben sie sich auch das weitere Recht errungen, dass kein Gesetz ohne ihre Zustimmung Gültigkeit für sie und ihre Standesgenossen hat. Wie einst dem Lande durch königliche Erlasse oder durch Beschlüsse des Königs im Rathe sein Recht vorgeschrieben wurde, so fernerhin nur in Form verfassungsmässiger, wie die Formel lautet, durch die Krone auf Antrag der Gemeinen und unter Zustimmung der Lords erlassener Gesetze. Es versteht sich von selbst, dass solche erhabene Privilegien nicht in wenigen Jahren, oder gar ohne heftige Schwierigkeiten von Seiten der Krone, des Beamtenstaats und hie und da selbst der Kirche und des Adels errungen wurden. Viel Herzeleid, Kampf und Wirren mussten zuvor überwunden werden, wie uns das ganze vierzehnte Jahrhundert belehrt. Aber von den Tagen der grossen Gesetzgebung Eduards I. bis zur Usurpation des Hauses Lancaster sehen wir die Rechte der Gemeinen und folglich des Parlaments trotz aller Hindernisse stetig anwachsen. Das Steuerbewilligungsrecht hat während der kriegerischen und verschwenderischen Regierung Eduards III. ein Eingreifen in die auswärtige Politik zur Folge und während des Rückschlags unter Richard II. den ersten Versuch die Missbräuche der Verwaltung abzustellen und durch eine Staatsanklage die Minister der Krone zur Verantwortung zu ziehen. Mit den ersten Sprechern des Unterhauses wird auch der Anspruch auf die unbedingte Freiheit der Rede erhoben. So sind um dieselbe Zeit, als die grossen Barone zu Pairs des Reichs gediehen, aus den kleinen die Gemeinen Englands hervorgegangen. In einem Lande, wo seit dem Eroberer so viele Routine erblich war, hatte sich auch bald ein fester Geschäftsgang, eine ordnungsmässige Competenz zwischen ihnen entwickelt. Durch Brauch und Uebung waren in Kurzem alle jene

Grundsätze, in welchen die beiden Massen des Parlaments wurzelten, so tief in den Boden getrieben, dass im Laufe der Zeit weder mehrfacher Wechsel der Dynastie, noch ein selbstmörderischer Kampf unter den Elementen des Oberhauses, noch systematisch berechnete Angriffe auf die Freiheiten der Gemeinen und des Landes die beiden Häuser eben so wenig wie ihre Privilegien einzureissen vermocht haben.

Bei aller Ursprünglichkeit und den vielfach widerstrebenden Einflüssen der mittelalterlichen Periode stossen wir doch, wenigstens äusserlich, auf ein Streben nach fester Ordnung. In der Regel dreimal im Jahre pflegt das Parlament zusammen zu treten, an den uralten Hof- und Gerichtstagen, wie sie schon der erste Wilhelm inne hielt: nämlich zwei Wochen nach Neujahr, zwei Wochen nach Ostern und zwei Wochen nach Michaelis, nachdem, genau wie die Magna Charta forderte, vierzig Tage zuvor mit vollständiger Angabe von Zeit und Ort die Ladungen ergangen waren. Trotzdem geschah es oft, dass zum festgesetzten Tage die zu den Geschäften erforderliche Anzahl der Mitglieder noch nicht beisammen war, so dass die Eröffnung verschoben werden musste, bis die saumseligen und entfernteren eingetroffen und sich entweder rechtfertigen konnten, oder mit Geldbusse bestraft wurden. Hierauf erst fand die Eröffnung in Gegenwart des Königs oder seines Stellvertreters, fast durchweg eines Prinzen von Geblüt, statt. Der König selbst nahm im Throne in der Mitte der Langseite des Saals Platz, auf der Bank zu seiner Rechten sassen der Erzbischof von Canterbury und die Bischöfe seiner Provinz in altherkömmlicher Reihenfolge, links der Erzbischof von York und dessen Suffragane. In ähnlicher Ordnung gruppirten sich die Grafen und Barone. Zu Füssen des Throns an der Marmortafel hatten die Minister und Oberrichter ihre Sitze,

rechts der Kanzler, links der Schatzmeister. Es stimmt ganz mit dem ursprünglichen Wesen des Oberhauses als erweiterten Staatsraths, dass es mit dem Könige in einem Gemache seines Palastes tagt. Vor jenem Centrum aber erschienen, sobald sie gerufen, stehend Ritter und Städter unter Führung ihres gemeinsam gewählten Sprechers. Alsdann erhob sich der Kanzler oder ein anderer Minister an seiner Statt und hielt die Eröffnungsrede, die, da der Redende meistens dem Klerus angehörte, sehr die Form einer salbungsvollen Predigt bewahrte, aber demungeachtet die Gründe der Berufung klar anzugeben wusste, welche, sobald die Berichte vorhanden sind, oft auf die jeweilige Lage des Reichs nach Innen und Aussen ein scharfes Licht werfen. Hierauf wurden von einem der beiden Clerks oder Schreiber des Parlaments zwei übliche Proclamationen ausgefertigt, von denen die erste allen, mit Ausnahme der königlichen Beamten und Wachen, während der Dauer der Sitzungen das Waffentragen, die andere alles Lärmen und Spielen in der Nachbarschaft untersagte. Alsdann richtete der König von seinem Sitze aus einige Worte an die Stände, die er einzeln hernannte, indem er sie aufforderte, dass sie eifrig und gewissenhaft berathen möchten, was sie vor Gott zu seiner und ihrer eigenen Ehre und Vortheil verantworten könnten. Die beiden Häuser aber giengen nunmehr an die Geschäfte, indem ein jedes seinen Ausschuss zur Begutachtung und Erledigung der eingegangenen Petitionen niedersetzte. Die Lords beriethen stets unmittelbar vor dem Throne, der in der einst unter Heinrich III. gemalten Bilderhalle oder auch in dem oft genannten Weissen Saale des Palasts zu Westminster errichtet war, während die Gemeinen, Ritter und Städter einzeln oder gemeinschaftlich, wie es die Sachen erforderten, bis ihnen in späterer Zeit ein eigenes Local hergerichtet wurde, ihre

Sitzungen in dem Capitelhause der gegenüber liegenden Abtei hielten. Es war ein durch alten Brauch festgestellter Grundsatz, dass die Versammlungen nicht im Geheimen oder an einem dunklen Orte, sondern vor aller Augen gehalten wurden. Von der Anwesenheit unbetheiligter Zuschauer ist häufig die Rede. Früh Morgens um 8 Uhr schon war man bei einander, an Festtagen sogar eine Stunde früher, um alsdann dem Gottesdienste beizuwohnen. Nur Sonntags, zu Allerheiligen, Allerseelen und am Tage Johannes des Täufers fielen die Sitzungen aus. Auch noch andere, bis auf diesen Tag gebräuchliche Formen finden wir frühzeitig streng beobachtet. Alle Pairs sitzen, und nur derjenige, der zu reden beabsichtigt, erhebt sich an seinem Platze und spricht in solcher Stellung, dass er von allen übrigen im Hause vernommen werden kann. Auch soll es für alle nur einen Aus- und Eingang geben. Eine umständliche Geschäftsordnung, das sogenannte Calendarium des Parlaments, schreibt die Reihenfolge der Verhandlungen vor. Dabei wird als Regel befolgt, dass, wenn der Staat gerade Krieg führt, zuerst der Krieg und die übrigen den König, die Königin und seine Kinder betreffenden Angelegenheiten, hiernach erst die allgemeinen Fragen des Landes, wobei vor allen gesetzgeberische, und zuletzt erst Privatdinge zur Besprechung kommen. Mit der Gewährung der von der Regierung verlangten Mittel und der Erledigung der Petitionen waren die Aufgaben sämmtlicher Stände gelöst. Keiner durfte sich entfernen, bis auch die letzte Bittschrift beantwortet oder einer während des Recesses sitzenden gemischten Commission zur Bearbeitung überwiesen war. Erst nachdem der König, der während der Sitzungen nur Krankheits halber von der Stadt abwesend sein durfte, den zu Stande gekommenen Bills seine Sanction entweder ertheilt oder versagt, und nachdem man noch ge-

meinschaftlich einem Hochamte beigewohnt hatte, gieng Alles auseinander.

Es versteht sich von selbst, dass noch auf lange Zeiten hin nicht allein Dauer und Bedeutung der einzelnen Parlamente sehr verschieden von einander gewesen sind, sondern es wurden auch die Formen häufig gewaltsam durchbrochen, indem die Verfassungskämpfe mehrerer Jahrhunderte, und damit die wahre Geschichte Englands, recht eigentlich auf diesem Schauplatze vor sich gegangen sind. Die junge Schöpfung des parlamentarischen Musterstaats hatte noch manche schweren Stürme zu gewärtigen, aber ihre Grundpfeiler waren, zum Theil auch in jenen Formen, fest gelegt und haben, welche Wechsel auch die Zeiten mit sich gebracht, bisher den schlimmsten Wettern und dem Gezeter der bittersten Feinde siegreich Trotz geboten.

IV. Englands älteste Beziehungen zu Oesterreich und Preussen. *)

Fast hat es den Anschein, als ob von den frühsten Zeiten historischer Erinnerung her die Beziehungen Britanniens zum Festlande eher eine nördliche als südliche Richtung eingeschlagen und inne gehalten hätten. Nachdem die Römer die Insel hatten aufgeben müssen, waren es Jüten, Angeln, Sachsen, die den Kelten ihr Eigenthum wieder streitig machten und bald erfolgreich abgewannen. Die ersten politischen Rückwirkungen geschahen dann auf die Heimat eben dieser Eroberer. Das Christenthum, welches sie erst im bezwungenen Britenlande angenommen, predigten angelsächsische Mönche wiederum in Friesland, im nördlichen und mittleren Deutschland und selbst bis über die Grenze hinaus, wo der skandinavische sich vom germanischen Stamme scheidet. Die Welt-

*) S. einen Aufsatz über Oesterreich in Allg. Monatsschrift f. Wiss. u. Lit. August 1854 und eine Mittheilung über Preussen in Monatsberichten der Kgl. Akad. d. Wiss. zu Berlin 6. Aug. 1857. Vgl. Kopp, Gesch. der eidgenössischen Bünde, Erster Band. König Rudolf und seine Zeit, Leipzig 1855, und Voigt, Gesch. Preussens, Bd. 2—5, Königsberg 1827—1832.

macht Karls des Grossen zieht wie alle übrigen Germanen auch unwiderstehlich die Inselsachsen an. Offa, der Mercier, steht in freundschaftlichem Verkehr mit dem Kaiser, wie ihre Briefe bezeugen; Ecgbert, der erste Begründer eines einheitlichen deutschen Reichs auf der britischen Insel, hat seine massgebenden politischen Anschauungen am fränkischen Hofe empfangen. Als dann gar die Sachsen des Festlands das Erbe der römischen Weltherrschaft antraten, belebte sich die uralte Vetterschaft mit den Stammgenossen jenseits der Meerenge abermals auf das Glänzendste: Otto der Grosse, der sich mit einer Enkelin Aelfreds des Grossen vermählte, erscheint als das erste Beispiel zu der heute seit einem Jahrtausende immer wiederkehrenden verwandtschaftlichen Verbindung der Fürstenhäuser Englands und Norddeutschlands. Es ist, als ob das prächtige Evangelienbuch, welches Kaiser und Kaiserin einst dem Bruder der letzteren, dem Könige Aethelstan, zum Geschenk machten, und in welchem bis auf diesen Tag ihre Namen eingezeichnet stehn, in den Grundstein des niemals unterbrochenen verwandtschaftlichen Baus gelegt sei. Daneben schimmert dann mitten durch das Jahrhundert der skandinavischen Raubfahrten hindurch der Beweis einer sicherlich langjährigen Handelsverbindung zwischen der Themse und den gegenüber liegenden deutschen Küsten, ein segensreicher Verkehr, der auch während der Herrschaft dänischer Dynasten so wie der ersten Normannenkönige unmöglich je unterbrochen worden sein kann.

Heinrich II. endlich, der erste Plantagenet, der im Streite mit dem romanisirenden Princip, kraft welches die Kirche eine weltliche Herrschaft erstrebte, unwillkürlich sich nach dem Beistande altsächsischer Institutionen umsah, legte damit den Grund zu einer festen englischen Politik dem Auslande gegen-

über, deren Fäden sich ein ganzes Jahrhundert hindurch verfolgen lassen. Die Verheiratung seiner Tochter mit dem kühnsten aller Welfen, mit Heinrich dem Löwen, zeichnete in dem grossen Kampfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen Einheit und Vielheit der Gewalten, den Nachkommen die Richtung einer englischen Hauspolitik vor. Richard Löwenherz, durch seine Gefangenschaft in die Reichsangelegenheiten verwickelt, befördert durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die Wahl seines Neffen Otto zum römischen Könige. Als dieser mit Rom in Streit geräth, thut er sich mit Johann ohne Land zusammen, der ebenfalls gegen Innocenz III. einen Strauss zu bestehen hat. Bei Bouvines empfieng dies Familienbündniss einen tief empfindlichen Schlag. Nichts desto weniger verblieb das überall vornehmlich von welfischer Gewalt begünstigte Emporkommen der Städte und des Handels in stets wachsender Blüthe. Die Städte Flanderns, der holländisch-friesische Seeverkehr, die Keime des Hansebundes in Nord- und Ostsee verdanken diesen Zeiten ihre rasche, glänzende Entwicklung. Die Fürsten, welche durch Lockerung des Reichsverbandes und durch die Kämpfe seiner Häupter gegen Rom zu immer grösserer Selbständigkeit gediehen, gewährten wetteifernd den Städten Schutz und Freiheiten; in denselben Gegenden, wo der überseeische Handel so rasch emporkam, thaten sich die Herren oftmals zu gemeinsamen Zwecken zusammen; immer wieder finden wir England mit Flandern, Brabant, Holland, Geldern, Jülich, Köln, Sachsen im Bunde. Nachdem die Staufer gefallen, erscheint ein englischer Fürstensohn als König von Deutschland, der Candidat der welfischen Partei, deren Stärke im Rheinthal und im nordwestlichen Reichsgebiet gelegen. Er war nicht im Stande, das Reich wieder herbei zu bringen; Spuren der Wohlthätigkeit seiner Herrschaft können wir allein

in den grossen dem alten deutschen Handel nach England ertheilten Privilegien erblicken, wenn man nicht auch gewisse architektonische Einflüsse dahin rechnen will, die an einigen rheinischen Kirchenbauten beobachtet worden sind. Mittlerweile hatte indess das alte verwandtschaftliche Band mit dem an Macht täglich einbüssenden sächsischen Herzogshause fortbestanden. Es ist kein verächtliches Merkmal desselben, dass es Bergleute vom Harz waren, welche Richard, der König der Deutschen, berief um seine reichen Zinn- und Kupfergruben in Cornwall zu befahren. Dies Band, nachdem es dem Verkehr der beiderseitigen Unterthanen freie Bahn gemacht, scheint sich während der nächsten Generation zu lösen: Eduard I. ist der letzte, der einen Herzog von Braunschweig, Heinrich den Wunderbaren, als seinen Vetter anredet. Allein der Bruch ist nur scheinbar. Die norddeutsch-englische Verbindung besteht nach wie vor, obgleich nicht mehr an ein bestimmtes Haus gekettet, und obgleich vor wie nach Versuche vorgekommen von ihr abzuweichen.

Sie knüpfen sämmtlich an den Gegensatz und das Ringen zwischen Welfen und Ghibellinen an.

Schon als Heinrich II. im Conflict mit Becket auch dem Papste entgegentrat, trafen sich seine Interessen und die Friedrichs des Rothbart für einen Augenblick auf dem Reichstage zu Würzburg im Jahre 1165, um jedoch sofort wieder scharf auseinander zu gehn. Nachdem aber seit dem Falle Kaiser Ottos IV. die Söhne und Enkel Heinrichs des Löwen die Weltstellung ihres Hauses eingebüsst und durch Theilung ihres sächsischen Erbes sogar die deutsche gefährdeten, schaute England zu Anfang der langen, schwachen Regierung Heinrichs III. nach einem anderen stetigen Bundesgenossen zum Schutze gegen Frankreich aus. Im Jahre 1225 machte es zum

ersten Male der in Süddeutschland fussenden, über das Reich und über Italien gebietenden Macht, dem Kaiserhause der Staufer nähere dahin zielende Eröffnungen. Trotz langwieriger gesandtschaftlichen Verhandlungen jedoch, die in Köln, Ulm und Frankfurt geführt wurden, zersplitterten sie sich an dem Vorzuge, den Friedrich II. immer noch einem französischen Bündnisse geben zu müssen meinte. Auch scheint die Ermordung des Erzbischofs Engelbert I. von Köln, des mächtigsten Fürsprechers Heinrichs III. bei Papst und Kaiser, einen plötzlichen Abbruch der merkwürdigen Gesandschaft herbeigeführt zu haben. Trotz dem sehen wir zehn Jahre später, als die Stellung Kaiser Friedrichs wesentlich eine andere geworden, ihn sich mit Isabella, der Schwester Heinrichs, vermählen. Es eröffnete sich die Aussicht einer neuen glorreichen Verbindung, deren materielle Folgen auch dem südlichen Deutschland zu Statten kommen konnten. Bald jedoch brach des Kaisers erbitterter Kampf wider Rom mit erneuerter Wuth aus; sein schwachmüthiger Schwager kam ihm höchstens mit Worten in unterwürfigen Schreiben zu Hülfe, thatsächlichen Beistand getraute er sich nicht ihm zu leisten. Den Gedanken an eine starke Coalition zum Widerstande gegen die weltliche Herrschaft der Päpste verstand man in England damals noch nicht zu fassen, vielmehr suchte die Krone, so eben in heftigem Zwiespalt mit den Ständen, ganz wie in Johanns Tagen am Liebsten Zuflucht bei Rom, wo man denn auch geschickt die welfischen Traditionen aufrecht zu erhalten verstand. Dazu kam, dass Isabella schon im zweiten Kindbett starb. Ein Jahrzehent später, und die staufische Macht lag gebrochen am Boden. Söhne und Enkel Friedrichs suchten und fanden dann ihr und ihres Hauses Grab in Italien. Ghibellinische Politik konnte in England keine Wurzel schlagen.

Allein seltsam genug ist gerade derjenige Fürst, den man in England nach dem Ableben Richards von Cornwall als Nachfolger im deutschen Reiche anzuerkennen geneigt scheint, der Vertreter ghibellinischer Ansprüche. Alonso X. von Castilien, der Weise genannt, der Sohn einer Tochter des Königs Philipp von Schwaben, war einst von den dissentirenden Reichsfürsten gegen Richard gewählt worden; vergebens hatte er sich bei seinem Bundesgenossen Heinrich III. von England um Anerkennung bemüht. Als aber dieser nebst seinem Bruder Richard todt war und Eduard I. jung, kräftig, staatsklug, den englischen Thron bestieg, gestalteten sich seine Aussichten noch einmal günstiger. Eduard war sein Schwager durch Verheiratung mit der castilianischen Eleonore. Der junge König und seine Gemahlin waren kaum vom Kreuzzuge heimgekehrt, als Eleonore noch im Jahre 1273 mit ihrem Bruder am Fusse der Pyrenäen eine Zusammenkunft hatte, während welcher auch von den Angelegenheiten des deutschen Reichs die Rede gewesen sein mag.

Inzwischen hatten aber die deutschen Fürsten am 29. September desselben Jahrs den schwäbischen Grafen Rudolf von Habsburg zu ihrem Könige erkoren. Im folgenden Frühling auf dem Concil zu Lyon entschied Papst Gregor X. für diesen und wies die Ansprüche des Castilianers zurück. Allein noch im nächstfolgenden Jahre verwendet sich sein Schwager Eduard zu seinen Gunsten beim Papste, dem alten Kreuzzugsgefährten von Ptolemais, und bittet dringend, dass ihm sein Recht auf die deutsche Krone unversehrt bleibe. Er redet ihn noch als römischen König an und verheisst ihm Hülfe mit Rath und That gegen Rudolf, den »Grafen von Alemannien.«

Allein wenig mehr als ein Jahr genügte, um gerade über diesen Fürsten auch in England ganz andere Vorstellungen

zu verbreiten. Man hat geklagt, dass auswärtige Geschichtschreiber Rudolfs so gar nicht gedenken; was England jedoch betrifft, so bezeugen Zeitbücher und urkundliche Aufzeichnungen hinreichend, mit welcher Aufmerksamkeit die Vorgänge in Deutschland und vornehmlich Rudolfs Auftreten von Anfang an verfolgt wurden. Im Jahre 1276 schon hat sich ihm König Eduard genähert. Ihre Interessen mochten sich zuerst in jenen Strichen des südöstlichen Frankreichs begegnen, den Splittern des alten Königreichs Burgund, auf welche das deutsche Reich noch immer wohl begründete Ansprüche der Oberhoheit erhob. Rudolfs Hausgüter lagen im Elsass und in der nachherigen Schweiz bis an den Jura heran. König Eduard I. beherrschte freilich kleinere Gebiete in Languedoc als seine Ahnen Heinrich II. und Richard I., deren Einfluss sich bis nach dem Arelat erstreckt hatte; aber seine Mutter war die Tochter eines Grafen von Provence, ihre Oheime und Vettern waren Grafen von Savoyen. Genug, wir finden die beiden Fürsten auf einmal in eifrigem diplomatischen Verkehr; an Alonso von Castilien wird hinfort nicht mehr gedacht; der Gegenstand ihrer Unterhandlungen ist kein geringerer als ein Heiratsbündniss zwischen den beiden reich mit Nachkommenschaft gesegneten Häusern Plantagenet und Habsburg.

Fast scheint es, als ob der erste Gedanke daran von der Königin Anna, der Gemahlin Rudolfs, ausgegangen sei, denn als sich etwas später englische Gesandte an den Hof des deutschen Königs verfügen, werden sie ausdrücklich angewiesen, ihr ganz besonders für den glücklichen Einfall zu danken. Auch war damals gerade Bischof Heinrich von Basel in Wien anwesend, der bei Rudolf in hohem Vertrauen stand und zugleich mit dem Reichsnotar Andreas von Bode, Propst von Werden, im September 1277 die Königliche Vollmacht erhielt

in England den Antrag zu stellen und möglichst geschickt zur Ausführung zu bringen. Der Plan gieng dahin, dass Rudolfs Sohn Hartmann, der Graf von Habsburg und Kiburg und Landgraf im Elsass, dessen frühere Verlobung mit Kunigunde, einer Tochter des Böhmenkönigs Ottokar, durch letzteren eigenmächtig aufgelöst worden war, mit König Eduards Tochter Johanna vermählt werden sollte. Man sieht aus den mannichfachen Gunstbezeugungen an jene beiden geistlichen Herren, wie freudig der englische Fürst ihre Eröffnungen entgegen genommen; auch hat er sich beeilt in der Person des Bischofs von Verdun, Gerard von Grandison, sich einen Vertreter im deutschen Reiche zu bestellen. Die Sache gedieh so rasch, dass der einleitende Vertrag schon am 2. Januar 1278 zu London zum Abschluss kam und die Verlobungsfeierlichkeiten bereits auf das nächst bevorstehende Fest der Geburt der heiligen Jungfrau (September 8.) angesetzt werden konnten, wenn nicht etwa die englischen Botschafter, die eben nach Deutschland aufzubrechen gedächten, noch einen bequemeren Termin verabreden würden.

Diese Gesandtschaft überbrachte denn zunächst die dankbarste Bereitwilligkeit Eduards auf das Anerbieten einzugehn, seine Absicht, der Tochter eine Aussteuer von 10000 Mark auszuwerfen, und dass es ihm genügen werde, wenn ihr der junge Hartmann seinerseits 2000 Pfund als Morgengabe zuführe und selber ein Erbe zum Werth von 10000 Pfund erhalte. Er wünscht ferner, dass bei dem zarten Alter der Princessin jener zuerst nach England kommen möge, denn Johanna, genannt von Acre, war einst während der Kreuzfahrt im Frühling 1272 geboren und wurde gegenwärtig, noch nicht sechs Jahre alt, bei ihrer Grossmutter, der verwittweten Königin Johanna von Castilien, erzogen. Auch sollen sich die Gesandten um die Zu-

sicherung bemühn, dass, falls Rudolf die Kaiserkrone erwerbe, ihm Hartmann als deutscher König nachfolgen möge, und ferner den jungen Mann genau beobachten und sich nach seinen Anlagen und Sitten erkundigen. Eine besondere Klausel verlangt noch gründliche Nachricht über sein Besitzthum und den Werth der ihm zu verleihenden Länder einzuziehn.

Die Conferenzen der beiderseitigen Bevollmächtigten zu Wien hatten so guten Erfolg, dass König Rudolf sofort urkundlich gelobte, er wolle Alles aufbieten, dass sein Sohn Hartmann mit Zustimmung der Reichsfürsten das Königreich Arelat erlange; auch wolle er, sobald er selber Kaiser geworden, ihn zum römischen Könige erheben lassen, indem er seinem Erstgeborenen Albrecht den viel sicherern Besitz des Landes Oesterreich vorbehielt. Ferner verpflichtete er sich, dass in dem Verhältniss wie Hartmann an Reichthum und Macht gewinne, auch die Heiratsgabe seiner Braut, des erlauchten Fräuleins Johanna, vergrössert werden solle. Zehn Tage später bestätigt er Alles, was seine Botschafter in seinem Namen ausgemacht haben; er wie seine Königin Anna erklären sich mit Ansetzung der Verlobungsfrist einverstanden. Bei dieser Gelegenheit ist denn auch jene merkwürdige Verschreibung abgefasst worden, nach welcher der Braut seines Sohns aus des Königs Erbgütern ein jährliches Einkommen von 1000 Mark Silber als Hochzeitsgabe ausgesetzt wird, so wie von seinen festen Plätzen und anderweitigen Gütern bis zum Betrage von 1000 Mark nach Abschätzung durch die zu einem solchen Geschäfte nicht ungeeigneten Bischöfe von Verdun, Basel und Lausanne. Diese Anweisung betrifft einen Theil der alten Besitzungen des Hauses, nämlich Schloss Lenzburg mit den Höfen Vilmeringen, Sur und ihrem Zubehör, die Städte Arau und Mellingen, die Schlösser Casteln und Willisau, die

Städte Sempach und Sursee, die Vogtei zu Münster, die Stadt Zug nebst dem dortigen Hof und Amte und allen dazu gehörigen Gütern, das Thal Aegeri, das Thal Schwiz mit den Höfen von Kiburg und Froburg und ihrem Zubehör, den Hof Art und seine Ländereien, und mit geringer Ausnahme den ganzen Argau, wie ihn Graf Hartmann der jüngere von Kiburg, des Königs Vater Albrecht und sein Vetter, Graf Eberhard von Habsburg besessen, mit allen Aeckern und Brachen, Wegen und Wüsten, Weiden und Wässern, mit allen Rechten und Vorrechten. Die gewöhnlichen Vorbehalte im Falle, dass eine der Ehehälften vor der Zeit mit Tode abgienge, sind hinzugefügt, die Urkunde aber, ausser den anwesenden Bischöfen und einigen anderen geistlichen und weltlichen Würdenträgern, von Rudolf und seinen Söhnen Albrecht und Hartmann bestätigt. Nach Empfang dieses Vertrags liess König Eduard dann seiner Tochter, die er nunmehr zu sich nach England nahm, ebenfalls 10000 Mark Mitgift anweisen.

Es wäre nun Manches anders gekommen, wenn die beiden hohen Herren die in Aussicht genommene Wiederherstellung des arelatischen Königreichs ohne Verzug hätten ausführen können. Der Engländer erhielt in der That von seinem neuen Bundesgenossen die erforderlichen Vollmachten, um nach Kräften die Zwistigkeiten legen zu helfen, die zwischen Rudolf und dem Grafen von Savoyen ausgebrochen waren. Wer mag entscheiden, ob des ersteren Absichten in jenen Gegenden mehr dem Reiche oder der Dynastie zu Gute kommen sollten. Doch bald darauf ist er genöthigt gewesen seinen grossen Feldzug gegen Böhmen anzutreten, dessen stolzer Fürst ihn auf mancherlei Weise und auch dadurch gereizt hatte, dass er jene erste Verlobte seines Sohns ins Kloster geschickt. Am 26. August verlor Ottokar auf dem Marchfelde Schlacht und

Leben; Habsburg aber bemächtigte sich seines Königreichs. Dadurch erleiden dann die englischen Stipulationen zunächst allerdings eine Verzögerung, wenn es auch nicht an Auswechslung freundschaftlicher Worte bei der Kunde von dem grossen Siege gefehlt hat. Ein englisches Haushaltebuch bewahrt die Notiz, dass Rudolfs Wappenkönig Herthelm als Ueberbringer solcher Meldung am Hofe zu Westminster eingetroffen; wenigstens finden wir, dass dieser so wie ein Geiger und ein anderer Herold des Königs von Alemannien am Sonntag dem 30. October dort reich belohnt worden sind.

Am 8. November drückt Eduard schriftlich dem Bischof von Verdun seine Freude über den Triumph seines königlichen Bundesgenossen aus, wofür auch er dem Höchsten danke. Der Bischof hat ihm gerathen, er möge doch selbst an Rudolf schreiben; das würde er auch gethan haben, wenn nicht inzwischen durch den deutschen Boten die Nachricht von dem Siege so in aller Munde sei, dass es sich nicht mehr verlohne, darüber zu schreiben. Dann wird der Bischof dringend gebeten seine hülfreiche Hand zu leihen, damit nun auch die Heirat zu Stande komme. In einem anderen Schreiben vom nämlichen Datum ersucht er denselben, dass, da Rudolf ihm nun nächstens seinen Sohn schicken werde, auch er der Bischof, der so viel zu dem glücklichen Erfolge beigetragen, sich zur Hochzeitsfeier doch nach England begeben wolle. Dringend wünscht er mit ihm namentlich über den Werth der dem Hartmann und seiner Braut ausgesetzten Grundstücke zu sprechen, worüber er, was allerdings auffallend ist, noch nichts gehört habe, jedoch keineswegs beunruhigt werde.

Am selben Tage schrieb er seinem zukünftigen Schwiegersohne, dass, wie es auch sein erlauchter Vater gewünscht, er ihm Geleitsbriefe beim Könige von Frankreich, Philipp III.,

ausgewirkt habe, die er ihm hiermit übersende. Er möge ihm nunmehr die Zeit seiner bevorstehenden Ankunft melden, damit er ihm zum festgesetzten Tage einige seiner Leute nach Witsand an der französisch-flandrischen Küste entgegen schicke, um ihm ein ehrenvolles und stattliches Geleit zu bereiten.

Bischof Gerard hat vermuthlich umgehend geantwortet, denn es findet sich ein Schreiben, in welchem er sein Bedauern darüber ausdrückt, dass ihn Krankheit und andere dringende Umstände an einer Reise nach England verhindern. Es sei ihm vom Bischof von Basel die Nachricht zugekommen, dass dieser in seiner Diöcese die Ankunft der englischen Boten erwarte; leider aber befinde sich in deren Beglaubigungsschreiben ein Formfehler, weshalb sie zur näheren Erörterung noch einmal nach Hause hätten schicken müssen. Noch am Ende des Jahrs ist Bischof Gerard gestorben.

Dazu kam dann, dass sich die Fehde mit Savoyen wegen der unrechtmässigen Besitznahme einiger Reichsgüter trotz der aufrichtigen Vermittelungsversuche von Seiten Eduards von Jahr zu Jahr hinschleppt. England hatte ja eben dort Familieninteressen. Margareta, die Wittwe Ludwigs des Heiligen von Frankreich, eine Schwester von Eduards Mutter und nahe Verwandte des Grafen, schrieb dringend an den König, zuerst doch den Frieden herzustellen und alsdann erst an die Heirat zu denken. Und Eleonore, die Königin Mutter, hat von der beabsichtigten Vermählung zwischen Rudolfs Tochter Clementia und einem Enkel des Königs von Sicilien gehört, wodurch sie sich in ihrem Erbrechte in der Provence bedroht glaubt. Sie wünscht von ihrem Sohne, dass er an Rudolf schreibe, damit dieser ihr zuvor ihre Rechte zusichere. Eduard hat sich in der That für sie in Deutschland verwendet;

doch scheint sie ihre Absicht noch einige Zeit hinausgeschoben zu haben, denn in einem Briefe, der dem Jahre 1282 angehört, kommt sie erst wieder darauf zurück.

Die Behinderung auf König Rudolfs Seite bestand immer noch in den Eroberungen und Feldzügen, die ihn fast ohne Unterlass an den Osten seines Reichs gebunden hielten. Er konnte selbst das Gefolge nicht missen, das er dem Sohne zur Vermählung in London hätte mitgeben müssen. Nichts berechtigt daher zu der Annahme, dass der deutsche König aus unredlicher, übler Absicht, etwa wegen der noch immer nicht erledigten Streitigkeiten mit Savoyen, die Hochzeit zu verzögern oder gar unmöglich zu machen getrachtet hätte. Vielmehr sieht es so aus, als ob der junge Hartmann, der ja gerade jene Schweizergebiete erben sollte, und der bereits zum Könige des Arelat designirt war, selber gegen den Grafen Philipp ins Feld gezogen ist. Einige Actenstücke in englischen Archiven aus jenen Tagen geben über diesen jungen Mann noch einige nähere Auskunft. So richtet er einmal einen Brief an König Eduard, seinen Vater und Herrn, wie er ihn bereits nennt. Mit aufrichtig kindlicher Ehrfurcht drückt er für alle Güte bei Beförderung seiner Heirat seinen Dank aus und verspricht der väterlichen Fürsorge immer mehr würdig zu werden, immer angenehmer, immer gehorsamer. Einem Befehle seines Vaters gemäss werde er noch am Tage des Schreibens, dem 10. September, sich in Gemeinschaft seines Bruders nach Oesterreich begeben, wo hoffentlich die Erhebung desselben zum Herzoge Statt finden werde. Bis zu Allerheiligen denke er zurück zu sein und werde dann zu Basel mit Begier die Ankunft der angekündigten Sendboten aus England erwarten. Sein Erzieher, Meister Peter, der vermuthlich den sehr schwülstigen und incorrecten Brief verfasst hat — denn noch

scheint der Landgraf fast ein Knabe zu sein — habe den Auftrag dem Könige von England das Nähere mündlich aus einander zu setzen.

Eduard, dessen Ungeduld nicht mehr zu verkennen, hat höchst wahrscheinlich mit demselben Boten ein ausführliches Schreiben des Bischofs von Basel erhalten, in welchem sich dieser bemüht, das lange Ausbleiben Hartmanns verschiedentlich zu entschuldigen. Eingedenk des Worts, schreibt er, welches Eduard einst bei Unterzeichnung des Verlobungsvertrags seiner Gemahlin Eleonore erwidert habe, dass sie ihre Tochter Johanna nicht sowohl dem jungen Hartmann, als ihm, dem Bischofe, antrauten, halte er sich heilig verpflichtet, das übernommene Geschäft zu einem glücklichen Erfolge hinaus zu führen. Er habe daher dem jungen Fürsten bei mehr als einer Unterhaltung dringend gerathen, sich selbst zu seinem Vater zu begeben und diesen zu ersuchen, den Betrag des ihm verliehenen Erbguts festzustellen. Hartmann gedenke bis Allerheiligen von Wien zurück zu sein, um alsdann den englischen Gesandten einen Bescheid ertheilen zu können, der ihren Herrn zuversichtlich zufrieden stellen werde. Sodann will es der Bischof nur gestehn, Hartmanns erster Aufbruch nach England habe wegen einer Krankheit, der zweite wegen einer Unzahl dringender Geschäfte ausgesetzt werden müssen; ein dritter sei bisher aus Trägheit und Nachlässigkeit unterblieben. Dies sei nicht so leicht zu entschuldigen, doch wolle der König, dessen festen und standhaften Sinn die ganze Welt preise, darum ihm, seinem getreuen Diener, auch fernerhin sein Wohlgefallen nicht vorenthalten. Es sei ihm erwünschter auf zwei Jahre oder mehr seiner Diöcese und der Huld König Rudolfs beraubt zu werden, als in dieser Angelegenheit die englische Königstochter zu hintergehn. Er würde sich gern

selbst wieder nach England begeben, wäre er nicht einstweilen noch seit dem Feldzuge gegen den König von Böhmen mit Schulden belastet. Auch besorge er, sein königlicher Herr werde seiner bedürfen im Streit mit Ungarn, dessen Fürst sich der römischen Kirche und dem katholischen Glauben trotzig widersetzt habe.

Da trat plötzlich, allen unerwartet, als zur Winterszeit die Waffen ruhten, der Tod Hartmanns dazwischen. Am Sonntage vor Weihnachten, am 21. December 1281, hatte sich der junge Landgraf, erst achtzehn Jahre alt, von der Burg Breisach am Rhein eingeschifft und gedachte stromab zu fahren, um seinen Vater zu treffen. Ein dicker Nebel versperrte den Weg, die Schiffer wurden irre und unweit Rheinau stiess ihr Fahrzeug an einen überhängenden Ast, schlug um und begrub Hartmann sammt den meisten seiner Begleiter in den Fluthen. So meldet ein Ungenannter schleunigst an den König von England, damit dieser auf eine kürzlich von Rudolf erhaltene Botschaft nicht in Unwissenheit von dem, was geschehn, antworte.

Mit dieser Katastrophe hatten natürlich alle Heiratspläne ein Ende. König Rudolf, dem der Schmerz darüber sehr nahe geht, schreibt erst am 17. August 1282 wieder an Eduard und entschuldigt sein langes Schweigen mit der Trauer über den grossen Verlust. Er versichert ihn aber wiederholt, dass dadurch das einmal zwischen ihnen geknüpfte Band unauflöslicher Freundschaft nicht zerrissen werden solle. Und in der That sind uns noch einige Zeugnisse eines freundschaftlichen und politischen Verkehrs zwischen den beiden Fürsten erhalten.

Einmal verwendet sich Eduard zu Gunsten eines rheinischen Ritters, dem der römische König die Ertheilung eines Lehns vorenthalten; und bald wird diesem denn auch die

beanspruchte Burg übertragen. Ein anderes Mal betrifft die Verwendung merkwürdig genug Castilien. Dort hatte sich Sancho gegen seinen schwachen Vater Alonso erhoben; in einem Schreiben an Eduard spricht er den Gedanken aus, sich mit einer Tochter des deutschen Königs zu vermählen. Später reiste einmal ein Gesandter Alonsos, Gonsalvo Rodriguez, durch Deutschland, und Eduard legt für ihn bei Rudolf ein gutes Wort ein, damit er ungehindert passiren könne.

Auch der Streit mit Savoyen sollte endlich geschlichtet werden, indem Eduard erst nach Hartmanns Tode ernstlicher an das ihm aufgetragene Geschäft der Vermittelung gegangen zu sein scheint. Er fertigte eine eigene Gesandtschaft ab, an deren Spitze Otto von Grandison, ein Verwandter des Bischofs von Verdun, erscheint, ein Mann, der während der ganzen Regierung Eduards in allen diplomatischen Angelegenheiten desselben thätig und der Begründer einer englischen Pairsfamilie gewesen ist. Von Rudolfs Seite war Bischof Heinrich von Basel mit Führung der Unterhandlungen betraut worden. Als im Juli 1283 endlich Friede geschlossen, wenden sich beide Theile an den reichen König von England mit der Bitte, gewisse geistliche Agenten, die sich durch besonderen Eifer ausgezeichnet, für ihre Verdienste mit Ertheilung einer Pfründe zu belohnen. Nach Verlauf weniger Monate indess brach der Krieg wieder aus, und Rudolf selbst rückte gegen Peterlingen. Aus dieser Zeit scheint ein Brief Philipps an Eduard herzurühren, in welchem er seinem Neffen für dessen langjährige Bemühungen dankt, aber auch bitter darüber klagt, dass Otto von Grandison kein Gehör bei Rudolf gefunden habe. Vielmehr sei dieser in die savoyischen Gebiete eingebrochen und habe sie mit Feuer und Schwert zu verwüsten begonnen. Der Graf sehe seinen Untergang vor Augen, falls Eduard nicht eile ihm

mit kräftiger Hand beizustehn. Aber noch ehe dieser zu Hülfe kommen und neue Aufträge ertheilen konnte, gegen Ende December, scheinen die beiden streitenden Fürsten unter sich einen Weg zur Verständigung gefunden zu haben.

In den späteren Jahren Rudolfs werden die Beweise jenes intimen Verkehrs immer spärlicher; sie gehören aber gerade dem Gebiete an, auf welchem Deutschland und England sich stets am nächsten berühren werden. Rudolf hat sich in der Sache, welche die wendischen Herrschaften und Städte gegen Brandenburg führten, den durch Lübeck vertretenen Interessen gewogen gezeigt. So verwendet er sich denn auch einmal bei Eduard zu Gunsten lübischen in England dem Strandrechte verfallenen Guts. In einem anderen, noch wichtigeren Schreiben aus dem Jahre 1285 nimmt er sich abermals der Lübecker und ihrer Hansegenossen von der Ostsee an gegen den König Erich Priesterfeind von Norwegen, der die deutschen Kaufstädte feindlich verfolgte und ihrem skandinavischen Handel ein Ende zu machen drohte. Rudolf und die Städte wünschen von Eduard, dass er ihnen Beistand gewähre und durch Verbot der Ausfuhr von England nach Norwegen dessen Fürsten zum Nachgeben zwinge. Dies ist das letzte uns erhaltene Schreiben Rudolfs nach England. War der Tod Hartmanns schon ein mächtiger Anstoss zur Lockerung des so eigenthümlichen Bündnisses mit einer Macht in Süddeutschland, so galt der geringe Einfluss des Habsburgers im Norden des Reichs erst vollends nicht genug, um ähnlich wie die Welfen und andere Fürsten im nordwestlichen Deutschland mit den Plantagenets und ihrem Reiche in sehr nachhaltige Verbindungen zu treten. Wie ganz anders, wie mannigfaltig werden die Beziehungen wieder während der kurzen Regierung Adolfs von Nassau. König Albrecht, der Bundesgenosse Philipps des

Schönen von Frankreich, auf dessen Seite er auch bei den Friedensschlüssen mit England erscheint, konnte unmöglich ein Freund Eduards werden. Nur einmal begegnen wir einem seiner Boten in England. Man darf wohl fragen, ob es diesem erstgeborenen Habsburger gegenüber in der That einst die ernstliche Absicht des Vaters gewesen, den so früh hingeraff-ten Hartmann zum Nachfolger im Reiche werden und damit eine europäische Combination zu Stande kommen zu lassen, wie sie sich in jenem Ehebündnisse verwirklichen zu wollen schien.

Hierauf ist ein Zeitraum von mehr als einem Jahrhunderte vergangen, bis wieder ein Habsburger als Haupt des deutschen Reichs anerkannt wird. Die internationalen Verhältnisse, während der baierischen und der luxemburger Dynastie verdienen gesonderte Behandlung. Erst als das Haus York mit den burgundischen Herzögen Freundschaft und Verwandtschaft eingegangen, als der erste Tudor mit Maximilian I. gemeinsame Politik macht, scheinen auch die Familien sich wiederum verbinden zu wollen. Und doch ist des spanischen Philipps II. Ehe mit der blutigen Maria die einzige, die je zwischen England und Habsburg geschlossen worden. Kein verwandtschaftliches Band, keine Gleichmässigkeit geistiger und materieller Interessen, sondern ausschliesslich das Gebot hoher Politik hat die Schicksale Oesterreichs zu Zeiten mit denen der britischen Insel zu vereinigen vermocht.

Wesentlich anders nun sind die Keime und die ganze Entwicklung der Beziehungen, welche in alten Tagen schon sich zwischen England und Preussen geknüpft haben. Da ist bis in die neuen Zeiten herab keine Rede von einem Heiratsbündniss zwischen zwei mächtigen Dynastien oder von einer gemeinsamen, in die Geschicke Europas eingreifenden Politik. Zwar

fehlt es auch hier nicht an Persönlichkeiten, die sich einander nähern, aber sie sind doch meistens nur die Exponenten der Stammgenossenschaft und des Verkehrs, der zwischen den Bevölkerungen zweier Länder besteht. Der Umstand, dass die Urgebiete der Preussischen Monarchie in Norddeutschland liegen, und dass eine niedersächsische Einwanderung den slavisch-lettischen Boden in den Weltverkehr gezogen hat, kettet die Ostseeländer zunächst auf dem Handelswege an das gut sächsische England. Die Städte der norddeutschen Hanse bekanntlich, noch ehe sie zu jenem weltberühmten Bunde zusammen getreten, führen hauptsächlich den Faden der Urverwandtschaft mit den nach der Insel ausgewanderten Sachsen fort; dieselben haben auch frühzeitig ihren ruhmvollen Antheil an deutscher Colonisation in den baltischen Gegenden. Merkwürdig, wie auch gerade von ihnen die Stiftung des deutschen Ritterordens ausgehn musste. Waren es doch Kaufleute von Bremen und Lübeck, die unter den Mauern von Acre ihre Segelzelte ausspannten und den unter levantischer Hitze und Pestansteckung niedersinkenden deutschen Pilgern Schutz, Rettung und Trost spendeten. Dort auf dem Culminationspunkte der Kreuzzüge weihte sich eine deutsche Brüderschaft der Jungfrau Maria, indem sie die Reste eines deutschen Hospitals heranzog, das seit siebenzig Jahren etwa in Jerusalem ein kümmerliches Dasein gefristet hatte. So wurde damals ein schreiendes Bedürfniss erfüllt, denn während die Johanniter die Pflege und Vertheidigung vornehmlich italienischer, und die Tempelherren französischer Pilger zur Aufgabe hatten, war bisher keine ähnliche geistlich-kriegerische Corporation vorhanden, die sich der grossen deutschen Nation angenommen hätte. Dennoch wollte der Orden im Morgenlande neben seinen beiden älteren und mächtigeren Genossen niemals recht

eigentlich gedeihen. Es kam wohl schon daher, dass bei den Kreuzfahrten des Abendlands nach Palästina die romanischen Völker durchweg mehr betheiligt waren als die rein germanischen. Die neue Stiftung hatte daher auch nur im Kaiser und verschiedenen deutschen Herren, höchstens noch im Papste ihre Gönner. Richard Löwenherz, unter dem doch Johanniter und Templer den Grund zu ihren herrlichen Besitzungen in England zu legen begannen, scheint die Deutschritter von sich gestossen zu haben. Sie haben dort niemals liegendes Eigenthum erworben, aber trotzdem sollten sie dermaleinst in noch engere Verhältnisse zu England treten, wie sie jene beiden vorwiegend romanischen Orden nicht gekannt haben.

Wir müssen die Gründe dazu in der kräftig vordringenden Colonisation im deutschen Nordosten, in der Verpflanzung der Deutschritter nach Europa und in der innigen Verbindung suchen, welche zwischen ihrem unvergleichlichen Hochmeister Hermann von Salza und Kaiser Friedrich II. bestand. Aehnliche geistlich-ritterliche Bildungen waren bereits als Vorkämpfer des Deutschthums in Masovien und Preussen entstanden, aber sie sanken schon wieder unter der Wucht ihrer Aufgabe, bis im Jahre 1227 ein tüchtiger Bruchtheil der deutschen Ordensritter unter ihrem Meister Hermann von Balk gegen die Preussen zu Hülfe gerufen wurde. Salza aber verstand die Interessen aller seiner Untergebenen beim Kaiser mit Klugheit und Nachdruck zu befördern. Wie er sich in dem widerwärtigen Streite mit Gregor IX. durch seine charakterfeste Treue Friedrich unentbehrlich macht, wie er als wahrer Vermittler zwischen den beiden hadernden Häuptern der Christenheit erscheint und als Reichsfürst in die wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands eingreift, so vermag er vom kaiserlichen Hofe aus am Besten die für die Zukunft so in-

haltsschwere Uebersiedelung seines Ordens vom gelobten Lande nach jenen unwirthlichen baltischen Gestaden zu leiten. Als wahrer Staatsmann, als tüchtiger Diplomat auch in den Beziehungen der Herrscher und Staaten Europas unter einander verwendet, ist Hermann, was weniger bekannt zu sein scheint, damals als sein Kaiser um eine Princessin aus dem Hause Plantagenet freite, auch nach England an den Hof Heinrichs III. gekommen. Er in Gemeinschaft mit dem berühmten Peter de Vigny hat dort im Jahre 1235 die Heirat mit Isabella zu Stande gebracht, und ist dabei nicht nur seinem Range und Verdienste gemäss auf das Ehrenvollste empfangen worden, sondern hat bei der Gelegenheit auch höchst wahrscheinlich jene Jahresrente von 40 Mark erwirkt, die seitdem gute hundert Jahre lang aus der Schatzkammer zu Westminster an die Ordensritter in Preussen als Beisteuer für ihr Werk entrichtet worden ist. Die englischen Sympathien für dasselbe sind dann bewusst fortgepflanzt worden vom Grafen Richard von Cornwall, als Kreuzfahrer und römischem Könige, und mehr noch von Eduard I., der ja selber an den letzten Versuchen Theil genommen das syrische Acre der Christenheit zu retten und Zeit Lebens mit echter Ritterlichkeit dem Kampfe des Kreuzes wider den Halbmond das Wort geredet hat. Im Zeitalter jener Herrscher aber festigt sich auch das alte Band von Neuem, das einst im Orient zwischen den deutschen Städten und Rittern geknüpft worden. Bremische und lübische Colonisation fördert die Eroberung durch das Kreuz ungemein; Danzig, Elbing und andere hansische Emporien in preussischem Lande blühen auf; und fehlt es auch nicht an Differenzen mit dem jungen Ordensstaate, die namentlich aus dem Handelsmonopole der Mutterstädte entspringen, so bleibt der Gang ihrer Interessen doch in der Hauptsache ein einheitlicher, zumal dem

Auslande, wie England, gegenüber. Die grossen von Heinrich III. und Eduard I. ertheilten Privilegien werden auch bald von den kaufmännischen Unterthanen der Hochmeister Hartmann von Heldrungen und Conrad von Feuchtwangen getheilt. Wie viel Spaltungen im Kleinen es auch geben mag, so treffen wir Hanseaten und Preussen doch, kleine Unterbrechungen abgerechnet, stets auf dem grossen Weltmarkte zu London als Osterlinge in fester Vereinigung mit einander.

Erst als im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts in England der Mittelstand und vor allen der Kaufmann seine Freiheit erlangt, als englische Seefahrt es mit jeder anderen der Welt aufzunehmen beginnt, da fühlt man das Missverhältniss, das zwischen den grossen Vorrechten besteht, die sich die Hansen im Auslande zu erwerben gewusst, und dem Argwohn und der Missgunst, welche allen Fremden zu Theil wird, die in der geschlossenen Ostsee Handel zu treiben suchen. Die Engländer aber wünschen eben dort dieselben Rechte zu besitzen, haben sie doch schon seit langer Zeit Stapelplätze an der Küste von Norwegen inne und mit den Hanseaten gemeinsam in Schonen einen Strich zum Fang und Einsalzen des Härings erworben. Aus dieser Ungleichheit nun entspringen alle jene Streitigkeiten, welche bis über das Ende des Mittelalters hinaus gedauert und nicht wenig zum Untergange der Hanse mitgewirkt haben. Merkwürdig ist dabei die Stellung der preussischen Städte, die gleichsam als Colonien des lübischen Bundes einestheils von diesem abhängen, auf der anderen Seite aber auch den Hochmeister und den Orden als ihre Gebieter anerkennen. Da gehen denn wohl bisweilen die Interessen beider Theile aus einander; es kommt vor, dass die Hanse Verständigung mit England sucht, während der Orden, namentlich so lange er sich auf dem Gipfel seiner Blüthe be-

findet, selbst dem britischen Königthume gegenüber, als Spitze eines vollkommen selbständigen Staatswesens zu verfahren weiss.

Diese Verwicklungen gediehen zu gefährlicher Höhe, als in England nach der langen, vorzüglich auch durch ihre einsichtsvolle Handelspolitik glänzenden Herrschaft Eduards III. unmündig und unfähig Richard II. einen von vielen Seiten zugleich unterhöhlten Thron bestieg, über Preussen aber der ruhmvolle Winrich von Kniprode gebot. Zwar begrüssten sich die beiden Fürsten mit allerhand Artigkeiten, tauschten schöne Edelfalken und kostbares Tuch als Geschenk; allein der Verkehr ihrer Unterthanen litt schon empfindlich, zunächst allerdings durch die Verfassungswirren, welche in England herrschten. Die dortigen Behörden machten sich diese Zeitläufte zu Nutz um den Zoll des fremden Handels zu erhöhen oder auf hansisches Gut unrechtmässigen Beschlag zu legen; und der gemeine Seemann, durch echt englischen Fremdenhass angespornt, sucht jede Gelegenheit sich in den einheimischen oder den niederländischen Häfen mit dem Hanseaten oder dem Preussen zu raufen und selbst Raub und Mord zu üben. Auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Jahre 1379 wurde dagegen der Beschluss gefasst, allen Verkehr zu suspendiren, so lange nicht das alte Verhältniss wieder hergestellt. Die Folge war, dass, was nur an englischem Gut sich in der Ostsee befand, mit Beschlag belegt wurde und der Handel mit Preussen namentlich, wo auch in der That am meisten Grund zur Klage war, für einige Jahre gänzlich stockte. Fest und sicher beharrte der edle Hochmeister bei seiner Politik, so wenig er auch versäumte den König von England, dessen Oheim, den Herzog von Lancaster, oder die Stadtbehörde von London eines bessern zu belehren. Sein Nachfolger Konrad Zöllner von Rotenstein folgte ganz in seinen Fussstapfen, so dass die Kaufleute beider

Seiten das Missliche dieses Bruchs recht empfindlich zu fühlen hatten. So kam es denn im Jahre 1385 zu ausführlichen Erörterungen auf gesandtschaftlichem Wege, indem die Engländer zuerst eine Reihe von Klageartikeln aufstellten, die Preussen aber, störriger als die Hanse, die auf Grund ihrer alten Privilegien einen Vergleich zu machen hoffte, sich auf hohe Gegenforderungen stützten. Bis die Engländer sich nicht bequemten, ihre Wollzeuge nur nach sehr engen Vorschriften auf dem Markte zu Elbing abzusetzen, sollte die Ausfuhr der wichtigsten baltischen Producte nach England, wie Getreide, Holz, Theer, Potasche, streng verboten sein. Erst im Jahre 1388 näherte man sich entschieden, als der Hanse und den englischen Märkten diese Handelsstörung unerträglich geworden und beide gegen ähnliche Vorgänge in Flandern gemeinschaftliche Sache machen mussten. So kam am 21. August zu Marienburg der neue Handelsvertrag zwischen England und Preussen zu Stande, in welchem man sich Entschädigung für alle erlittene Unbill, die Beilegung fernerer Streitigkeiten auf dem Rechtswege und ungehinderten Verkehr, wie er einst bestanden, zusicherte. Der Vortheil des Monopols blieb dabei, so lange der Stahlhof in London seine ungewöhnlichen Privilegien behauptete, durchaus auf Seiten der Ostseeländer; es bedurfte der gewaltigen Vorgänge des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Orden unter Polens Botmässigkeit sank und England in den Rosenkriegen sich selbst zerfleischte, um die mercantilen Verhältnisse einer völligen Umgestaltung entgegen zu führen.

Doch hatte sich noch, ehe es schliesslich dahin kam, ein eigenthümlicher Verkehr anderer Art zwischen den beiden Ländern erhalten. Die Unterstützung, welche England seit den Tagen Hermanns von Salza dem Kampfe des Kreuzes wider

die Heiden geliehen, war niemals gänzlich abgerissen; sie hatte sich vielmehr, nachdem die morgenländischen Kreuzfahrten aufgehört, gerade an den beiden entgegen gesetzten Enden Europas, gegen die Mauren in Spanien und die Litthauer in Preussen zu neuem, begeistertem Aufschwunge erhoben. Englische Ritter und Herren zogen zur Erfüllung ihrer Gelübde und zur Stillung ihres Thatendurstes dieselben Strassen, auf denen ihr kaufmännischer Landsmann seinen Handel trieb. Wie gern sie auf die Reise nach Preussen giengen — denn mit diesem deutschen Worte bezeichnete man auch in England gerade diese Kreuzfahrt — das sagt uns schon der von Chaucer so anmuthig gezeichnete Ritter. Und Richard II. hebt, als er sich mit dem Hochmeister zu verständigen sucht, ausdrücklich hervor, man möge doch nicht undankbar vergessen, wie viele englische Ritter und Knappen, ohne die Einbusse an Habe und Gut zu achten, seither freudig dem Deutsch-Orden gegen die Ungläubigen zu Hülfe gezogen seien.

Es geschieht daher, nachdem jener Handelszwist kaum geschlichtet, dass sofort wieder ein englischer Zuzug in grösserem Stile stattfindet. Ein Prinz aus königlichem Geblüte, Graf Heinrich von Derby, der älteste Sohn des Herzogs Johann von Lancaster, derselbe, der hernachmals als erster seiner Dynastie sich auf den Thron schwingt, unternimmt im Jahre 1390 eine solche Fahrt. Vielleicht hat ihn das Vorbild seines mütterlichen Grossvaters, des Herzogs Heinrich von Lancaster, der im Jahre 1352 in Preussen gewesen, auf den Gedanken gebracht; auch äussert gerade dieser Fürst sein Leben hindurch einen starken Hang für das Kreuz zu fechten; vielleicht war es ihm auch Bedürfniss, für einige Zeit die Heimat zu meiden, nachdem er sich bereits an den politischen Parteiungen wider die Missregierung seines Vetters Richard II. betheiligt

hatte. Genug, der Prinz fährt, wie sein eigenes über die Reise erhaltenes Rechnungsbuch umständlich verzeichnet, im Sommer des Jahrs auf einigen preussischen Schiffen und an der Spitze von mehreren Hundert Mann, Rittern und Söldnern, nach Danzig über, trifft dort am 10. August ein und sputet sich mit den nöthigsten Ausrüstungen, um so bald als möglich Königsberg zu erreichen. Von dort soll unter Führung des Ordensmarschalls Engelhard Rabe die Reise gegen das mit Polen verbundene Litthauen ausgehn, welche die Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs Witowd zum Zwecke hatte. Man wartet nur noch auf die Ankunft der fremden Gäste aus Deutschland, Frankreich und England. Als alle beisammen, werden Gepäck und Vorrath zu Schiff auf dem Haff weiter geschafft; der Ritterzug aber begibt sich in der zweiten Hälfte des August durch die Wildniss von Kauen an die Memel, wo es am Sonnabend dem 27. zu einem hitzigen Gefechte mit dem Feinde gekommen zu sein scheint. Den ganzen September hindurch wird dann die Burg Wilna belagert, bis die schlechte Jahreszeit dem Feldzuge ohne sonderliche Erfolge ein Ende macht. Graf Heinrich ist schon am 20. October wieder in Königsberg gewesen. Durch die Abrechnung, die er dort über Transport und Verpflegung zu treffen hat, erfahren wir wenigstens von einem seiner Ritter, der im Kampfe geblieben, dass drei Knaben, Söhne eines vornehmen Litthauers, in die Gefangenschaft des englischen Prinzen gerathen sind, und dass sich auf Befehl des Ordensmarschalls zwei preussische Ritter in seinem Gefolge befinden.

Heinrich hat darauf drei bis vier Monate in Königsberg zugebracht und sich dort förmlich für den Winter eingerichtet. Namentlich die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstage wurde nach englischer Sitte festlich mit Schmauserei, Spiel und

anderer Lustbarkeit begangen. Er wollte indessen keine zweite Fahrt gegen die Heiden abwarten, vielmehr nur noch einige Wochen zu einer Reise durch das Land benutzen. So macht er sich schon im Februar 1391 über Braunsberg und Elbing nach Marienburg auf, von wo er über Dirschau die Weichsel hinab nach Danzig gegangen. Den alten Hochmeister Zöllner von Rotenstein hat er nicht mehr gesehn, der war schon im August einer Krankheit erlegen. Sein Nachfolger Konrad von Wallenrod hingegen wurde erst am 12. März zu Marienburg von den Rittern erwählt; doch hat derselbe nicht versäumt, dem fremden Fürstensohne, der für sie das Schwert geführt, vor seiner Abreise aus Preussen noch in üblicher Weise einige Falken zum Geschenk zu machen. Den ganzen März hat Heinrich noch in Danzig zugebracht; nach einer Andeutung seines Rechnungsführers hat ihn vielleicht Unwohlsein aufgehalten. Doch erfahren wir noch andere wissenswerthe Dinge. Der Derby Herold war zum Polenkönige Wladislav Jagello abgefertigt, um die Auslieferung zweier englischer Ritter zu erwirken, die während des Kriegs in dessen Hände gefallen. Auch trifft ein englischer Herold mit einer Botschaft des Herzogs von Glocester, Heinrichs Oheim, ein, der sich im selben Jahre zu einer ähnlichen Fahrt aufmachte, aber nur bis nach Norwegen gekommen und von dort nach Hause zurückgekehrt ist. Ein englischer Schiffscapitain ferner überbringt dem Grafen die Nachricht, dass seine Gemahlin eines Sohnes genesen, des vierten, des nachmaligen Herzogs Humfrid von Glocester.

Ostern wird noch in Danzig begangen, wobei Heinrich den vier Hauptkirchen reichliche Almosen spendet für die ihm vom Papste Bonifaz IX. ertheilte Absolution von seinem Kreuzzugsgelübde. Bald hernach ist er in See gegangen und

nach seiner glücklichen Landung in Hull sofort nach seiner Burg Bolingbroke weiter geeilt. Als derselbe Prinz zehn Jahre später König von England geworden, hat er bei den oft sehr ernsten Zerwürfnissen, die zwischen seinem Reiche und den Ostseeländern ausbrachen, grosse Kenntniss der preussischen Zustände an den Tag gelegt. Er ist aber auch der letzte Fürst von Bedeutung gewesen, der dort an einer Reise Theil genommen; darum gebührt denn auch dem Verhältnisse König Heinrichs IV. zu Preussen besondere Aufmerksamkeit.

So fehlte denn auch der stark materiellen Grundlage in den internationalen Beziehungen der beiden Länder die Romantik, das Ideal keineswegs. Beide verschlangen sich vielmehr frühzeitig und hielten in allen Stürmen der Zeit einen Wechselverkehr aufrecht, wie er sich zwischen England und dem die südostdeutsche Mark gegen Slawen und Ungarn hütenden Oesterreich schlechterdings nicht bilden konnte. Erst viel später hat dieses Band die Weihe verwandtschaftlicher Einigung der Fürstenhäuser erhalten, von der einst Rudolf und Eduard auszugehn gedachten; doch tauchen schon, gleichsam ahnungsvoll der grösseren Zukunft, noch in mittelalterlichen Tagen einige Stammväter Hohenzollerns auf, die mit den Königen von England und ihrer Politik in Berührung gekommen. Der Burggraf Albrecht der Schöne von Nürnberg hat sich unter den deutschen Herren befunden, welche Eduard III. seine herrlichen Siege über Frankreich erfechten halfen, und am Hofe Heinrichs V. und seines Sohns wusste man von der durchgreifenden Staatsklugheit Friedrichs I., Kurfürsten von Brandenburg, der, hinter Kaiser Sigismund stehend, seiner Zeit der tüchtigste politische Kopf im Reiche war.

V. Kaiser Ludwig IV. und König Eduard III. *)

Die höchst merkwürdige Entwicklung Europas im vierzehnten Jahrhunderte offenbart recht deutlich, in wie weit die Geschicke zweier stammverwandter Länder, wie Deutschland und England, auseinander gehn, und in welchen Stücken hin und wieder das Bewusstsein des einheitlichen Ursprungs von Neuem aufleben kann.

Nachdem in dem grossen Kampfe der vorhergehenden Epoche die beiden hellsten Gestirne der Christenheit, Papst und Kaiser, zu erbleichen begannen, indem das eine das Licht des anderen unendlich getrübt hatte, erstarkte naturgemäss die Bedeutung der anderen Staaten, die bisher gleich Sternen niederer Grösse jene Hauptplaneten umkreist. Frankreich und auch England hatten sich zuerst den masslosen Prätensionen Roms, eines Bonifaz VIII., mit Erfolg entgegen gesetzt, ersteres gar den römischen Stuhl in dauernde Abhängigkeit, ins baby-

*) Quellen und Erörterungen zur Bayerischen und Deutschen Geschichte, VII., 413—440. München 1858. — Gesch. von England, IV., 347 ff. Gotha 1855. — Böhmer, Regesta Imperii 1314—1347. Frankfurt. 1839. 1841.

lonische Exil nach Avignon gebracht. Aehnliches war selbst den grössten Kaisern der Vorzeit nicht gelungen. Seit dem Untergange der Staufer aber stand das Kaiserthum völlig in der Luft; aus zwei Schichten, die bisher das Reich gebildet, wurden eine Menge Spaltungen, die sämmtlich zur Landeshoheit empor strebten; schon hatte seit Rudolf von Habsburg die Wahl drei verschiedene Häuser nach einander auf den Thron erhoben. Habsburg-Oesterreichs entlegene und damals schon der Gesammtheit nachtheilige Hauspolitik, so wie die abstossende Persönlichkeit Albrechts schien die letzte Spur einer Erblichkeit der Kaiserkrone zu tilgen; von Südosten hatte das Wahlrecht wiederholt nach dem Westen gegriffen. Aber selbst die kräftige und gewissenhafte Idee von der Behauptung seiner Würde, welche Heinrich VII. vorschwebte, vermochte nicht, seiner Dynastie die unmittelbare Nachfolge zu sichern. Bei seinem Tode standen sich sofort wieder eine österreichische und eine luxemburgische Partei gegenüber, während der päpstliche Hof und vor allen sein Schutzherr, der König von Frankreich, in diesen Angelegenheiten Deutschlands ihre Intriguen unbehindert spielen liessen. So kam es zu jener unseligen Doppelwahl, des Habsburgers Friedrich des Schönen und Ludwigs des Baiern. Wir wissen, durch welche Opfer und Anstrengungen Ludwig freilich die Königs- und selbst die Kaiserkrone für sich errang, wie er Oesterreich nieder zu drücken und Luxemburg-Böhmen hinzuhalten verstand; wie er mit Recht den Inbegriff des Imperium wieder nach Italien zu richten suchte, wie er mit fertigem Geschick seinem süddeutschen Hause im Norden die Mark Brandenburg erwarb und zugleich im Nordwesten sehr weit reichende Familienverbindungen anknüpfte. In diesen Stücken gab es allerdings einmal wieder einen Kaiser, der im Reiche nach dem Beispiele der

tüchtigsten Staufer oder Welfen aufzutreten verhiess, wäre nur der abwesende und von anderen abhängige Papst nicht durch den Römerzug unversöhnlich verletzt worden, und Oesterreich wie Luxemburg nicht in immer engeres Einverständniss mit Frankreich gerathen. Ludwig und sein Anhang waren vom Kirchenbann getroffen und zur Aufstellung eines Gegenpapsts, zu einem Schisma getrieben, an dem die Christenheit ein Aergerniss nehmen musste. Seitdem waren die Tage des sonst so wackeren Fürsten mühselig und kummervoll. Nirgends hielten Freundschaften und Bündnisse Stich; wenn sie fielen, musste nothwendig anderswo Ersatz geschafft und geschickt Eifersucht und Zwietracht geschürt werden, damit auch unter den Gegnern keine geschlossene Politik gedeihe. In solcher Lage konnte denn der Kaiser nicht umhin, selbst nach verzweifelten Mitteln zu greifen, wobei ihm freilich der Geist des Zeitalters auf halbem Wege entgegen kam. Die unbedingte Infallibilität der Päpste hatte arge Einbusse erlitten; gerade in ihrer Heimat, in Italien, erschollen die kühnsten Stimmen zu Gunsten eines einheitlichen weltlichen Gebieters. Dantes Staatstheorie zielte auf einen weltbeherrschenden Kaiser, Marsilius von Padua erhob sich als dessen vornehmster Publicist wider das geistliche Regiment, und unter den Bettelbrüdern, besonders aber den Franciscanern entfalteten sich Lehre und Wirksamkeit im geraden, gefährlichen Gegensatze gegen die überall erschütterte Autorität der Curie. Kann man nicht umhin, Ludwigs Handlungsweise auf diesem Boden als die des Wagnisses und sogar der Verzweiflung zu bezeichnen, so lässt sich eben so wenig verkennen, wie mehr oder weniger im Anschluss daran eine Erneuerung tief innerlichen Lebens, gleichsam der erste reformatorische Frühlingshauch namentlich durch die deutsche Nation geht. Dies der Quell wahrhaft populärer

Sympathien für den baierischen Kaiser, wie sie den nächsten Habsburgern und Luxemburgern vor und nach ihm nicht zu Theil geworden sind.

Ein Glück für Ludwig jedoch war es, dass es ihm auch im Auslande nicht gänzlich an Anhängern seiner Sache gebrach. Das Deutschthum in England befand sich ebenfalls im Gegensatze wider die Habgier und Herrschsucht der päpstlichen Curie; es ist von nicht geringer Bedeutung, dass Ludwigs vornehmster Anwalt in seinem Streite mit Papst Johann XXII. gerade ein englischer Franciscanerbruder, der berühmte Scholastiker William Occam gewesen. Dazu kam neuerdings einmal wieder die nächste Verwandtschaft zwischen den beiden regierenden Häusern. Der Kaiser hatte Margareta, die älteste Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau, welcher jüngst nach Aussterben der älteren Herrscherfamilie auch Graf von Holland geworden, zu seiner Gemahlin erhoben und, da es dort an Söhnen zu fehlen begann, dadurch der Wittelsbacher Dynastie die ruhmvolle Aussicht eröffnet, alte Reichsgebiete, in denen das Gefühl des deutschen Zusammenhangs schon sehr locker geworden, wieder herbeizubringen. Eduard III. andererseits war zwar noch minderjährig mit Philippa, einer jüngeren Schwester Margaretas, verbunden worden; aber die Ehe wurde mit trefflicher Nachkommenschaft und politisch mit bedeutendem Einflusse in die Zeitereignisse gesegnet. So mussten sich denn die dynastischen Interessen der Wittelsbacher und der Plantagenets schlechterdings auf niederländischem Boden begegnen, wo es noch ausserdem nicht an Elementen fehlte, um ihre Verbindung abzurunden und geistig wie materiel zu beleben. Zwei wichtige Fürsten der Nachbarschaft waren ebenfalls herangezogen: Reinald von Geldern hatte sich mit einer Schwester des Königs von England ver-

mählt, und Wilhelm von Jülich galt von vorn herein als ein begeisterter Anhänger der englisch-deutschen Alliance. Brabant und ein Stück von Flandern wenigstens waren noch Reichslehn. Hier dominirten aber die reichen, ganz von germanischer Autonomie beseelten Städte, damals die wichtigsten Geldplätze des nordwestlichen Europas, wo der englische wie der deutsche Handel seinen vornehmsten Austausch trieb. Es lässt sich denken, wie freudigen Anklang dort jenes Bündniss fand, als um dieselbe Zeit der Graf von Flandern vor den popularen Communen seines Landes flüchtig geworden, um bei seinem Lehnsherrn in Paris Schutz zu suchen, und als auf jenem Weltmarkte der Germanen nebst den reichen Producten des Ackerbaus und des Handwerks auch geistige Anschauungen und geistliche Lehren Umsatz fanden, welche nicht immer zu der bisherigen, unwandelbaren Doctrin der Kirche stimmten. Die Richtung gegen Frankreich indess, wo der Papst und die formale Lehre Roms neben dem Obdach auch Stütze zum Angriff suchten, strömte in jenen Tagen am mächtigsten in England.

Dort war das einst so gewaltige feudale Königthum auf die Bahn gerathen, die zum Verfassungsstaat führen sollte, und das um so sicherer, als der Lehnsverband mit Frankreich schrittweise immer mehr seiner Lösung entgegen gieng und dagegen in dem Grade, wie das sächsische Element in der englischen Nation erstarkte, eine Antipathie gegen alles französische Wesen wuchs, das bis vor Kurzem geistig und gewissermassen auch politisch die Herrschaft behauptet hatte. Während der schwachen Regierung Eduards II. hatten sich diese Tendenzen nach beiden Richtungen hin mächtig entwickelt, zugleich aber durch das Erleiden nationaler Schmach für den Nachfolger Stoff gesammelt, der nach Sühne drängte.

Dies erkannte der dritte Eduard, als er jung, thatenlustig und ruhmbegierig selber die Zügel der Regierung ergriff. Es hinderte ihn nicht, dass er der eigenen ränkevollen Mutter entgegentreten und sie strafend den Antheil, den sie an Englands Erniedrigung gehabt, fühlen lassen musste; er trug kein Bedenken, sich auf die volksthümlichen Regungen seiner Unterthanen zu stützen und zur Erreichung seines hohen Ziels selbst von den Prärogativen der Krone herzugeben. Als in Frankreich die directe Nachfolge der Capetinger ausgestorben und der erste Valois ihren Thron bestieg, da hielt der König von England, unbekümmert um die salische Erbfolgeordnung, die Ansprüche eben jener Mutter empor und trat selber als Prätendent der französischen Krone auf. Statt eines Vasallen, wie es seine Vorfahren seit dem Eroberer kraft ihrer Besitzungen in Normandie, Poitou und Guienne gewesen, hoffte er kühn und verwegen auch Herr von Frankreich zu werden. Da traf er mit allen Wünschen seines mündig werdenden Volks zusammen, da begegneten sich auch seine Gedanken zunächst um näher anzuknüpfen mit denen seines kaiserlichen Schwagers. Wir sehen den jungen Fürsten nun, nachdem er vorläufig die englischen Beziehungen zu Schottland, die während der vorigen Regierung arg gelitten, geordnet und gebessert, nachdem er mit seinem Parlamente sich verständigt hatte, sich mit einer Leidenschaft auf die Förderung des überseeischen Handels werfen, die uns die Spuren einsichtsvoller Rathgeber und eines unwandelbar festen Ziels erkennen lässt. Um die Mittel für grosse, weit aussehende Unternehmungen zur Hand zu haben, wird keck nach einer meisterhaft politischen Massregel gegriffen, deren volkswirthschaftliches Princip wenigstens den Zuständen jener Tage durchaus angemessen war. Eduard verdoppelte und verdreifachte trotz alles Murrens die Ausfuhr-

steuer auf die vornehmste Geldquelle seines Landes, auf die Wolle, und beobachtete ein äusserst schroffes Schutzsystem, indem er die Massen, als wären sie sein Eigenthum, in bestimmten Häfen aufstapelte, die Verladung nur in grossen Quantitäten und ihre Ueberführung ausschliesslich nur nach Antwerpen und den flandrischen Städten gestattete. Dadurch fesselte er dann nicht nur jene blühenden Municipalitäten und ihre Genossen von der deutschen Hanse, deren Schiffe vornehmlich die Spedition betrieben und die fertigen Stoffe entweder nach England heim oder über Köln ins Inland weiter führten, mit starken Banden an seine Politik, sondern schaffte sich und den Seinen auch prompte Bezahlung in klingender Münze, wie sie anderswo in Europa schwerlich aufzutreiben war.

Nach solchen Vorbereitungen nun wurden im Frühling 1337 an den verschiedenen niederländischen Höfen diplomatische Verhandlungen angeknüpft. Eine vornehme englische Gesandtschaft, darunter Grafen und Bischöfe, traf zu Schiff ein mit gewaltigen Massen Wolle an Bord; dies galt als Vollmacht und Credit, dies war das Angebot, das für ein militairisch-politisches Bündniss gemacht wurde. England brauchte fremde Truppen zu seinem festländischen Kriege damals so gut wie heute und wie zu allen Zeiten europäischer Kriegsgeschichte; statt der modernen Subsidien und Fremdenlegionen warb man im vierzehnten Jahrhunderte um gepanzerte Geschwader und bezahlte deren Kriegsherren über Antwerpen und Brügge mit hohem Wollwerthe. Ueberall, mit Hennegau, Brabant, Geldern, Jülich, Berg und einer grossen Anzahl kleinerer Gebieter wurden diese Soldverträge geschlossen. Im Juli kam es zu Frankfurt auch mit den Bevollmächtigten des Kaisers zum Abschluss, der sich verpflichtete, zu November 2000 Lanzen wohl gerüstet ins Feld zu stellen, wogegen sein Schwager

Summen bis zu 300,000 Goldgulden auf Dortrecht anwies. Auch wurde zwischen beiden verabredet, nächstdem persönlich am Rhein zusammen zu kommen. Ludwigs Erstgeborener, der Markgraf von Brandenburg, der von Meissen, so wie sämmtliche Anhänger der baierischen Politik in Deutschland traten ebenfalls hinzu. Mit Nassau und sogar mit süddeutschen Herren, den Grafen von Teck und ihren Nachbaren und selbst den Oesterreichern wurde auf das Eifrigste verhandelt; ja, Eduard mochte die Hoffnung hegen, bei dieser Gelegenheit ein besseres Verhältniss zwischen Habsburg und Wittelsbach anzubahnen und jenes in eine Coalition hinein zu ziehn, deren allgemeiner Grundgedanke ein deutscher war. Noch niemals war dem Kaiserthume von Aussen her eine solche materielle Stütze geworden.

Indess nahmen alle diese Vorbereitungen doch längere Zeit in Anspruch, als dem gewaltigen Eifer lieb war, so dass der König erst am 16. Juli des nächsten Jahrs sich in Begleitung seiner erlauchten Gemahlin und eines vornehmen, kriegsfertigen Gefolges nach Antwerpen begeben konnte. Sein persönliches Erscheinen — das war sein Gedanke — sollte sofort die an verschiedenen Stellen geknüpften Fäden zusammen fassen, um dann mit den gesammten englisch-deutschen Kräften den Angriff gegen Frankreich zu beginnen. Wie wurde es da lebendig in der alten Abtei St. Michaels, wo der glänzende Fürst und sein zahlreicher Hof auf Jahr und Tag das Hauptquartier genommen. Der Herzog von Brabant, der verschwägerte Graf von Geldern, eine Menge kriegseifriger Herren vom Rheine giengen aus und ein; hochgestellte Beamte aus England, Botschafter, die so eben im Reich gewesen, trafen hier zusammen. Auch hatte ein Mann offenen Zutritt, dessen Name damals auf allen Lippen war, ein schlichter und doch gewal-

tiger Mann, dem Könige von England ein viel bedeutenderer Bundesgenosse als alle jene Fürsten und Edelleute. Es war Jakob von Artevelde, den man gewöhnlich den Brauer von Gent nennt. Wegen der bedeutenden Rolle, die er wenige Jahre hindurch an der Spitze der flandrischen Demokratie gespielt, übersieht man nur zu leicht, dass Ursprung und Anschauung des Mannes weit eher aristokratisch, dass seine Grösse aber eine nationale war. Aus altem Adel hervorgegangen, hatte er ganz die Bildung seines Standes in sich aufgenommen, war gleich anderen Edelgeborenen sogar einmal nach Jerusalem gepilgert und lebte und handelte in öffentlichen Dingen, wie seinem Range und seiner Zeit zukam. Nun war aber die städtische Commune in Flandern gleichsam an die Stelle des Staats getreten, die politischen Parteiungen hatten sich auf die popularen Factionen übertragen und fanden in den mächtigen Gilden ihren kräftigen Ausdruck. Längst war es Sitte, dass auch Patricier und Edelleute sich in eine der Zünfte aufnehmen liessen, und so kam es, dass Artevelde der Brauer dem Einflusse anderer Gilden den Rang ablief. Als nun die Fläminger ihr franzosenfreundliches Grafenhaus vertrieben hatten, da wurde die siegreiche Faction in Gent auch die Herrin im Lande, ihr grösster Mann aber zum Ruwaert von ganz Flandern ausgerufen. Wie hieng da Alles in den geschäftigen, reichen und unruhigen Bürgerschaften an dem Wink Arteveldes, wie lauschte man auf seinen Rath, wie stolz war der Haufe, wenn er ihn im vollen Schmuck seiner Würde an der Spitze seiner Trabanten, glänzend und mächtig wie einen König, durch die geräuschvollen Strassen schreiten sah. Die Verbindung mit einem solchen Manne, hinter dem ein ganzes Volk begeistert stand, durfte Eduard am wenigsten versäumen; mit Recht darf man vermuthen, dass beide sich

verstanden und dass Artevelde vorzüglich das wahre Bindeglied der englisch-flandrischen Handelspolitik gewesen; wenigstens besitzen wir Andeutungen genug, wie intim die beiden mit einander verkehrt, und wie die Auffassung des Ruwaert von dem grossen Ziele, auf welches man lossteuern will, eine entschieden deutsche gewesen. Seine grosse Seele barg die richtige Erkenntniss der Fesseln, mit denen Kirche und Staat, Gesellschaft und Verkehr übermässig belastet waren.

Nachdem man sich nun in Antwerpen umständlich berathen hatte, schickte sich der König zu der Reise nach Deutschland an, um endlich die längst verabredete Zusammenkunft mit seinem kaiserlichen Schwager zu begehen. Sie beide erst konnten das so eifrig betriebene Werk in Gang setzen. Endlich meldeten die Boten, dass Ludwig, der schon im Frühling aus Baiern an den Rhein gezogen war und längere Zeit in Frankfurt residirt hatte, mit den ernstesten Reichsangelegenheiten beschäftigt, sich gegen Ende August von dort nach Coblenz begeben werde. Es war Sonntag der 16. August 1338, als der englische Hof in Begleitung vieler Edelleute und einer zahlreichen Dienerschaft, mit einer Leibwache von etlichen sechzig Mann von Antwerpen aufbrach, um auf einige Wochen eine Sommerfahrt nach dem Rhein zu unternehmen, von der uns das bei der Gelegenheit geführte königliche Haushaltebuch viele schätzenswerthe Einzelheiten aufbehalten hat. Die kleine, erst fünfjährige Princessin Johanna, welche dem jungen Herzoge von Oesterreich, Friedrich IV., dessen Mutter wieder aus Baiern stammte, verheirathet werden sollte — man sieht das politische Ziel — befand sich in der Gesellschaft ihres königlichen Vaters, und auch die treue Gemahlin, die edle Königin Philippa, obwohl sie einer Entbindung entgegen sah, wollte den Ihrigen eine Strecke Wegs das Geleit geben. Das schwere

Gepäck war bereits im Voraus zu Antwerpen eingeschifft und zu Wasser nach dem Rheine geschafft worden. Eine Reihe von Wagen war gemiethet, um die Gesellschaft und die ihnen unentbehrlichsten Sachen landeinwärts zu befördern.

Der Weg gieng quer durch Brabant nach Osten; am 19. übernachtete Eduard in Herenthals; Tags darauf nahm die Königin Abschied, um nach Antwerpen zurückzukehren, während die Anderen über Bree und Sittard weiter zogen und am Sonnabend dem 22. in Jülich eintrafen. Der König war hier bei einer Frau Juliana von Werth abgestiegen, die in liebenswürdigster Weise die Wirthin gemacht zu haben scheint. Auch der vor zwei Jahren zum Markgrafen erhobene Graf Wilhelm von Jülich hatte sich zur Begrüssung seines königlichen Gastfreundes eingefunden. Am Sonntage muss der reisige Zug mit der Sonne aufgestanden sein, indem er noch bei guter Zeit die starke Strecke bis Köln zurücklegte. Hier wurde auch während des folgenden Tags gerastet und vielerlei beschafft, wozu die grosse, weit berühmte Stadt so manchen Anlass bot.

Schon die uralten Handelsbeziehungen Kölns zu England, die so eben in der herrlichsten Blüthe standen, machten es zu einem grossen Ereigniss für ihre Einwohner, dass der König jenes reichen Landes bei ihnen eingekehrt. Wohl mochten ihre Stadtbücher die Notiz bewahren, wie einst vor anderthalb Jahrhunderten ein anderer englischer König, Richard Löwenherz, aus der harten Gefangenschaft des Kaisers entlassen, jubelnden Empfang bei ihnen gefunden, wie sie in ihrem Dom das Hochamt zu seiner Befreiung gefeiert. Von der frühsten Verbindung mit der britischen Insel erzählten schon viele der christlichen Heiligthümer Kölns in den an ihnen haftenden Legenden. Neuerdings waren die Schulen der Dominicaner weit über die deutschen Grenzen hinaus berühmt geworden; wiederholt

kamen auch englische Ordensbrüder um dort zu studiren; König Eduard I. schon hatte für seine nächsten Angehörigen auch an den vornehmsten Wallfahrtsstätten in Köln Seelenmessen lesen lassen. Mit offenem Sinn und grossem politischen Vorhaben erschien nun der Enkel, um so manche auch im Auslande berühmte Wunderdinge in Augenschein zu nehmen, sich den Leuten zu zeigen und alle jene Saiten anzuschlagen, die zwischen hier und seiner Themsestadt gemeinschaftlich erklangen. Wir finden nun, dass er in dem Hause eines reichen Bürgers, des Ritters Heinrich Scherfgin, Wohnung genommen, der nebst seiner Gemahlin Blida, einer geborenen von Spiegel, sich den hohen Besuch so recht zur Ehre gerechnet hat. Da scheint es denn wieder sehr lebendig hergegangen zu sein. Der Andrang der neugierigen Menschenmenge von der Strasse her war so gewaltig, dass die Stadt vier bewaffnete Diener stellen musste um dem Pförtner des Hauses beizustehn. Vornehme Herren und Boten erhielten hier Zutritt oder überbrachten Geschenke zum Willkomm. Der Erzbischof Walram aus dem Hause Jülich liess durch seinen Schildknappen Wilhelm von Strake einen kostbaren Zelter überbringen, und selbst der ritterliche Wirth des Königs bat um die Erlaubniss ihm einige schön gearbeitete Waffenstücke, wohl das Product kölner Kunstfertigkeit, darreichen zu dürfen. Ein Geiger, Franz geheissen, hat dabei Musik gemacht. Noch wichtiger aber für die Culturgeschichte erscheint das freigebige und wahrhaft königliche Auftreten Eduards selber. Die vielen Kirchen und geistlichen Stifter, von deren Pracht und Herrlichkeit er schon zu Hause so oft gehört haben muss, hat er bei seinem kurzen Aufenthalte auf das reichlichste bedacht, vielleicht gar den einen oder den anderen Ort selber besucht und in ihm der Messe beigewohnt. Indem er die Klöster der Minoriten, Do-

minicaner, Augustiner und Carmeliter, die Brüder vom heiligen Kreuze und andere mit je 40 Schilling Sterling beschenkt, ersieht man, wie in Hinsicht auf solche Spenden ein König des vierzehnten Jahrhunderts bei seinen Besuchen zu verfahren hat. Die verschiedenen Altäre und Bildnisse der eilftausend Jungfrauen, die nach der Sage einst von Britannien nach Germanien gezogen, haben gar eilf Pfund und fünf Schillinge erhalten. Die reichsten Gaben aber wurden dem Dome ausgeworfen, dessen herrlicher Chor, wie wir ihn kennen, vor wenigen Jahren erst fertig geworden. Hatte doch England an der Aufführung gerade dieses wundervollen Gebäudes schon vor mehreren Menschenaltern lebhaften Antheil genommen, als einst eine Feuersbrunst die alte Kathedrale zerstört und in den funfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Erzbischof Conrad von Hochstaden sich selber übers Meer begeben hatte, um an dem kunstsinnigen Hofe Heinrichs III. und bei dessen durch den kölner Handel reich werdenden Unterthanen Beiträge zu sammeln, damit recht bald wieder ein der Stadt und ihrem Ruhme würdiger Prachtbau aufgeführt werde. Es scheint beinah, als ob sich der König persönlich zum Dom verfügt habe, denn das Rechnungsbuch unterscheidet seine Gaben nach besonderen Zwecken, die den unmittelbaren Augenschein wenigstens annehmen lassen. Den einzelnen Capellen und Altären, die er mitten in der weiten Anlage des Werks vollendet angetroffen haben mag, hat er nur 22 Schillinge und 6 Pfennige dargebracht, während der jüngst errichtete Schrein der durch das ganze Abendland weit und breit verehrten heiligen drei Könige 58 Schillinge und 6 Pfennige für sich erhält. Dann aber hat am Eingange vielleicht eine Baukasse, ein Opferstock der Gläubigen gestanden, oder man hat den reichen Fürsten offen um einen Beitrag angesprochen, oder

aber Eduard hat selber — denn von seinem architektonischen Geschmacke hat er späterhin zu Westminster und Windsor zahlreiche Beweise gegeben — begeistert über das unvergleichliche Muster gothischer Baukunst, das der Chor bot, aus freien Stücken zur Weiterführung des herrlichen Werks beisteuern wollen. Genug, wir finden in seinem Haushaltebuche auch die Summe von 67 Pfund und 10 Schillingen als Geschenk für den Dombau verrechnet, die, wenn man ihren vollen Werth nach dem damaligen Münzfusse, der das Funfzehnfache des heutigen betragen haben mag, in Anschlag bringt, jetzt einer Gabe von 1000 Pfund oder 6- bis 7000 Thalern gleich kommen würde. Englisches Geld steckt daher schon in den Fundamenten des Mittelschiffs und in den Strebepfeilern des südlichen Thurms. Jedenfalls aber darf, wenn einmal eine Riesentafel mit den Namen hoher und edler Gönner die vollendeten Säulenhallen zieren wird, unter den ersten und berühmtesten der König Eduard III. von England nicht fehlen.

Doch begleiten wir ihn nun Rhein aufwärts, indem seine Reise noch manchen für Zeit und Land merkwürdigen Beitrag liefert. Am Dienstag befindet sich der König mit seinem ganzen Tross in Bonn, wo er bei einem Domherrn des dortigen Münsters, Johann von Rese, abgestiegen. Erzbischof Walram aber, der in Bonn Hof hält, hat im Palast seinem vornehmen Gaste, mit dem es auch wohl allerlei wichtige Angelegenheiten zu besprechen gab, eine grosse Mahlzeit bereitet; wir begegnen zwei Minstrellen des Kirchenfürsten, Konrad und Ancelin mit Namen, die während der Tafel in der Halle aufspielen.

Am folgenden Tage wird dann auf dem schönen Strome die lustige Wasserfahrt angetreten, um pünktlich am Orte der Conferenz einzutreffen. Zwei Rheinschiffer, deren ehrliche

Namen sogar in der Urkunde aufbewahrt, Dietrich von Andernach und Hanekin von Breisich, haben mit 18 Schiffsleuten und 44 Gesellen gegen einen Lohn von 20 englischen Pfunden die Beförderung des ganzen Hofs mit allen seinen Pferden und Gepäck bis nach Coblenz unternommen. Da besteigt denn der König mit der kleinen Tochter und seinem vornehmen Gefolge sein Schiff; vier Herren aus rheinischen Ritterfamilien befinden sich, vom Kaiser dazu abgeordnet, in seiner Umgebung; seine Leibwache, 66 Mann stark, jene kräftigen Söhne englischer Freibauern, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, in ihrer grünen Waidmannstracht füllen munter die Sitze; Alles freut sich der wundervollen Gegend, als die Fahrzeuge langsam gegen das breite, mächtig strömende Wasser zwischen Drachenfels und Rolandseck bergauf geschleppt werden. Am Mittwoch Abend ist man zu Sinzig ans Land gegangen, wo wieder ein Ritter Wolfram von Deest den König bewirthet. Die nächste Strecke wird dann bis zu der Insel Niederwerth zurück gelegt, wo die Gesellschaft auch noch am darauf folgenden Freitage Rast hält. Wir erfahren nicht, ob Eduard vielleicht für den zur Zusammenkunft mit Kaiser Ludwig verabredeten Tag noch zu früh kam, oder ob, wie es fast den Anschein hat, ihm unterwegs noch einmal ein glänzendes Fest veranstaltet wurde. Eine Anzahl der benachbarten Fürsten und Edelleute hatten sich hier zusammengethan, um dem hohen Bundesgenossen aufzuwarten und ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Es ist abermals von Ueberreichung werthvoller Geschenke die Rede; mehrere der Fürsten hatten ihre Minstrelle mitgebracht, wie sie damals zu einem Hofstaate gehörten und Bildung und Geschmack der Herren bekundeten. Eine Schaar von zehn solcher Musiker, die verschiedenen Herren angehören, an deren Spitze aber der Wappenkönig

Meister Konrad auftritt, so wie die fünf Minstrelle des Erzbischofs Balduin von Trier, geführt von Herrn Heinrich von Valbeck und Gottschalk dem Pfeifer, erhalten je 50 Schillinge Sterling ausgetheilt; Meister Ithel mit 10 Minstrellen, die der Kaiser gesandt, wird mit 100 Schillingen belohnt. Man ist zu der Annahme versucht, dass diese zahlreiche Schaar von Musikern nicht nur geblasen und ihre Instrumente geschlagen, sondern dass sie auch deutsche Lieder haben erklingen lassen, lebendige Reste ritterlichen Minnegesangs, wie sie damals vermuthlich im schönen Rheinlande noch nicht völlig untergegangen waren. So erhielten Kunstsinn und Geschmack des fremden Fürsten auch in Musik und Poesie ihre Befriedigung. Unter aller Lustbarkeit wurde aber in echt mittelalterlicher Weise von den Thaten verhandelt, die man gemeinsam vollbringen will. Vom Kriege gegen Frankreich, auch von den Zuständen des deutschen Reichs ist dort zweifelsohne die Rede gewesen. Unter den vielen Leuten, die mit dem Könige von England zu thun haben, begegnen wir auch dem Wappenherolde des Hochmeisters von Preussen, dessen Herr in mehrfacher, enger Beziehung zu England stand und gewiss seinen Grund hatte, den Fürsten desselben bei seiner Anwesenheit in Deutschland begrüssen zu lassen. Das Gedränge auf der Insel Niederwerth aber muss wieder sehr bedeutend gewesen sein, denn die Rechnungen lassen erkennen, dass dem vornehmsten Eigenthümer daselbst, dem Ritter Johann von Valendar, der in seinen Weingärten angerichtete Schaden mit 46 Schillingen und 8 Pfennigen, so wie dem Vogte des Erzbischofs von Köln, Reginald Sculf, der Unfug auf den Ländereien des Prälaten mit 40 Schillingen vergütet werden musste. Gegen seinen Wirth, Bruder Konrad Winter, den Vorstand einer Prämonstratenser Zelle daselbst, Capitular der Abtei Romersdorf, Caplan und

Freund des Erzbischofs von Trier, hat der König gleichfalls mit 20 Mark seine Schuld abgetragen, sowie den Insassen des Nonnenstifts 46 Schillinge und 8 Pfennige zum Geschenk gemacht. Am 29. ist er langsam nach Andernach gefahren und hat dort bei den Franciscanern Wohnung genommen, denen er ihre Gastfreiheit mit 40 Schillingen lohnt. Wahrscheinlich ist daselbst auch der Sonntag verbracht worden, denn erst am Montag dem 31. August wird die letzte Strecke bis Coblenz zurückgelegt. Dabei fehlte es denn nicht an feierlicher Begrüssung. Noch ehe die Schiffe bis an die Stadt gekommen, fuhr ihnen die Staatsbarke des Kaisers entgegen; vier Minstrelle, die sich darin befanden, liessen Zinken und Trompeten ertönen, und Ludwigs Grossfalconier, ein Lombarde, den unsere Quelle Scolaus nennt, überreichte an Eduard im Namen seines Herrn als sinnvolles Festgeschenk einen lebendigen Adler. Wir finden aber dann leider nichts Näheres über die Landung oder über die persönliche Begrüssung der beiden Schwäger und Freunde. Vielmehr schweigen die Columnen des Rechnungsbuchs acht Tage lang, während welcher Eduard mit seinem ganzen reisigen Trosse bei dem Kaiser in seiner Residenz gelebt haben und von diesem in allen Stücken bewirthet worden sein muss.

Dies ist aber gerade die Woche, in welcher zu Coblenz, wo sich um den Kaiser sein ganzer Reichstag versammelt hatte, grosse Dinge berathen und endgültig beschlossen worden sind. Es handelte sich nämlich, wie wir aus verschiedenen chronistischen Aufzeichnungen und einigen werthvollen Documenten erfahren, vor allen um zwei hoch wichtige Angelegenheiten, die Verabredung behufs eines Kriegs gegen Frankreich von Seiten des Reichs, und die gesetzliche Regelung der Reichsverfassung gegenüber den unerträglichen Eingriffen der Curie

und zur Wahrnehmung der Würde und Autorität des Kaisers und der Kurfürsten, eine Frage, zu deren Berathung die letzteren vor anderthalb Monaten mit alleiniger Ausnahme von Böhmen zu Rense versammelt gewesen. Der Abschluss in allen diesen Dingen sollte möglichst feierlich begangen werden, und es scheint ziemlich erwiesen, dass es Sonnabend der 5. September war, an welchem der grossartige Act auf dem offenen Floriansmarkte zu Coblenz Statt hatte. Kaiser Ludwig erschien dabei im vollen Schmuck seiner Würde, mit der Doppelkrone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, und liess sich auf einem Throne nieder, welcher zwölf Fuss über dem Boden erhaben war. Eine Stufe niedriger sass sein Schwager, der König von England, ebenfalls mit seiner Krone geschmückt, während wenigstens vier der Kurfürsten in Person und andere der Reichswürdenträger um sie her standen, ein jeder in seinem Ornate und mit den Insignien seines Amts. Auf der Rechten des Kaisers hatte der Markgraf von Meissen, links vom Könige der Markgraf Wilhelm von Jülich sich niedergelassen. Hoch über Ludwig hielt Otto von Cuyk, ein edler Herr vom Niederrhein, der auch in vielfacher Beziehung zu König Eduard erscheint, als Stellvertreter des Herzogs von Brabant ein altes Staatsschwert empor. Die Herolde haben nachgerechnet, dass bei dieser Gelegenheit an die 17000 Ritter und Herren, ganz abgesehen von ihrer Begleitung und dem herbeigeströmten Volke, versammelt gewesen seien.

Sobald feierliche Stille geboten, wurden zunächst im Namen des Kaisers fünf wichtige Reichsgesetze verkündet, die bestimmt waren dem ungefügen, fast zusammen brechenden Staatskörper noch einmal aufzuhelfen. Darnach soll der von den Kurfürsten zum römischen Könige erkorene Fürst die Rechte und das Eigenthum seines hohen Amts sofort antreten

können, ohne die Bestätigung durch den Papst abwarten zu müssen. Wenn ein Lehnsmann sich gegen das Reich erhebt, so sind sein Leib und Gut verfallen. So oft der Kaiser oder sein Stellvertreter das Heer zu einem Reichskriege aufbietet, ist ein jeder kaiserliche Lehnsträger bei seiner Treue verpflichtet Zuzug zu leisten. Niemand, der einen anderen herausfordert, darf bei Strafe der kaiserlichen Acht vor dem dritten Tage der Person oder dem Gute desselben etwas anhaben. Gegen alle Friedensbrecher und Strassenräuber soll mit den schärfsten Strafen an Leib und Leben eingeschritten werden, von denen selbst der Kaiser nicht entbinden kann. Nach diesem Acte der Gesetzgebung geschah ein anderer Ausfluss kaiserlicher Vollmacht, der mehr als es auf den ersten Anblick scheint, mit jenem in Verbindung steht. Kaiser Ludwig ernannte nämlich, anknüpfend an Verhandlungen, welche die Reichsversammlung behufs des bevorstehenden Feldzugs schon vorher geführt hatte, seinen Schwager, den König von England, zum Vicarius oder kaiserlichen Stellvertreter für alles Reichsgebiet auf dem linken Rheinufer. Es war längst Brauch, Reichsfürsten und selbst fremden Herren für die Striche oder Grenzen, in denen sie vorzüglich mächtig waren, solche Vicariate zu übertragen. Wenn nun aber gar Eduard, dessen Inselreich so weit abgelegen, mit dieser Würde bekleidet wurde, so findet diese auffallende Thatsache weniger in der nahen Verwandtschaft mit dem Kaiser, als in dem mächtigen Einflusse, den die englische Politik wenigstens im Nordwesten des Reichs ausübte, und vor allen darin ihre Erklärung, dass ja die Hälfte der Reichsfürsten mit dem Kaiser an der Spitze Militärverträge mit den Engländern abgeschlossen und gelobt hatten in dem von Eduard geleiteten Kriege Dienste zu leisten. Dazu bedurfte er denn allerdings einer Stellung,

der für die Gebiete, auf welche es ankam, wenigstens ein Stück der kaiserlichen Autorität übertragen wurde. Sein Vicariat und jene Reichsgesetze aber finden darin ihre innere Verbindung, dass beide Handlungen vom Papste absahen, und dass der Krieg gegen diejenige Macht eröffnet werden sollte, bei welcher Benedict allein materieller Hülfe versichert sein konnte. Feierlich, wie nur das volle kaiserliche Ceremoniell es zuliess, wurden die Reichsbeschlüsse vollzogen; aller Welt erschien noch einmal die Macht Deutschlands gross und gewaltig. Nachdem nun am folgenden Sonntage Kaiser und Reich in der Hauptkirche von Coblenz noch ein gemeinsames Hochamt begangen, nachdem auch der Erzbischof Balduin von Trier nachträglich einen Soldvertrag mit König Eduard geschlossen und 500 Reisige zu stellen verheissen, nachdem, wie erzählt wird, der Kaiser dem Könige auf Leben und Tod geschworen, ihm gegen Philipp von Valois sieben Jahre lang beistehn zu wollen, und die Eröffnung des Feldzugs festgestellt worden, wurde der Reichstag entlassen.

Am Montag den 7. September trennten sich auch die beiden Schwäger. Kaiser und Kaiserin, denen Eduard die kleine Tochter mitgegeben, zogen über Frankfurt langsam nach München. Eduard aber trat, nachdem er die Reichs- und Hofdienerschaft freigebig beschenkt, unter anderen auch für die Ausfertigung der die Bündnisse und das Vicariat betreffenden kaiserlichen Urkunden den Notaren, Kanzlisten und Schreibern hohe Sporteln entrichtet hatte, ungefähr denselben Heimweg an, den er gekommen, freilich mit kleinen Abweichungen, die wohl hervorgehoben zu werden verdienen. Das erste Nachtlager wurde wiederum in Andernach genommen, jedoch dieses Mal in einem Privathause, das folgende in Bonn, wo es noch mit dem Schultheiss und den Vorstehern des Orts eine ärgerliche

Sache auszutragen gab. Ein Theil der englischen Dienstmannschaft nämlich war während des Aufenthalts in Coblenz hier zurückgeblieben und am 31. August, vermuthlich wohl durch Weingenuss erhitzt, mit den nicht eben überhöflichen Einwohnern Bonns in Schlägerei gerathen. Man hatte dabei einen nicht unbeträchtlichen Schaden angerichtet, den König Eduard nun den Stadtbehörden mit 22 Pfund 10 Schillingen zu vergüten hatte. Am 9. September gieng die Reise bis Düren, und von dort in Stationen über Sittard, bis wo Philippa wiederum dem Gemahl entgegen gekommen, Bree, Herenthals nach Antwerpen, wo der Hof nach einer Abwesenheit von gerade vier Wochen wieder eintraf.

Eduard mochte sich in der That schmeicheln, durch Alles, was er es sich hatte kosten lassen, nun mit hinreichenden Mitteln ausgerüstet zu sein um sofort Hand an sein grosses Vorhaben zu legen. Allein die Enttäuschung über ein festes Bündniss mit dem Reiche begann nur zu bald ihm klar zu werden. Denn kaum wollte er im October von seiner neuen Würde Gebrauch machen, indem er als kaiserlicher Vicar einen Tag aller seinen Befehlen unterstehenden Fürsten nach Herk in Brabant ausschrieb, als sich die ganze Hohlheit des Bodens offenbarte, auf welchem man gemeinschaftlich zu handeln gedacht. Nicht nur eine Reihe entschieden französisch gesinnter Fürsten wie der Bischof von Lüttich verweigerten es an jenem Kreistage zu erscheinen, sondern auch andere, welche bis dahin als Freunde gegolten, wie der Herzog von Brabant, stellten sich nicht ein. Der Winter, während dessen von keinen Kriegsoperationen die Rede sein konnte, vergieng ohne dass etwas Wesentliches geschehn die losen Massen zu grösserer Einheit zu festigen. Höchstens bemerkt man noch den eifrigen Verkehr der zwischen Antwerpen und München, zwischen dort

und den vielen kleinen Residenzen hin und her gehenden Boten. Erst zum Sommer 1339 sammelten sich die englischen und deutschen Streitmassen in Brabant und Flandern; viele der Herren, welche bereits hohe englische Gelder bezogen, waren an der Spitze der verheissenen Reiter erschienen, darunter der Brandenburger und der Meissener; allein der Kaiser blieb aus und andere folgten seinem Beispiel. Die englischen Angelotten sahen sie zwar gern in ihren Beuteln, doch mächtiger als das Wort, das sie gegeben, wirkten schon wieder Intriguen, die von Avignon und Paris ausgiengen. Nichts desto weniger erkennt man noch in der Richtung, welche der Krieg bei seinem Ausbruche nimmt, dass es ein Reichskrieg sein soll, und dass Eduard als kaiserlicher Vicarius Rücksichten zu nehmen hat. Man bricht zunächst verheerend und erobernd in den noch immer zum Reiche zählenden Sprengel von Cambray ein. Aber König Philipp VI. hatte die richtigen Positionen an den nicht gerade furtenreichen Flüssen im Norden seines Landes bei Zeiten gewählt und vorsichtig besetzt. Mit grosser Umsicht wich er einem jeglichen ernsten Zusammentreffen mit der Uebermacht des Feindes aus; wohin dieser kam, war Alles brach gelegt und blieb selten noch etwas zu zerstören. Schon rückte der Herbst heran, die Soldfrist lief zu Ende, die Thatenlust der deutschen Bundesgenossen begann zu sinken. Der Feldzug nahm einen ruhmlosen Ausgang ohne der baierischen Partei im Reiche irgend welche Früchte getragen zu haben; der König von England hatte sich ausser der nutzlosen Vergeudung grosser Summen, da er nirgends als Feldherr hatte glänzen, niemals die Kraft seiner eigenen Nation in den Kampf führen können, noch den Spott der Gegner und ernste Androhungen des Papstes zugezogen. Zwar besann sich Benedict XII. sehr wohl auch mit ihm zu brechen; aber er hatte

den König bereits warnend darauf aufmerksam gemacht, dass er aus Ehrfurcht vor dem päpstlichen Stuhle und ohne grosses Aergerniss zu bereiten unmöglich Titel und Würden von einem Fürsten annehmen könne, der selber weder Kaiser noch König, vielmehr mit der schärfsten Form des Kirchenbanns belegt sei. Eduard liess denn auch wirklich, obenein durch jenen verunglückten Versuch zu Herk und durch den elenden Ausgang des Feldzugs hinreichend belehrt, das Reichsvicariat fallen; er that wohl gar, als ob ein solches nie bestanden, denn die von Ludwig damals zu Coblenz ausgefertigte Ernennungsurkunde scheint trotz allen Suchens spurlos verschwunden zu sein. So geschah es, dass es kaum ein Jahr nach jener glänzenden Zusammenkunft auf dem Reichstage dem päpstlich-französischen Einflusse gelingen konnte, die grosse gefährliche Coalition, welche so gut wie vollendet schien, auseinander zu halten.

Verfolgen wir noch die Fäden, die sich nun wieder von einander entfernen, wie wir sie haben zusammen kommen sehn. Während des ersten Winters findet noch ein ungemein reger Verkehr mit dem Münchener Hofe statt; die Boten gehen hin und her, noch mit politischen Aufträgen zum Kriege gegen Frankreich, zum Heiratsbündniss mit Oesterreich. Grosse Summen hat monatlich der vornehmste Botschafter, Herr John de Montgomery, mit sich geführt, an 20- oder 30000 Gulden, um damit in der Umgebung von Kaiser und Kaiserin und unter den Fürsten des südlichen Deutschlands zu wirken. Wir verfolgen seine Zahlungen bis an den Hof von Mainz oder zum Grafen von Henneberg. Dreimal hinter einander muss er sich nach Oesterreich begeben. Die ersten Beamten des kaiserlichen Hofs, wie der Kanzler oder Herr Heinrich von Cipplingen, der Deutschordenscomthur, der Protonotar Meister

Ulrich von Augsburg, Meister Raimund von Valenciennes, der kaiserliche Leibarzt und Secretär, erhalten von ihm hohe Geschenke in klingender Münze. Dem Kaiser werden aus England wohl ein Paar Messer, der Kaiserin eine prächtig mit Perlen besetzte seidene Tasche, ihrem ältesten Sohne, dem Markgrafen von Brandenburg, ein mit Silber ausgelegter Gürtel und dem bei Hofe so überaus einflussreichen Grafen von Neiffen ähnliche kostbare Präsente mitgebracht. Sie werden auch noch häufig durch Höflichkeiten der anderen Seite erwiedert, indem kaiserliche Wappenherolde oder österreichische Ritter zu St. Michaelis in Antwerpen eintreffen oder Ludwigs Musiker bei der Weihnachtsfeier daselbst aufspielen. Auch für die jugendliche Johanna und ihren Staat in München hat reichlich gesorgt werden müssen. Leinwand, Juwelen und Perlen, die sie entweder selbst gebraucht oder freigebig anderen darreichte, finden sich wiederholt verrechnet; die ihr beigegebene Begleitung scheint ebenfalls nicht unbeträchtlich gewesen zu sein, denn nach Ablauf eines Jahrs findet sich die in Bezug auf englische Ansprüche damals schon sehr bemerkenswerthe Notiz, dass Speise und Trank, wie sie am kaiserlichen Hofe geboten wurden, nicht hinreichten, und dass für Rechnung des Königs von England noch für 46 Pfund Sterling mehr verzehrt worden ist. Um dieselbe Zeit muss aber auch Eduards Geduld erschöpft gewesen sein: die Annäherung zwischen Baiern und Oesterreich kommt trotz aller Versuche nicht zu Stande, und Kaiser Ludwig bebt immer mehr vor dem einst so eifrig betriebenen Beginnen, vor der Möglichkeit zurück das Reich zu einer Einigung mit England zu bewegen, durch die er den Papst, Eduard den Valois zum Nachgeben zu zwingen gehofft hatte. So lässt letzterer denn schon im December 1339 die kleine Tochter durch

John de Montgomery aus Baiern zurückholen. Zur Beförderung der Reisigen und ihres Gepäcks sind abermals umfassende Anstalten erforderlich gewesen; man hat dabei aber so viel wie möglich die Wasserstrassen benutzt und hat Menschen und Pferde zu Schiff geladen, die Donau so weit als möglich Strom auf und späterhin den Rhein hinunter. Bis zum 15. April 1340 ist Johanna wieder bei den Eltern eingetroffen, womit die äusserst lebhaften Beziehungen zum kaiserlichen Hofe ein Ende erreichen. Sie sind auch späterhin nicht völlig zerrissen, denn hat man auch glänzende politische Erwartungen und nahe Aussichten auf wichtige Familienverbindungen aufgeben müssen, so ist doch darum keine ernstliche Entfremdung oder gar eine Spannung zwischen den so eng verschwägerten Höfen eingetreten.

König Eduard mochte wohl die traurige Nothwendigkeit, die gewaltigen Schwierigkeiten erkennen, in denen sich der Kaiser befand, als ihm Luxemburg-Böhmen und Oesterreich das Regiment im Reiche überall verlegten und der Papst auch unter den Getreuen immer wieder Feindseligkeiten aufwiegelte. Er hat es ihm daher auch nicht übermässig hart entgelten lassen können, als Ludwig in seiner Noth sich Frankreich zu nähern beginnt, dem Könige Philipp in den zwischen ihnen streitigen Punkten nachgibt und ihn nach den ersten freundschaftlichen Rückäusserungen ersucht ein besseres Verhältniss zwischen seiner Partei und dem apostolischen Stuhle zu vermitteln. Er hofft wohl auf diesem Wege leichter aus den unendlichen Bedrängnissen heraus zu kommen und vor seinem Lebensabende noch einmal sonnigere Tage wieder zu sehn. Die verwandtschaftlichen Bande mit England und den Niederlanden, denkt er, werden auch bei Zumuthungen, wie er sie ihnen machen muss, festhalten; und darum hat er denn noch

nachträglich am 25. April 1341 auch jene kaiserliche Uebertragung des Reichsvicariats an Eduard widerrufen, sich verpflichtet, den Frieden zwischen Valois und Plantagenet anzubahnen und dies ganze Verfahren schriftlich gegen Eduard zu rechtfertigen gesucht.

Allein die grosse Entwicklung der Dinge nahm doch einen wesentlich anderen Gang, als ihn die Machthaber sich vorgezeichnet hatten. Der König von England hatte bereits mittlerweile gezeigt, dass er Energie genug besass, um nach dem ersten Misslingen nicht sofort zurückzutreten und sich, wenn andere Stützen wankten, so viel als möglich auf die eigenen Füsse zu stellen. Am 24. Juni 1340 hatte seine Flotte vor Sluys jenen ersten, in der maritimen Geschichte Englands denkwürdigen Seesieg über die bei Weitem überlegenen von Franzosen und Italienern bemannten Geschwader gewonnen, die den Engländern die Einfahrt in die Schelde sperren und ihr mercantil-politisches Bündniss mit den Niederlanden hatten sprengen wollen. »Alles was deutsche Zunge redet, frohlockt bei dieser Siegesbotschaft,« singt in seinen treuherzigen Reimen Jan der Klerk von Gent, ein begeisterter Anhänger der Alliance der alten Stammverwandten. Und wahrlich durch jenen Schlag hatte sich Eduard wenigstens die materiel tüchtigsten deutschen Kräfte erhalten, die volkreichen und betriebsamen Städte Flanderns und die Barschaften der ihm so sehr verpflichteten Hanse. Man sieht das recht bei den nächst folgenden Auseinandersetzungen. Es war der richtige Gedanke des Königs die Wirkung der Seeschlacht durch einen abermaligen Einbruch in Frankreich erst nachhaltig zu machen. Das Heer, welches er dazu herbeiführte, war wiederum grösstentheils aus Fremden und Söldnern zusammengesetzt; noch ein Theil der Reichsfürsten hatte seine Trupps gestellt, und die

flandrischen Communen mit ihrem Ruwaert an der Spitze waren ebenfalls ausgerückt. Aber der Erfolg war kein besserer als im Jahre vorher, vielmehr bedeckte sich das Heer der Städte auf Seite der stolzen Ritterschaaren noch obenein mit Unehre, und man schloss endlich einen erbärmlichen Waffenstillstand, der keinen der Streitpunkte austrug, um welche es sich handelte, der des Kaisers Abfall vom Bündnisse gewissermassen rechtfertigte und Eduard glücklicherweise nur die Aussicht liess, bei nächster Gelegenheit mit anderen Kräften den Kampf wieder aufzunehmen. Aber er hatte sich tief in Schulden gestürzt und kam bereits bei Auszahlung der hohen Soldsummen an die deutschen Fürsten in nicht geringe Verlegenheit. Jenes Rechnungsbuch enthält zu Abschluss des Jahrs 1341 eine lange Liste der ausbezahlten Gelder, wonach der Kaiser 8227 Pf. 12 D., der Markgraf von Jülich 8962 Pf. 10 Sch., der jüngst zum Herzoge erhobene Graf Reinald von Geldern 4612 Pf. 10 Sch., Herr Dietrich von Falkenberg 3864 Pf. 8 Sch. 3 D., der Graf von Hennegau 3150 Pf., der Herzog von Brabant 600 Pf., der Erzbischof von Trier 506 Pf. 5 Sch. und viele andere ähnliche, aber meist doch geringere Summen erhalten haben. Sie waren durchweg auf hanseatische Wechsel gezogen, der König aber auf diesem Wege in die engste abhängige Verbindung mit den deutschen Kaufleuten gerathen, die ihm für die nächsten Jahre viele Sorge gemacht haben muss.

Noch von Antwerpen aus, wo der englische Hof bis zu seiner definitiven Rückkehr nach Westminster fast zwei ganze Jahre residirt hatte, sah sich Eduard genöthigt, seine kostbaren Reichskleinodien als Pfänder nach Deutschland zu schicken. Aus der sorgfältig bewahrten Correspondenz ersehen wir, dass die grosse Staatskrone dem Kurfürsten von Trier

übergeben werden musste, und dass die Krone der Königin nebst anderen werthvollen Krönungsjuwelen sich längere Zeit hindurch in der Hand mehrerer Bürger zu Köln befand. Das Haushaltebuch bewahrt in seinen dürren Zahlen den näheren Hergang: wie ein englischer Ritter, Herr Bartholomäus de Burgersh, vom Könige und Geheimen Rath mit der Ausführung dieses delicaten Geschäfts betraut wurde, wie er bei der Ankunft in Köln die Kleinodien von einem dortigen Goldschmied, Lauretto geheissen, abschätzen liess, wie zwei Bürger, Johannes von Spiegel und Richard Grim, mit den Wechslern der Stadt das eigentliche Geschäft verhandelten, und wie gegen das Depositum wiederholt beträchtliche Summen erhoben wurden. Aber die Noth wuchs rasch. Schon im Jahre 1342 waren die Juwelen verfallen; die Schreiben, welche die Staatskanzlei zu London und der Rath von Köln in der Angelegenheit mit einander wechselten, lassen erkennen, dass König Eduard durchaus nicht im Stande war sie durch Erfüllung seiner Verpflichtung zu lösen. Da einigten sich die im Londoner Stahlhof vertretenen deutschen Hansegenossen, deren wohlhabende und einflussreiche Häuser sogar einzeln dem Namen nach bekannt geblieben, mit den Kölnern; sie liessen die Schuld und ihre Pfänder auf sich übertragen, streckten dem Könige neue Summen vor und stellten ihm seine Reichsjuwelen zurück, als er ihnen den Wollzoll in mehreren der vornehmsten Häfen, mehrere Zinngruben in Cornwall und andere einträgliche Regalien auf eine Reihe von Jahren in Pacht gab. Auf diesem Wege gelangte die deutsche Hanse in England auf den Gipfel ihrer hohen Privilegien, aber erregte durch dieselben auch unmittelbar Missgunst und Fremdenhass. Der eigene Kaufmannsstand und überseeische Handel begann mündig zu

werden und in wenigen Jahrzehnten die Stellung der Ausländer wankend zu machen.

Allein einstweilen hatten doch gerade jene klugen, aber neben aller Speculation hinlänglich deutsch-patriotischen Stahlhofsgenossen dem Könige, der als Vorkämpfer der deutschen Nationen die Anmassungen Frankreichs niederzuwerfen unternommen, aus argen Verlegenheiten geholfen. Nur dadurch wurde es ihm möglich noch einen anderen schweren Schlag zu ertragen, als nämlich im Juli 1345 bei einer erbitterten Rauferei zwischen den Zünften der Weber und Walker von Gent sein begeisterter Freund Jakob von Artevelde, der sich kühn ins Mittel geworfen, erschlagen worden war. Erst vor wenigen Tagen war er von Sluys zurück gekehrt, wo er auf der Rhede eine geheime Zusammenkunft mit König Eduard gehabt hatte, der es der Mühe werth gehalten wegen eines Gesprächs mit dem Bürgersmann eigens von der Themse herüber zu fahren. Es war unverkennbar, die Gründe dieses Todtschlags lagen tiefer; ganz Flandern lief Gefahr dem französischen Einflusse zu verfallen, wenn nicht sofort entschieden gehandelt würde. Da war es denn, als der König im Vertrauen auf die Hülfsmittel der Heimat und nur durch deutsche Gelder gefördert sich zu einem Angriff von einer ganz anderen Seite entschloss und im August des folgenden Jahrs jene kühne Landung in der Normandie ausführte, deren Wagestück nach einem verzweifelten Marsche quer durch Nordfrankreich von dem glänzenden Siege bei Crecy gekrönt wurde. Vor einem bereits arg zusammengeschmolzenen Heere, das aber von Eduard in Person und von seinem noch unbärtigen Erben, dem schwarzen Prinzen, geführt wurde, erlag hier die Blüthe von Frankreich. Brachte der König auch kaum viel mehr heim als die Lilien und den leeren Titel der Valois auf seinem

Wappenschilde, so verkündete doch die wenig später vollbrachte Eroberung von Calais, dass ein Zeitalter der kühnsten Unternehmungen der Insel wider das mächtige Nachbarland angebrochen und dass bereits ein Punkt in Beschlag genommen, der nicht nur für Angriff und Vertheidigung unvergleichlich war, sondern auch die unmittelbare Verbindung mit den deutschen Völkern, und vorzüglich zum Besten des commerciellen Verkehrs, offen hielt. Die Botschaft von dem ruhmvollen Tage bei Crecy ist abermals freudig durch die niederländischen und deutschen Gaue gezuckt, während Genuesen und Toscaner, die dort auf Seite der Besiegten mitgefochten, in ihrer italienischen Heimat vom Schrecken zu erzählen gewusst, welchen die englischen Pfeile und Streitäxte und, wenn wir den Berichten trauen dürfen, die ersten Kanonenkugeln unter ihnen angerichtet. Nicht minder bemerkenswerth ist die Thatsache, dass lombardische Banken in London und Florenz fallirt haben, die Stahlhofsgenossen aber, vom Glück begünstigt, reichlich die Früchte ihrer geschickten Speculationen ernteten. Fortan aber wird der Krieg in Frankreich nur von englischen Völkern geführt; höchst selten nur tauchen deutsche Herren, wie z. B. ein Graf von Holstein, auf, welche unter Eduards Fahnen die alte Kriegsgenossenschaft fortsetzen, während auf der anderen Seite, wohl durch die Nachbarschaft angelockt oder auch durch die Politik der Luxemburger Dynastie getrieben, mehrere Fürsten und Grafen für Frankreich das Schwert gezogen haben.

Schon ein Jahr nach der grossen Feldschlacht an der Somme, am 11. October 1347 sank der wittelsbachsche Kaiser ins Grab. Wohl behauptete sich sein Geschlecht noch mehrere Jahrzehnte in Brandenburg und einige Menschenalter hindurch in Holland, die Aussicht aber ihm auch die kaiserliche Krone zu vererben war mit Ludwig selber dahingegangen. Als nun

der Markgraf von Brandenburg seinem Oheim König Eduard III. die Reichsinsignien hinhielt und ihn aufforderte, im Vertrauen auf seine Verwandtschaft und die früheren Beziehungen zum Reiche sich zum römischen Könige wählen zu lassen, da hat dieser nicht lange mit der ablehnenden Antwort gezögert. Die eigene Krone dünkte ihn, wenn auch nicht so funkelnd, doch fester und schmerzloser als die mit Dornen durchflochtene Karls des Grossen. Langsam, Schritt für Schritt hatte er sich seit sechs Jahren von der Reichspolitik, in die er so tief verwickelt worden, zu lösen gewusst; er konnte am wenigsten wieder darauf zurückkommen in einem Momente, als es ihm gelungen in den Dornen, unter die auch er gerathen, die erste Rose zu pflücken.

VI. Der Hansische Stahlhof in London.*)

Dem Deutschen, der um die Wasserseite der Stadt London zu betrachten in Westminster eines jener vielen Dampfboote besteigt, die bekanntlich gleich den Droschken in den Strassen unserer Städte den Themsefluss befahren, mag noch heute neben den gewaltigen Brücken, den Domen, die über Rauch und Nebel emporragen, den endlosen geräuschvollen Waarenlagern, ein wenig oberhalb der letzten Brücke, welche ihre kolossalen Bogen über den Fluss spannt, kurz ehe er wieder ans Land steigt, ein besonders abgetheilter Quay mit umfangreichen Packhäusern ins Auge fallen, dessen Baustil, dessen grüne Fensterladen und dessen dort seltener Schmuck, einige grüne Bäume, unwillkürlich an ähnliche Plätze in deutschen Seestädten erinnern. Es ist in der That mitten in dem fremden London ein Fleck, an welchem einst aus unvordenklichen Zeiten her unsere Landsleute gelebt, und den sie bis vor wenigen Jahren besessen haben. Es ist die uralte Factorei

*) Urkundliche Geschichte des Hansischen Stahlhofes zu London, von J. M. Lappenberg. Hamburg. 1851.

und der Stapelplatz der Kaufleute der deutschen Hanse, bekannt unter dem Namen des Stahlhofs, auf englisch Steelyard. Die Ursache, weshalb den Deutschen fast allein vor allen anderen Nationen Europas die hohe Vergünstigung widerfahren ist in dem exclusiven England Jahrhunderte hindurch Grund und Boden zu besitzen, lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, wenn man sie nicht in der ähnlichen geographischen Beschaffenheit des nördlichen Deutschlands und des südlichen Englands und in der unvertilgbaren Stammverwandtschaft ihrer Bewohner finden will. Die Angeln und Sachsen, die über die rauhe Nordsee zogen um Britannien zu erobern, eröffneten unstreitig auch den ersten Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern. Er wird dann besonders kräftig aufgeblüht sein, nachdem die Nachkommen Aelfreds des Grossen sich in Erinnerung an die gemeinsame Herkunft mit den Ottonen Deutschlands verschwägerten. Die Verwandtschaft der norddeutschen Fürstenhäuser mit dem englischen besteht ja bis auf diesen Tag; das weisse Ross, das schon Hengist und Horsa im Schilde führten, findet sich bis heute im Wappen von Braunschweig-Lüneburg wie in der Grafschaft Kent; es ist der Seerappe, nach welchem die Sachsen einst dichterisch ihre hochgeschnäbelten Schiffe benannten. Enge verwandtschaftliche Bande der Fürsten und gemeinsamer Ursprung der beiden Völker haben also die eigenthümliche Entwicklung, welche ihr internationaler Verkehr genommen hat, wesentlich gefördert.

Es fällt nicht schwer, die Hauptmomente desselben gerade aus der Geschichte des Stahlhofs hervorzuheben. Lange ehe noch die deutschen Städte zu dem weltberühmten Bunde der Hanse zusammentraten, und ehe der Grund zu ihren fernen Handelsfactoreien in Russland, Scandinavien, Flandern und Portugal, zu Novgorod, Wisby, Bergen, Antwerpen und Lissa-

bon gelegt war, muss es eine Corporation deutscher Kaufleute an der Themse gegeben haben. Die Gesetze des Sachsenkönigs Aethelreds II., der von 978 bis 1016 herrschte, sichern den Leuten aus den Landen des Kaisers, welche mit ihren Schiffen nach England fahren, dieselben Handelsrechte zu wie sie die Einheimischen besitzen, wofür sie zu Weihnachten und zu Ostern je zwei Stück graues und ein Stück braunes Tuch, zehn Pfund Pfeffer, fünf Paar Mannshandschuh und zwei Fässchen Essig als Abgabe zu entrichten haben. Dass kein Geld verlangt wird, sieht ganz wie die althergebrachte Leistung einer Genossenschaft aus, von deren Mitgliedern ausserdem angenommen wird, dass sie auch in England überwintern. Dann hören wir erst wieder in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wie Heinrich II., der erste Plantagenet, die Leute von Köln nebst dem von ihnen in London besessenen Hause und allen darin befindlichen Waaren in seinen besonderen Schutz nimmt und ihnen gestattet ihren Rheinwein, den sie damals schon in London zu Markte brachten, für denselben Preis zu verkaufen, zu dem man dort den französischen Wein ausbot. Als späterhin Richard Löwenherz aus der Gefangenschaft Kaiser Heinrichs VI. entlassen wurde und froh gleich einem wilden Vogel, der dem Käfige entkommen, in die Heimat eilte, rastete er einen Tag in Köln, liess sich im Dome ein Hochamt feiern und dankte den Bürgern für den ihm bereiteten Empfang, indem er ihnen die Jahresrente von zwei englischen Schillingen, die sie für ihre Gildhalle in London zu entrichten hatten, auf immer erliess. Es sind also die Leute des Kaisers, vor allen die Kölner, denen in London ein Haus gehörte, das wie heute noch das Stadthaus der City daselbst den altsächsischen Namen einer Gildhalle trug.

Allein es dauert nicht lange, so werden die Angehörigen noch anderer deutschen Städte an den Ufern der Themse erkennbar; bald war der Hansebund im Entstehen. Es sind die Zeiten der grossen für das Reich so verhängnissvollen Kämpfe zwischen den Staufern und Welfen; dadurch dass Heinrich II. von England eine seiner Töchter an Heinrich den Löwen vermählte, hatte er seiner Dynastie eine welfische Politik vorgezeichnet. Diesem Principe aber, das auf der einen Seite an der Zertrümmerung deutscher Einheit so unendlich viel Schuld trägt, verdanken andererseits die Städte Italiens so gut wie die des südlichen und nördlichen Deutschlands ihr wunderbar rasches Aufblühen zu fast autonomen Communen. Die Wahl Kaiser Ottos IV., desjenigen Welfen, der zum ersten Male die Staufer verdrängt, wurde mit Hülfe seines Oheims des löwenherzigen Richard und des von ihm gezahlten englischen Geldes durchgesetzt. Fest hielten die Kölner zu ihm; selbst nach der grossen Schlacht bei Bouvines, wo Otto nebst Johann ohne Land von französischen Waffen und hohenstaufischer Politik besiegt wurde, wollten sie nicht von ihm lassen. Als dann der grosse Kaiser Friedrich II. nach langer wechselvoller Regierung gestorben und seine Nachkommen bald nach ihm ihr tragisches Ende gefunden hatten, erscheint unter den Thronprätendenten des gespaltenen Reichs als Vertreter der welfischen Ideen geradezu ein Prinz aus dem Hause Plantagenet, Richard von Cornwall, der Bruder des englischen Königs Heinrich III. In seinen Tagen schliessen die norddeutschen Städte ihr Bündniss; ihm verdankt die Hanse ihre Anerkennung in England. Schon König Johann hatte die Bremer ausdrücklich mit denselben Rechten wie die Kölner zugelassen; ihnen folgen jetzt die Hamburger, die Leute von Lübeck, bald hernach Vorort der Hanse, die von Rostock,

Wismar, Stralsund, Greifswald. Die Kölner, eifersüchtig auf dieses Herbeidrängen der Norddeutschen, mochten noch so viel grollen, im Jahre 1260 wird allen gemeinsam von Heinrich III. ein grosser Freibrief ausgestellt, allen Kaufleuten von Alemannien, die das Haus zu London besitzen, welches die deutsche Gildhalle heist, die Aula Teutonicorum.

Eine kleine Familiengeschichte aus jenen Tagen mag hier dienen uns die Einwanderung und das Fortkommen unserer Landsleute zu vergegenwärtigen. In dem städtischen Archive zu London liegt ein merkwürdiger Pergamentcodex aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, dessen Verfasser, der bescheiden nur in der dritten Person von sich selber redet, eine kurze Geschichte seiner Herkunft gibt. In den letzten Decennien des 12. Jahrhunderts, erzählt er, sei ein Mann, Arnold von Grevinge mit Namen, gebürtig aus der Stadt Köln, nach England gekommen nebst seiner Frau, welche Ode geheissen. Sie seien kinderlos gewesen und wären nach ihrer Landung sofort zu dem Grabe des im Jahre 1170 ermordeten und als wunderthätigen Heiligen verehrten Erzbischofs Thomas Becket nach Canterbury gewallfahrtet, um sich die Fürbitte des Märtyrers um Nachkommenschaft zu erflehen. Würde ihnen ein Sohn geschenkt, so wollten sie ihn dem Dienste Gottes weihen, er sollte Mönch werden in dem berühmten Kloster zu Canterbury, dem Thomas Becket einst vorgestanden. Arnold zog darauf nach London und gieng seinem Geschäfte nach; er erhielt zwei Kinder, einen Sohn, den er zum Danke für die Erhörung seines Gebets Thomas nannte, und eine Tochter Juliane. Thomas wurde nun freilich nicht Mönch; er nahm statt dessen das Kreuz und folgte im Jahre 1203 den Schaaren des Grafen Balduin von Flandern nach Konstantinopel. Bei der Einnahme des griechischen Reichs auf jenem

merkwürdigen Kreuzzuge ist er verschollen. Seine Schwester Juliane aber heiratete zu London einen Landsmann, Thedmar, gebürtig aus der Stadt Bremen. Sie wurden Eltern von eilf Kindern; und dass es ihnen gut gegangen, erhellt daraus, dass ihre vier Töchter bei der Verheiratung auf das Glänzendste ausgestattet worden sind. Einer ihrer Söhne, Arnold mit Namen, ist der Verfasser des alten Pergamentbandes, dessen wesentlichster Inhalt vor einigen Jahren veröffentlicht worden ist, und ausserdem ein Mann, der in seinem bewegten Zeitalter eine hervorragende Rolle in der Geschichte der Stadt London gespielt hat. Er wurde einer der 26 Aeltermänner der Stadt und bewahrte daneben in treuer und dankbarer Erinnerung an seine Abstammung den Zusammenhang mit seinen Landsleuten, die ihn ebenfalls zum Aeltermanne und Vorstande ihrer Gildhalle erwählten. Während des Kampfs der Barone mit dem Könige Heinrich III., an welchem das demokratische Element in der City eifrigen Antheil nahm, hielt er sich streng conservativ zu dem Fürsten; mehrere Male hat er von seinem bedeutenden Vermögen hohe Strafgelder bezahlen müssen, einmal schwebte sogar sein Leben in Gefahr. Er ist hernach in grossem Ansehen und hoch betagt über 90 Jahre alt gestorben. In dem ohne Frage von ihm selbst geschriebenen Buche erzählt er viel von dem römischen Könige Richard, dem er persönlich nahe gestanden zu haben scheint, und bei dem er sicher die bedeutenden Privilegien für seine Landsleute aus den deutschen Seestädten befürwortet hat; auch gedenkt er mit besonderer Theilnahme der Wahl des Grafen Rudolfs von Habsburg zum römischen Könige, durch welche das zerrüttete Deutschland dem Auslande gegenüber doch in Etwas wieder zu Ehren kam. Diese wenigen Züge aus dem Leben eines englischen Aeltermanns bremischer Abkunft ge-

währen uns ein Bild, in welcher Weise es fleissigen deutschen Einwanderern und ihren Nachkommen gelang auf englischem Boden heimisch und ihres Lebens froh zu werden; sie zeigen ausserdem, wie in einer Familie wenigstens, als Beispiel für die ganze deutsche Handelskolonie, der kölner und der hanseatische Ursprung durch Heirat zur Versöhnung kam.

Hinfort wohnten die Kaufleute vom Rhein und die von der Nord- und Ostsee harmlos bei einander und genossen gemeinsam die bedeutenden an ihre Gildhalle geknüpften Vorrechte. In ihrer emsigen Thätigkeit kamen ihnen die Engländer noch nicht gleich; reicher als sie waren allein die italiänischen Wechsler, welche damals die bis auf diesen Tag noch von Banquierhäusern angefüllte Lombardstreet bewohnten. Dem Wuchergeschäfte abhold, betrieben die Deutschen dagegen fast ausschliesslich die Spedition; auf ihren eigenen Schiffen führten sie die rohen Produkte Norwegens und Russlands, so wie aus Spanien und Portugal die Früchte des Südens ein. Ein bedeutender Aufschwung ihres Handels geschah zu Anfang der glänzenden Regierung des mächtigen Königs Eduard III. Der grosse langjährige Kampf, den dieser Fürst um die Krone von Frankreich führte, erforderte auch ganz ausserordentliche Mittel. Seine engen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem deutschen Kaiser Ludwig IV. und den niederländischen Fürstenhäusern richteten seine Blicke wegen Anknüpfung politischer und commercieller Verbindungen bald ausschliesslich nach dem Reiche. Im Sommer 1338 reiste Eduard selbst an den Rhein, verweilte in Köln, wo er den eben vollendeten Chor des herrlichen Doms anstaunte und reich beschenkte, und verhandelte mit seinem Schwager dem Kaiser in Koblenz. Aber nach wenigen Jahren überstiegen die seinem eigenen Lande abverlangten Kriegssteuern die zugänglichen Kräfte desselben, eine

gewaltige Noth ergriff den Geldmarkt in England, Flandern und Italien; der Mittelpunkt der italienischen Wechselgeschäfte, die berühmte Handelssocietät der Barden zu Florenz, fallirte, in ihrem Conto stand der König von England mit einer Million Goldgulden angeschrieben. Diesen Moment haben die Hansen klug zu nutzen gewusst, immer wieder sind sie dem Könige in seiner Noth beigesprungen. Wolle und Leder bildeten damals bekanntlich die einträglichsten Erzeugnisse des in so vielen Stücken gesegneten Englands; nach der auf feste Schutzzölle gegründeten Handelspolitik des Königs durfte vor allen die Wolle während des Kriegs mit Frankreich nur nach einer Richtung, nach Flandern hin ausgeführt werden. Niemand anders war geeigneter als die Hansen sie nach den reichen flämischen Städten zu verschiffen; die fertigen Zeuge und Tücher giengen dann vor allen über Köln weiter ins Inland. Für solche Vergünstigung streckten die Mitglieder der deutschen Gildhalle immer wieder neue Summen vor. Die reichen Häuser des Tidemann von Limberg, der Gebrüder Reule, der Clippings u. A. hatten damals eine Bedeutung in London wie gegenwärtig Rothschild und Baring. Als Pfand war sogar die Verwaltung der Ausgangszölle in den Hafenstädten in ihren Händen; jener Tidemann von Limberg erhielt auf eine Reihe von Jahren die kostbaren Zinngruben in der Grafschaft Cornwall, die zu dem Regal des Prinzen von Wales gehörten, überwiesen. Die Krone Eduards und das Krönungsgeschmeide seiner Gemahlin waren längere Zeit in der Stadt Köln versetzt; nach einer noch im Archive der Staatskanzlei zu London vorhandenen Correspondenz war der König, als diese kostbaren Pfänder fällig geworden, nicht im Stande sie zu lösen; da streckten jene Stahlhofsgenossen abermals neue Summen darauf vor, liessen die Juwelen nach England kommen und

stellten sie dem Könige zurück. Immer von neuem konnte er 20- oder 30,000 Pf. Sterl. bei jenen Häusern aufnehmen, Summen, deren damaligen, vollen Werth wir heute nur durch eine Multiplication mit 15 erkennen können. Es sind daher die grossen Schlachten des Schwarzen Prinzen, die Siege von Crecy und Poitiers in nicht geringem Masse mit der Hülfe deutschen Fleisses und deutschen Capitals gewonnen worden; unsere Landsleute sind nicht schüchtern gewesen, sich so grosse Dienste durch neue bedeutende Privilegien ihrer Factorei belohnen zu lassen.

Der Anfang des 15. Jahrhunderts ist überhaupt der Höhepunkt hansischer Macht und also auch der Blüthe des Stahlhofs zu London. Bald sollte das Emporkommen der skandinavischen Reiche und die Consolidirung des Herzogthums Burgund in den Niederlanden dem abgeschlossenen, stark egoistischen Handelssysteme des grossen Städtebundes gefährlich werden. Auch die Beziehungen zu England wurden in Kurzem unfreundlicher Art. Hier hatte sich trotz der bösen Zeiten, die damals im Kampfe der rothen und weissen Rose über die Insel hereinbrachen, ein einheimischer tüchtiger Kaufmannsstand nach italienischen und deutschen Vorbildern zu grossem Reichthum entwickelt. Damals regt sich zuerst bei ihm jener mercantile Unternehmungsgeist, den man gegenwärtig unter allen Zonen des Erdballs zu bewundern Gelegenheit hat. Eine grosse Gilde ins Ausland handelnder Kaufleute sucht auch in den deutschen Städten der Ostsee, in Preussen und Livland zugelassen zu werden. Aber die Hansen in ihrer exclusiven Gesinnung wollten ihnen nicht die Vorrechte gewähren, welche sie selbst seit Jahrhunderten in Russland, Skandinavien und England genossen. Mancher Merchant-Adventurer, wie man die Mitglieder jener Handelscompagnie nannte, wurde

an seinem Eigenthume oder gar körperlich verletzt. Darüber kam es zu Processen, zu Repressalien und endlich gar zu Feindseligkeiten. Mehrere Jahre lang wüthete ein erbitterter Seekrieg, von dem wir uns bei dem gegenwärtigen Verhältnisse der hanseatischen zur grossbritannischen Schiffahrt nur schwer eine Vorstellung machen können. Einmal wurde eine Flotte von 108 Segeln, die sämmtlich in Lübeck und Riga zu Hause waren, auf der Heimkehr aus Spanien, schwer beladen mit Salz und Südfrüchten, im Canal von den Engländern aufgebracht. Dafür nahmen denn die grossen Bergenfahrer Lübecks oder Danzigs wieder Rache, verwegen kreuzten sie lange in der Nordsee umher und brachten manche treffliche englische Prise auf, mit Tuch und anderer werthvollen Waare geladen. Darunter litt natürlich der Handel in ganz Nordeuropa ungemein; umsonst seufzten die Länder nach Frieden und verhandelten die Regierungen durch ihre Gesandten. Hartnäckig bestanden die Hansen und der mit ihnen verbündete Hochmeister von Preussen auf ihre alten Privilegien, während die Engländer, da man ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, von ihnen forderten, dass sie nunmehr in England dieselbe Abgabe auf Wein und Wolle entrichten sollten, welche von allen anderen die englischen Märkte besuchenden Fremdlingen erhoben wurde. Sie sträubten sich mit Händen und Füssen und wurden endlich im Jahre 1469 von den königlichen Gerichtshöfen zu einer Busse von 13,520 Pfd. Sterl. verurtheilt. Viele Mitglieder des Stahlhofs sassen in Haft, die alte Genossenschaft lief Gefahr ihre Corporationsrechte und den Grundbesitz auf immer zu verlieren. Zu gleicher Zeit war im Schoosse des Hansebundes selbst Zwist ausgebrochen: Köln und der Westen zankten mit Lübeck und dem baltischen Osten. Ein jäher Sturz vor der Zeit war nicht unmöglich,

hätte nicht das Parlament zu Westminster zuerst die Hand zum Frieden geboten. Das Haus der Gemeinen liess sich in seinen Bemühungen zur gütlichen Ausgleichung des Streits selbst dann nicht beirren, als bewaffnete Schiffe von Bremen, Hamburg und Danzig, unter der Flagge Karls des Kühnen von Burgund einhersegelnd, mehrere Stellen der englischen Küsten angefallen hatten. Eduard IV. endlich, der, nachdem ihn eine lancastrische Faction aus dem Reiche vertrieben, mit Hülfe hanseatischer Seefahrer siegreich zurückgekehrt war, gebührt das gerechte Lob im Jahre 1474 den Frieden von Utrecht zu Stande gebracht zu haben, in welchem allen Theilen Genugthuung geschehen, den Hansen aber, so weit es die veränderten räumlichen und zeitlichen Verhältnisse gestatteten, Recht und Besitz ungeschmälert zurückgegeben sind.

In dem Genusse derselben haben sie dann fast ein ganzes Jahrhundert verharrt, — jenes wunderbare Jahrhundert, in welchem die Menschheit die Auffindung eines grossen Continents und die Reformation der Kirche erlebt hat. Vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus, an die sich bald die Colonien der Spanier und Portugisen im Süden, der Engländer und Franzosen im Norden anreihen, sind in Kurzem der Glanz Venedigs und Genuas und die Machtansprüche der nordischen Hanse in den Schatten getreten. In dem kühnen Trachten Jürgen Wullenwevers, von Lübeck aus noch einmal über Nordeuropa zu gebieten, haben sich auf eine kurze Frist die noch nicht geläuterten Strömungen des kirchenverbessernden Geistes mit der mercantilen Politik gekreuzt; noch einmal flackerte der Gedanke an eine hanseatische Weltmacht auf, aber rasch sank die taube Flamme in sich zusammen. Inzwischen waren dem Welthandel und dem Unternehmungsgeiste der europäischen Nationen ganz andere Wege eröffnet worden, bisher gänzlich

unbekannte Producte wurden zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen der Menschheit, an die Stelle der gebrechlichen Fahrzeuge, mit denen man zuvor im Mittelmeere, in der Ostsee und an den atlantischen Gestaden Handel getrieben, waren ganz andere gewaltige Schiffe getreten. Die Hanse hatte sich überlebt; auch die Grösse ihrer Schiffe war gewachsen; sie konnten nicht mehr wie bisher durch die Londoner Brücke hindurch segeln und ruhig vor ihrem Stahlhofe vor Anker legen. Dennoch steiften sie sich bei den gänzlich veränderten Zeitumständen auf den Buchstaben ihrer alten Vorrechte, keinem Engländer gewährten sie in der Heimat was sie selber in der Fremde genossen. Als daher einmal, besonders auf kaiserliches Gebot, englische Unterthanen aus Elbing und Stade ausgetrieben waren, verstand die grosse Königin Elisabeth keinen Spass. Sie liess von ihren Admiralen Drake und Norris, vor denen die stolzen Spanier an den Küsten der alten und neuen Welt zu zittern gelernt, in kurzer Frist einige 60 hanseatische Schiffe aufbringen und vertrieb durch königliches Decret vom Januar 1598 die deutschen Gildegenossen aus dem Stahlhofe. Die Gebäude und Werften desselben sind dann eine Weile als Admiralitätsmagazin verwendet worden, bis man sich zu Hamburg und Lübeck dazu verstand, die Merchant-Adventurers unter denselben Bedingungen bei sich aufzunehmen, die den Hansen in London gewährt wurden. Von da an haben sie sich ihr altes Besitzthum so gut es gieng wieder zu Nutz gemacht bis zu der grossen Feuersbrunst, die im Jahre 1666 den bedeutendsten Stadttheil Londons in Asche legte. Allein ehe von dem Ausgange des Stahlhofs gehandelt wird, ist es Zeit, so weit dies möglich ist, die Baulichkeiten und das Leben und Treiben derer, die einst darin gehaust, zu schildern.

Das Grundstück, welches, wir können nicht mit Bestimmtheit sagen weshalb, der Stahlhof heisst, hatte in der That, zumal in dem mittelalterlichen London, eine ganz vortreffliche Lage. Nur etwas oberhalb London Bridge, der bis in die neueren Zeiten einzigen Brücke der Stadt, nicht zu weit von der Börse und der Kathedrale, reicht es von seinen breiten Werften am Flusse weit landeinwärts bis an die Südseite von Thamesstreet; im Westen wird es von der Gasse Dowgate, deren Name noch an das alte Wasserthor von London erinnert, im Osten vom Allerheiligengässchen abgegrenzt. Der ursprüngliche Hof war klein genug, es sind dann aber im 14. und 15. Jahrhunderte mehrere herrschaftliche Häuser und Baulichkeiten der Nachbarschaft hinzugekauft worden. Sobald dieselben bei einander waren, wurde ein solider, den Anforderungen einer mittelalterlichen Genossenschaft entsprechender Bau aufgeführt, recht wohl zu vergleichen mit dem Artushofe zu Danzig, der Rumeney zu Soest und anderen ähnlichen alten Kaufhallen. Besonders stattlich muss sich die nördliche Fronte desselben nach der Thamesstreet ausgenommen haben, in mehreren Stockwerken, mit drei runden durch Eisenbeschlag sicher verwahrten Pforten, deren jede mit einer sinnreichen Inschrift versehen war. Nach der einen bietet dies Haus: Freude und Fülle aller Güter, Friede, Ruhe und ehrbare Lust; nach der zweiten ist das Gold der Vater schmeichelnder Künste und der Sohn des Mühsals; die dritte drohte demjenigen, der die Zucht bricht, mit der verdienten Strafe. Hoch darüber aber am Dache spreitete der Doppeladler des Reichs seine Flügel aus. Starke Ringmauern umgaben den wie eine kleine Festung mitten in der Stadt gelegenen Ort und haben bei mancher Gelegenheit den Einwohnern Schutz gewährt. Bisweilen war es der raufsüchtige rohe Pöbel des Themse-

ufers, der mit den Fremdlingen, deren Sprache unverständlich, deren Tracht und Erscheinung auffällig war, deren Vorrechte zur Missgunst reizten, Streit angefangen. Aber auch bei der grossen communistischen Erhebung der Leibeigenen und der niedersten Hefe der englischen Bevölkerung unter dem fürchterlichen Demagogen Wat Tyler im Jahre 1381, wo niemand, der sich eines Ranges oder Besitzes erfreute, seines Lebens sicher war, konnten sich die Hansen nur hinter ihren Mauern bergen, während namentlich die Flanderer und andere Fremden zu Haufen erschlagen worden sind.

Die Baulichkeiten, die von diesen Mauern burgartig umschlossen wurden, waren mancherlei Art. Hoch über den übrigen ragte besonders die grosse Halle empor; sie diente bei den allgemeinen Versammlungen als Rathsstube; bei den althergebrachten, häufig wiederkehrenden Festlichkeiten fanden hier die Schmausereien und Gelage statt. Ueber den hohen Kaminen und dem künstlich verzierten Gesimms waren in dichter Reihe die glänzend geputzten silbernen und zinnernen Geschirre, das Prachtgeräth der Corporation, aufgestellt; darunter mag sich, wie wir es heute noch in hanseatischen Zunfthäusern antreffen, manch seltsamer Zierath aus der Fremde befunden haben. Von besonderem Werthe aber müssen zwei Gemälde gewesen sein, welche sich die auch in der Heimat die Kunst gern fördernden Deutschen von einem Landsmanne, dem berühmten Meister Hans Holbein, hatten anfertigen lassen. Sie stellten als Gegenstücke in allegorischem Gewande den Triumph des Reichthums und den Triumph der Armuth dar. Auf der einen Seite der Halle erhob sich ein Thurm, die Threse oder Schatzkammer, in welcher man die pergamentenen Urkunden und besonders werthvolle Kleinodien und Kunstwerke aufbewahrte; auf der anderen lag eine steinerne

geräumige Küche, wo in reichlichem Masse für den Mittagstisch an All- und Festtagen gesorgt wurde. Zwischen der Halle und der Mauer auf der Westseite befand sich ein Garten, in welchem die Deutschen nach ihrer Weise und Bedürfniss sich einige aus der Heimat herübergeführte Weinstöcke und feine Obstbäume angepflanzt hatten. An Sommerabenden pflegten sie dort nach der Arbeit auszuruhen, während die jüngeren Leute sich beim Ballspiel und ähnlichen Vergnügungen ergötzten. In langen Reihen aber erstreckten sich die Speicher, die Verkaufsbuden und die Geschäftslokale bis an den Fluss und nahmen bei Weitem den grössten Raum des Grundstückes ein. Hier hatten die einzelnen Kaufmannschaften der deutschen Hanse ihre Comtoire, hier stapelten sie in regelmässig vorgeschriebenen Abtheilungen ihre Waaren auf. Daran grenzten dann breite Werften mit einem hohen Krahnen, wo bei der Fluth die Wellen der Themse hinaufschlugen und die Schiffe mit ihren Frachten bequem anlegen konnten. Das war recht eigentlich eine Stätte des Weltmarkts, wo, ehe man nur von den amerikanischen Produkten etwas ahnte, die Hauptbedürfnisse der Menschen aus- und eingeladen wurden. Aus Norwegen, Russland, Polen und den Gebieten des Hochmeisters in Preussen wurde Eisen, Holz, Hanf, Talg, Wachs und Pelzwerk eingeführt; die Ostsee selber lieferte in grossen Massen ihre Fische, vor allen den Häring, der damals noch nicht in andere Gewässer ausgewandert war, den als besonderen Leckerbissen betrachteten Stör und viele Schiffsladungen von Stockfisch, mit dem die Engländer wohl auf Feldzügen ihre Truppen zu füttern pflegten. Auch befanden sich unter den Waaren bisweilen lebendige Wesen, besonders seltene Edelfalken aus Norwegen oder Livland, wofür der englische die Jagd mit

aller Leidenschaft betreibende Adel hohe Summen bezahlte. Aus den vom Rheine her kommenden Schiffen sah man manch gehaltvolles Stückfass edlen Weins auswinden; Tücher und Leinwand, fein und grob, kamen besonders aus Flandern herüber. Der Verkehr mit Spanien und Portugal schloss sich unmittelbar an die den orientalischen Handel betreibenden Nationen Südeuropas an und vermittelte die Zufuhr von allerhand Leckereien wie Feigen, Datteln, Mandeln, Zimmt, von Farben, edlen Specereien, Medicamenten, Metallen und selbst Goldstaub und Juwelen. Von solchen Dingen verkauften die Hansen wohl weniger an ihre englischen Geschäftsfreunde, sie beförderten sie weiter nach Hamburg und Lübeck, nach Bergen und Riga. Dem Engländer aber kauften sie die Erzeugnisse seiner Viehzucht und seines Ackerbaus, Wolle und starke Rindshäute, Korn, Bier und Käse ab. Auf dem Stahlhofe sind in der That alle Handelsartikel der damals bekannten Welt umgesetzt und verladen worden.

Noch ein zum Stahlhofe gehöriges Haus darf nicht unerwähnt bleiben; es lag auf der Nordseite und bildete einen Theil der Fronte nach der Thamesstreet, damals wie heute eine der Hauptstrassen der City von London. Hier befand sich schon im 15. Jahrhunderte eine Weinstube, in welcher der Rebensaft vom Rheine geschenkt und zum Imbiss geräucherte Ochsenzunge, Lachs und Caviar genossen wurde. Bei einem vollen Glase schloss hier nicht nur der gemüthliche, wohlhäbige Kaufherr von Nord- und Ostsee sein Geschäft ab; das Haus hatte unter der Regierung König Jakobs I., zu einer Zeit, als die hohe Welt noch nicht nach dem Westende von London ausgewandert war und noch viel in der City lebte und verkehrte, einen ähnlichen Ruf, wie die ganz nahe dabei gelegene Kneipe, in welcher Shakspere den dicken Falstaff

und den ausgelassenen Prinzen Harry ihren Sekt schlürfen lässt. Nicht allein die Kaufleute liessen sich die guten Dinge im Steelyard zum Frühstück wohl schmecken; Bischöfe und Edelleute, ja der Lordkanzler selber und vornehme Geheime Räthe haben es nicht verschmäht dort einzutreten und von den Leckerbissen der Fremdlinge zu kosten. Wiederholt wird in den Lustspielen aus den Tagen der Königin Elisabeth und ihres Nachfolgers, den besten Autoritäten für das damalige Leben in England, darauf angespielt. *Let us go to the Stilliard and drink Rhenisch wine,* sagt der Verfasser des *Pierce Pennelisse.* Und in einem Stücke von Webster heisst es: »ich lade Euch ein ihn diesen Nachmittag im rheinischen Weinhause im Stahlhofe zu treffen; kommt und lasst Euch einen deutschen Kuchen und ein Fässchen Caviar wohl schmecken!« Bemerkenswerth genug steht heute noch am selben Flecke ein grosses Bierhaus, dass sich auf seinem Schilde Steelyard nennt, darüber eine goldene Weintraube, wie wir sie viel in alten deutschen Städten in die schmalen Gassen hineinragen sehen. So haben sich, nachdem so mancher Wechsel über die Stätte hingegangen, doch hier wenigstens Name und Gewerbe unverändert erhalten, seitdem, wie wir gesehen, Heinrich II. den Kölnern vor 600 Jahren verstattete dort ihren Rheinwein zu verkaufen.

Materiell genug war hiernach allerdings die Wirksamkeit der deutschen Kaufleute, und doch fehlte es ihnen auch nicht ganz an Lust für andere Dinge. Sie selbst deuteten in ihren Sinnsprüchen darauf hin, wie Reichthum guten Geschmack und Freude an der Kunst erzeuge und hege; sie selbst gaben ihren kunstreichen Landsleuten Gelegenheit ihre Halle mit schönen Bildern zu schmücken. Noch höhere und ernstere Gefühle hielt in ihnen ihr christlicher Glaube wach, den ja die

ehrsamen Bürger der deutschen Reichs- und Hansestädte stets vielfach bethätigt haben. Gerade das abenteuernde, lebensgefährliche Seemannsleben und die riskanten Speculationen der Kaufleute nährten, zumal in den vorreformatorischen Zeiten, eine biedere, einfache Frömmigkeit, die im fleissigen Besuche des Gottesdiensts und in Stiftungen allerlei Art ihren Ausdruck fand. Seltsam genug finden wir von einer eigenen Capelle im Londoner Stahlhofe kaum eine Spur; die Genossenschaft war dagegen dem benachbarten Kirchspiele Allerheiligen eingepfarrt. Diese Kirche, Allerheiligen die Grössere genannt, erscheint frühzeitig unter dem Namen der Seemannskirche. Obgleich sich die Nachricht, die Deutschen hätten sie gestiftet, nicht bestätigen lässt, so hiengen sie doch mehrfach mit ihr zusammen. Sie unterhielten wahrscheinlich einen eigenen Altar, weihten zu besonderen Festen die langen Wachskerzen und liessen an bestimmten Feiertagen von ihnen gestiftete Messen lesen. Auch die Reformation hat dieses Band, das recht augenscheinlich beweist, wie innig hier von uralten Zeiten her deutsches Wesen mit englischem durchwachsen war, nicht gelockert. Freilich scheinen die Deutschen die neue, gereinigte Lehre wenn nicht eben langsam, doch vorsichtig angenommen zu haben, denn als im Jahre 1526 von dem berühmten, eifrig katholischen Kanzler Sir Thomas More in Person bei ihnen Haussuchung nach den Schriften Luthers gehalten wurde, fand man nur alte und neue Testamente, Evangelien und deutsche Gebetbücher; sie selbst, alt und jung konnten noch mit gutem Gewissen am Kreuze auf dem St. Paulskirchhofe schwören, dass sich unter ihnen kein Ketzer befände. Bald darauf siegte die Reformation in England wie in den meisten zur Hanse gehörenden Städten, und die Stahlhofsgenossen wohnten von nun an dem englisch-protestantischen Gottesdienste in Aller-

heiligen bei. Dort besassen sie längst mehrere Reihen alter Gestühle, die sie auch nach dem durch den grossen Brand nöthig gewordenen Wiederaufbau erneuert haben. Mehrere kunstvoll in buntem Glase gemalte Fenster, in denen als Mittelpunkt der doppelköpfige Reichsadler nicht fehlt, sind ebenfalls von ihnen gestiftet. Auch nach dem Brande haben sie der Kirche ein noch heute erhaltenes und viel bewundertes Schnitzwerk aus dauerhaftem Eichenholze geschenkt, das den Chor von dem Hauptschiffe scheidet. Es ist das Werk eines Hamburger Holzschneidemeisters und stellt vielfach gewundene Säulen, Pilaster und Bögen dar. An der zum Altar führenden Pforte ist wiederum der Reichsadler angebracht, darüber erhebt sich das königliche Wappen von England. Noch im Jahre 1747 haben sich die Kirchenstühle im Besitze des Stahlhofmeisters und der übrigen Repräsentanten der Gilde befunden, obgleich das kirchliche Leben der Deutschen in London bereits eine ganz andere Wendung genommen hatte.

Das wären also die Gebäude des Kaufhofes; es bleibt nun noch übrig von dem Leben der Genossenschaft und ihrer Mitglieder so viel mitzutheilen, als uns interessiren kann. Dieser kleine Staat im Staate hatte natürlich auch seine Verfassung, die in ihren Formen der Zeit ihrer Entstehung und den mittelalterlichen Zuständen entsprach. Die sämmtlichen wirklichen Mitglieder der Corporation, die Meister, hatten bei den Versammlungen, in denen man alle seine Interessen wahrte, volles Stimmrecht. Alljährlich wählten sie aus sich selbst einen Aeltermann, der mit zwei Amtsgehülfen und einem Ausschusse von neun Mitgliedern die Verwaltung in Händen hatte. Bei der Wahl jedoch wurde ängstlich darauf gesehen, dass die Vertreter aller einzelnen Hansestädte der Reihe nach in den Ausschuss kamen. Unter dieser Leitung wurden in der

sogenannten Morgensprache die Angelegenheiten der kleinen Welt verhandelt und die darauf bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen getroffen. Fast klösterlich war die Zucht des Orts: alle im Stahlhofe selbst lebenden Meister und Gesellen, sogar der Hauswart mussten unverheirathet sein. Scharfe Vorschriften bezweckten dauernde Ordnung und Ruhe. Schimpfworte, Schläge und andere thätliche Verletzungen waren mit hohen Geldbussen belegt; harte Strafen standen auf Trunkenheit, Würfelspiel und unsittliche Aufführung. Um neun Uhr des Abends wurden die Pforten geschlossen und keinem während der Nacht aufgethan. Ein jeder Meister war verpflichtet auf seiner Kammer Helm und Harnisch und alle zur vollen Rüstung gehörigen Waffen in gutem Stande zu erhalten. Diese Vorschriften bezweckten aber sämmtlich eine strenge Wahrung der rechtlichen Beziehungen zu dem Lande, in welchem man die Gastfreundschaft genoss. Es kam darauf an, niemals selber den Anstoss zu einem Zwiste zu geben. Als Vermittler bei allen Streitigkeiten oder civilrechtlichen Fällen mit den Einheimischen wählte man sich daher auch immer einen der Aeltermänner der City von London oder gar den Lord Mayor selbst zum Schiedsrichter. Bei Criminalsachen wurden die Geschworenen, wie das ja auch noch heute bei der gemischten Jury in England der Fall ist, zur Hälfte aus Engländern, zur anderen aus den Deutschen gewählt.

Die Pflichten gegenüber der Obrigkeit der Stadt und des Landes waren durch alten Gebrauch scharf vorgezeichnet und wurden ängstlich beobachtet. So war z. B. das Instandhalten der Waffen keineswegs unnütz; die Deutschen waren gebunden an der Vertheidigung der Stadt Theil zu nehmen, alten Verträgen zufolge mussten sie das nach Norden führende Thor Bishopsgate in dauerhafter Wehr erhalten, und, sobald es die

Umstände verlangten, bewachen und vertheidigen. Das alte Bischofsthor war daher, wie es uns beschrieben wird, ein Werk deutscher Baukunst, dessen von oben herab schauende Statuen: ein Bischof segnend in der Mitte, rechts König Aelfred und links sein Eidam der Earl Aethelred von Mercia, wieder an die graue sächsische Vorzeit gemahnten. Noch bis in die protestantischen Zeiten hinein, als die Stadt London von keinem Feinde mehr bedroht wurde, haben die Hansen an Erfüllung dieser alten Pflicht festgehalten.

Noch wichtiger waren im Laufe der Zeit die freiwilligen Lasten geworden, die sie sich auferlegten, um ihre bedeutenden Vorrechte, die hauptsächlich in der Geringfügigkeit der von ihnen entrichteten Zölle bestanden, zu wahren. Da kam es sehr auf Geschenke in Geld und Materialien an. Dem Lord Mayor wurden jedesmal zu Neujahr 15 Goldnobel überreicht, in ein Paar neue Handschuh eingewickelt, die uns unwillkürlich an die bereits mitgetheilte seltsame Abgabe zur Sachsenzeit erinnern. Besonders beliebte Lord Mayors erhielten ausserdem ein Fässchen vom besten Caviar zum Geschenk, auch wohl einige Tonnen mit Häringen oder einen Centner polnischen Wachs. Auch die Rechtsconsulenten, welche die Genossenschaft meist aus der Anzahl der Kronadvocaten, der Sergeants-at-law, wählte, empfiengen ausser ihrem Gehalte ähnliche annehmbare Geschenke. Aus einem aus der Zeit der Königin Elisabeth herrührenden Rechnungsbuche ersieht man, wie sehr diese Präsente an die Behörden der Stadt und sogar an die Minister der Krone stehend geworden waren. Die Beamten der Post, der Admiralität, der Staatskanzlei, des auswärtigen Amts sind alle mit ihren Neujahrsgaben angeschrieben; den Zollinspectoren auf dem Hauptzollamte flossen einige 20 Pfd. Sterl. zu, um sie vermuthlich bei der gelinden und nachsichtigen

Ausübung ihrer oft verfänglichen Pflicht zu erhalten. Eine nicht unbeträchtliche Summe ist für die Trinkgelder, kleinen Gaben von Leckerbissen und Wein und für die Handschuhe festgesetzt, in welche man stets zartfühlend die Goldstücke einwickelte.

Dadurch wurden denn vielfache freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Die Osterlingen (Easterlings), wie der Engländer von jeher die deutschen Hansen nannte, galten ihm bei öffentlichen Gelegenheiten oft geradezu für seine Mitbürger. Bei grossen prunkvollen Festen, wie sie die Stadt London ja bis auf diesen Tag in abenteuerlichen Aufzügen zu begehen pflegt, fehlten daher auch die ehrbaren, angesehenen Hanseaten nicht. Schon als der junge Heinrich VI. im Februar 1431 aus Paris kam, wo man ihm die französische Krone aufgesetzt, und der Lord Mayor, die Sherifs und Aelterleute zu Pferde und in Scharlach und Hermelin auszogen ihn einzuholen, ritten, wie der Dichter Lydgate in einem Festliede schildert, die Osterlingen unmittelbar hinter den Beamten der Stadt, auf zierlichen Pferden, geführt von ihren Vorständen und Meistern.

An bestimmten Tagen des Jahrs feierten sie dann auch Feste bei sich zu Hause. Es war besonders der 4. December, der Tag der heiligen Barbara, an welchem, nachdem man vorher in Allerheiligen dem Gottesdienste beigewohnt, die feierliche Jahresmahlzeit in der grossen Halle gehalten wurde. Doppelt blank waren dann die Schaugerässe geputzt, die Wände mit Teppichen geschmückt. Die Meister sassen an der Hochtafel, die Gesellen etwas niedriger an langen Tischen; unter den Gerichten durfte von Alters her der Kabeljau nicht fehlen. Vor allen anderen Gästen wurden jährlich der Pfarrer

von Allerheiligen und der Pförtner des königlichen Gerichtshofs der Sternkammer eingeladen.

Doch genug der Züge aus einem Leben, das, so lange es den Zeitumständen angemessen war, gewiss von Vortheil und Segen begleitet gewesen ist. Noch ist des Endes zu gedenken, das der Stahlhof gefunden. Wir haben gesehen, wie sich die Hanse und ihre Factorei in England bereits im 16. Jahrhunderte überlebt hatten. Das Geschick der letzteren erhielt eine bedeutende Wendung durch den grossen Brand von London im September 1666, der gleich dem besten Theil der Stadt auch den Stahlhof in Asche legte. Als darauf die englische Regierung zögerte die Privilegien der Gesellschaft zu erneuern, bestanden die Genossen abermals hartnäckig auf ihr gutes altes Recht und erhielten in der That nach einigem Processiren von Karl II. eine Bestätigung ihres uralten Freibriefs. Der Neubau, den sie nun aufführten, ist viel anspruchsloser als die alten festen Mauern, Hallen und Gewölbe gewesen; nur für den Stahlhofsmeister wurde ein Wohnhaus errichtet, der ganze übrige Raum zu Packhäusern und Werften verwandt, nicht viel anders, wie sie auf beiden Ufern der Themse genug vorhanden sind. Die Hanse bestand nur noch in der Erinnerung, ihrer ausländischen Comtoire bedurfte sie nicht mehr, die Stellung der fremden Kaufleute in England war namentlich seit Cromwells grossen handelspolitischen Massregeln eine ganz andere geworden. Die Stahlhofsgenossen konnten daher ihr Eigenthum in London selber nur zum kleinsten Theile nutzen und haben es seitdem stückweise zu verschiedenen Waarenlagern an Londoner Kaufleute vermiethet. Obwohl der Werth des Grundstücks und der Miethzins die Kosten der Verwaltung reichlich deckte, so ist das Eigenthum den freien Städten Lübeck, Hamburg und Bremen,

den Erben des einst so mächtigen Hansebundes, doch bisweilen zur Last geworden; nach längeren Unterhandlungen zwischen den betreffenden Regierungen und ausführlicher Erforschung der historischen und rechtlichen Verhältnisse ist der Stahlhof endlich im Jahre 1853 für etwa 72,500 Pfd. Sterl. an einige englische Speculanten verkauft worden.

Doch bis auf diesen Tag und hoffentlich noch auf lange Zeiten hin verdanken die in London lebenden Deutschen, deren es gegenwärtig über 50,000 geben mag, dem alten Corporationsgeiste der Stahlhofsgenossen nicht hoch genug zu schätzende Güter. Als nach dem Brande auch der Stahlhof noch einmal aus der Asche erstand, kamen die damaligen Vorsteher und Meister beim Könige Karl II. um die Gnade ein, ihnen, da mehrere der kleinen Stadtkirchen nicht wieder aufgeführt werden sollten, eine derselben zu überlassen. Ein königlicher Freibrief trat ihnen im Jahre 1673 die kleine Dreifaltigkeitskirche nahe bei ihrem Hofe ab, sie bauten sie auf und konnten von nun an den protestantischen Gottesdienst in ihrer Muttersprache halten. Die Kirche zur Dreifaltigkeit ist mit Ausnahme der deutschen Hofcapelle die Mutter der übrigen drei oder vier protestantisch-deutschen Kirchen in London.

Der deutsche Kaufmann lebt nun dort nach wie vor, freilich nicht mehr auf dem Stahlhofe; oft steht er in der Blüthe seines Geschäfts ganz dem Einheimischen, in einzelnen Beispielen sogar den höchsten glänzendsten Erscheinungen gleich. Aller mittelalterliche Zwang ist dahin, freie Concurrenz steht auch dem Fremdlinge offen. Es ist ein schönes Zeichen, dass darum auch der Gemeinsinn und die Erinnerung an die gemeinsame Heimat nicht verschwunden sind, wenn wir seit

einigen Jahren, hauptsächlich auch durch freiwillige Beiträge der deutschen Kaufleute in London, dort ein vortrefflich geleitetes deutsches Hospital aufblühn und die ungetheilte Aufmerksamkeit der Engländer erregen sehen, wo bei der Aufnahme eines Kranken nur eins von ihm gefordert wird, nämlich dass er unsere Muttersprache rede.

VII. Zwei Dichter, Gower und Chaucer.*)

Der Aufschwung der nationalen Dichtkunst und eine glänzende Literaturepoche treffen zusammen mit dem auch für die übrige Entwicklung eines Volks bedeutungsvollen Zeitalter. Geschieht dies zum ersten Male in dem langen Leben einer Nation, so tritt ihre Sprache gleichzeitig aus dem gährenden Zustande der Jugend ins Mannesalter über, wo der charactervolle Ausdruck der eigenen Individualität vor den Augen der Zeitgenossen dem Volke bewusst wird und für die Zukunft wesentlich derselbe zu bleiben verheisst, so wenig er sich auch dem zersetzenden Einflusse späterer Tage völlig zu entziehen vermag. Dieser Uebergang ist aber von ganz besonderen Erscheinungen begleitet bei Mischvölkern, zumal wenn er in einem geschichtlichen Zeitalter vor sich geht. Wie sich zwei Stämme zu einer Nationalität verbinden, so fliessen alsdann auch ihre Sprachen allmälich zu einem neuen Idiom zusam-

*) The Poetical Works of Geoffrey Chaucer, London. W. Pickering. 1845. 6 vols. — Confessio Amantis of John Gower ed. Dr. R. Pauli. London. Bell and Daldy. 1857. 3 vols.

men. Der Ursprung und die Geschichte der englischen Sprache bieten daher der comparativen Philologie wie der Literarhistorie so reichen Stoff und so viele Anknüpfungspunkte, gleich viel ob für nah oder weit abliegende Forschungen.

Wer mag genau das Verhältniss berechnen, zu welchem sich keltische, römische, angelsächsische, skandinavische und normännische Bestandtheile in dem heutigen Engländer und seiner Sprache verschmolzen haben. Wir sehen nur den einen oder den anderen überwiegen und erkennen erst bei tieferem Einblick, dass auch solche Elemente, deren Spuren verloren scheinen, nicht ohne Nachwirkung geblieben sind. Als einst Angeln und Sachsen Britannien und ein in keltisch-römische Civilisation getauchtes Geschlecht unterjochten, hielten sich die Sieger gleich allen übrigen germanischen Stämmen und wie vor Alters die erobernden Völker des Orients eine Weile schroff gesondert von den Besiegten. Gegenseitigen Einflüssen aber entzog sich keiner auf die Dauer, und noch heute hat das englische Lexikon eine Reihe zum Theil alltäglicher Wörter aufzuweisen, die nicht gemeinsames indoeuropäisches Besitzthum, sondern nur aus dem altbritischen herübergenommen sein können. Auch der Faden, welcher die Insel einst mit dem römischen Reiche des Abendlands verbunden hatte und dann beim Untergange desselben zerrissen war, wurde durch die römische Kirche wieder angeknüpft. Man kann es dahin gestellt sein lassen, ob neben der kirchlichen Einwirkung, die sich in Beimischung und Stil bereits am Angelsächsischen erkennen lässt, auch noch eine classische nachzuweisen sein dürfte. Lebhafter, unvermeidlicher wurde die Berührung, als die Dänen, stammverwandte Völker, zuerst als Seeräuber und späterhin als Ansiedler nach England kamen. Aber es bleibt doch ein gewichtiges Zeugniss für die Standhaftigkeit und

grössere, innere Bedeutung des Deutschthums, dass, wenn auch eine Anzahl skandinavischer Wörter, zumal im Norden auf beiden Seiten des Tweed, sich eingebürgert, doch die eigentlich charakteristischen Merkmale des Skandinavismus in Flexion und Wortstellung nirgends nachzuweisen sind. Bis zu der Ankunft der Normannen hatte sich das Angelsächsische schwerlich mit viel mehr fremdartigen Substanzen versetzt als das festländische Deutsch um dieselbe Zeit.

Romanen, die selber aus einer Mischung von Kelten, Römern, Franken und Skandinaven hervorgegangen, war es vorbehalten dies verhältnissmässig rein erhaltene Deutschthum der Angelsachsen zu erschüttern. Allein der Process ist doch immer ein sehr langsamer und in seinen Epochen höchst ungleichartiger gewesen. Freilich war den erobernden Rittern der Normandie und ihrem Stamme gewissermassen der Weg gebahnt, indem sich schon vor dem Jahre 1066 unverkennbare Spuren zeigen, dass durch höfische, klerikale, vielleicht gar mercantile Vermittelung nordfranzösische Wörter in die Sprache Englands eingedrungen. Aber noch viel erkennbarer sitzen die beiden Nationalitäten fast Jahrhunderte lang nach der Eroberung völlig gesondert und unvermischt neben einander. Nachdem der König die grossen Kronlehne ausschliesslich seinen französischen Edelherren ausgetheilt und die Kirche ihre Spitzen beinah nur mit Prälaten desselben Ursprungs besetzt, bilden Hof und Adel, die das Land beherrschen, eine geschlossene Nation für sich. Auch in der Ritterschaft und selbst in den Städten fehlt es ihnen nicht an Landsleuten, doch herrscht hier die breite Masse der Unterjochten vor, die im Gefühle des Drucks, der nicht zu leugnen ist, sich gesellschaftlich wie sprachlich um so schroffer von den Herren abschliessen. Eben deshalb aber konnte, wie man schon damals und bis-

weilen noch heute behauptet, wenigstens im ersten Jahrhunderte nach der Eroberung das Normännisch-Französische nicht die Staatssprache sein; da der Klerus zwischen den beiden Stämmen vermittelte und die wichtigsten Regierungsämter versah, war diese vielmehr wie um jene Zeit überall im Abendlande das Latein. Selbst nachdem unter den Plantagenets das sächsische Wesen wieder zu erstarken beginnt, als der Verlust der Normandie die Insel auf sich selber anweist, und dem Könige in der Magna Charta das erste englische Staatsgrundgesetz abgenöthigt wird, bleiben alle öffentlichen Acte, alle Aufzeichnungen juridischer und administrativer Art lateinisch, obwohl in den Verfassungswirren unter Heinrich III., bemerkenswerth genug wegen des Bedürfnisses sich rasch und einfach zu verständigen, schon vereinzelte Beispiele von Staatsdocumenten in beiden Vernacularsprachen auftauchen. Inzwischen halten der königliche Hof und die Schlösser der vornehmen Herren zäh am Französischen fest, scheint es doch, als ob dasselbe gerade in den Tagen, wo die Grundlagen der englisch-sächsischen Selbständigkeit gelegt worden sind, einen neuen Aufschwung genommen habe. Wir haben keinen genügenden Beweis, dass nur einer der drei ersten Eduards englisch gesprochen habe; dem dritten unter ihnen noch soll es schwer geworden sein, bei einer öffentlichen Gelegenheit drei Worte in der Volkssprache hinter einander hervorzubringen. Vielmehr scheint unter Eduard I. das Französische geradezu Staatssprache zu werden. Im Parlamente herrscht es durchaus vor; die Aufzeichnungen über die Verhandlungen, die grosse Mehrzahl der Erlasse und Urkunden, ja, selbst die Petitionen aus niederen Schichten sind französisch abgefasst. Behauptet nun freilich das Latein daneben noch immer seinen Platz, und gelingt es auch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahr-

hunderts dem Englischen von allen Seiten zugleich durchzubrechen, so bewahrt doch das alterthümliche Nordfranzösisch noch eine Weile an verschiedenen Stellen seinen Vorrang, im Oberhause und selbst in den Custumalbüchern der City von London, bis es langsam, aber stetig auch hier bis auf wenige starre Reste von der Zeit verdrängt worden ist.

Solche officielle Wandelungen sind nun aber begleitet und zum grossen Theile erst das Resultat von bedeutenden Vorgängen innerhalb der beiden streitenden Idiome, von literarischen Aeusserungen, von Annäherung und Verbindung derselben. Zweien Flüssen gleich winden die beiden Sprachen sich neben einander her, bis sie endlich in einen breiten Strom zusammen fallen. Bis dahin bewahrt eine jede ihre Eigenthümlichkeit und sucht nach ihrer Weise zu schaffen. Während einige der besten Autoren des Nordfranzösischen im Dienste und Auftrage der Plantagenets schreiben und dichten, während es Beispiele genug gibt von feiner romanischer Lyrik, die auf englischem Boden erwachsen, während das Volkslied auf den Helden der popularen Bewegung, Simon von Montfort, sogar noch französisch anstimmt, existirt eine einheimische Literatur, die man nur germanisch nennen kann. Die angelsächsische Chronik bricht erst gegen das Ende König Stephans ab und zeigt höchstens Uebergänge und Abschleifungen der alten kräftigen Flexionen, wie sie parallel den Uebergang des Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche kennzeichnen. Die langen Heldengedichte und Reimchroniken des dreizehnten Jahrhunderts, zwar mehr oder minder provinciel gefärbt und von fremden Substanzen beeinflusst, bewahren dennoch im Grossen und Ganzen denselben Charakter. Dann gibt es Erzeugnisse einer nationalen Lyrik, deren zarter, echt poetischer Inhalt bisweilen dreist mit dem deutschen Minneliede oder der provenzalischen Dich-

tung wetteifern könnte, die aber die Form nicht zu bewältigen vermögen, indem die uralte germanische Alliteration mit dem romanischen Reime und seinen künstlichen Verschlingungen, man kann wohl sagen auf Tod und Leben ringt. Dem politischen Liede allein, welches vor allen gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und darüber hinaus üppig gewuchert hat, so wie der nationalen Ballade gelingt es zuerst Ton und Form zu treffen, die man englisch nennen könnte, und gleichsam die ersten Proben der Verschmelzung zu liefern.

Dieser Hergang selber indess ist nicht ausschliesslich naturwüchsig; er vollzieht sich vielmehr mit Hülfe künstlerisch bewusster Momente und eines kraftvollen Andranges allgemeiner Umstände. Es ist ganz folgerichtig, wenn das höchst merkwürdige Gedicht, das den Titel die Gesichte Peters des Pflügers führt und in starken Strichen das Erwachen des vierten Standes, den Keim der grossen Bauernerhebung in England schildert, noch ganz in der Weise des älteren Volkslieds, dem gemeinen Manne vorzugsweise verständlich, fast rein sächsisch redet, wenn es hartnäckig am Stabreime festhält und alles Fremdländische beinah eifersüchtig von sich stösst. Es ist aber eben so natürlich, dass Wiclif, als er durchaus nicht allein für die mittleren und unteren Klassen predigt und die Bibel übersetzt, sich eines bereits durchmischten Dialekts bedient, der wie eine **Lingua franca** gewissermassen das neutrale Gebiet beider Nationalitäten bildete und, wir wissen nicht seit wie lange, gesprochen werden mochte, aber erst in jenen Tagen anfieng auch geschrieben zu werden. Der Reformator konnte und musste auf dem Gebiete der Kirche und der Religion dies um so mehr thun, als in denselben Decennien, bald nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts dieselbe Erscheinung social und politisch zur Geltung kam.

Das Haus der Gemeinen, dessen nationaler Einfluss zumal während der grossen französischen Kriege bedeutend um sich griff, verhandelte hinfort nur in dem allen Mitgliedern, dem Ritter wie dem Kaufmanne, geläufigen Dialekte, ja, es hatte sogar die Genugthuung, bereits im Jahre 1362 das versammelte Parlament mit einer englischen Anrede eröffnet zu sehn. Zu gleicher Zeit weist die Regierung die Gerichtshöfe an, die Verhandlungen wenigstens englisch zu führen. Mögen daneben auch in den Acten der verschiedenen Behörden Latein und Französisch fortleben, jetzt gibt es endlich eine Nationalsprache, der sich vor dem Ablaufe des Jahrhunderts bereits der hohe normännische Adel zu unterwerfen beginnt, indem die beglaubigten Aussagen einiger des Hochverraths beschuldigter Pairs englisch zu Protokoll genommen werden, und der bald darauf nach einem gewaltsamen Thronwechsel auch die Träger der Krone sich bedienen müssen. Geschieht Dies in den vornehmsten officiellen Sphären, wo Blut und Herkommen noch vorwiegend romanisch geblieben, wie viel mehr in den tiefer liegenden Schichten und vor allen in der jüngeren Generation. Die Aussage eines Schulmeisters versichert, dass etwa mit dem Jahre 1385 in seinem Amte die Anwendung des Französischen allgemein aufgehört habe; die Muttersprache sei ein viel besseres Mittel den Knaben die lateinische Grammatik beizubringen, dafür verstünden nun aber auch die Schuljungen kaum viel mehr französisch als ihr kleiner Zehe.

So hatte sich denn für alle Zwecke und Richtungen des Verkehrs eine Volkssprache entwickelt; fast gleichzeitig empfieng sie ihre höhere Weihe und den Stempel der Dauerhaftigkeit, indem sie von zwei Poeten zum ersten Male mit einer Kunstpoesie beschenkt und dadurch gleichsam sanctionirt wurde. Die Verdienste Gowers und Chaucers um englische

Sprache und Dichtung sind freilich sehr ungleichartig, da man, was Begabung und Anwendung der Mittel betrifft, sich kaum zwei grössere Gegensätze denken kann; aber die Leistungen der beiden Zeitgenossen und Freunde streben doch nach demselben Ziele, und das Auseinandergehn ihrer Lebenswege, ihrer Ansichten und ihrer schöpferischen Kraft ladet doch ein sie zusammen zu stellen, um aus dem Vergleiche erst das volle Resultat dessen zu gewinnen, was mit ihrer mächtigen Hülfe vollbracht worden ist. Ausserdem dürfte eine Skizze von dem Leben und Wirken beider kaum aus einander zu halten sein, da sich die doppelten Fäden nothwendig an mehr als einer Stelle zu Knoten verschlingen.

Nach den wenigen erhaltenen biographischen Bruchstücken waren die Ursprünge wenigstens ähnlich. Die Stammväter beider sind vermuthlich aus der Normandie gekommen. John Gower, dessen Geburtsjahr freilich nicht aufzufinden gewesen, das aber in den zwanziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts gelegen haben muss, war schwerlich viel älter oder jünger als sein Freund und Gefährte. Einer wohlhabenden, landsässigen und ritterbürtigen Familie angehörend, verfügte er über allerhand Grundbesitz im Süden seiner Heimat nicht allzufern von London, in jenen Gegenden, wo mehrere Generationen seiner Vorfahren schon gelebt haben müssen. Er ist wenigstens in zweiter Linie der Erbe eines Rittersmanns, dessen Gut in Suffolk lag, und der sich in einer Dorfkirche der Grafschaft Kent hatte begraben lassen. Er selbst nennt sich Junker (Esquire) von Kent und hat sich jedenfalls, obwohl er etliche Rittergüter in wenigstens drei Grafschaften theils zu eigen, theils zu Lehn hielt, den Ritterschlag nicht ertheilen lassen. Die Verwaltung seines Besitzes hat aber viel Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch genommen, wie aus der

Sorgfalt hervorgeht, mit welcher er der eigenen Sicherheit halber jede durch Abgabe, Pacht oder Belastung eintretende Veränderung in die Rollen der Staatskanzlei eintragen liess. Wahrscheinlich giengen ihm die Anlagen und Neigungen ab, die einen Kriegsmann aus ihm gemacht haben könnten; und selbst den öffentlichen Angelegenheiten seiner Grafschaft und der Politik des Reichs, womit sich doch der Gentleman damals schon pflicht- und rechtgemäss befasste, scheint er von Anfang an fern gestanden zu haben. Es ist dies um so mehr eine seltene Ausnahme, als in jenen Tagen gerade für seinen abenteuerlustigen Stand durch die glänzenden Kriege Eduards III. und des schwarzen Prinzen die ritterliche Romantik in ihre vollste Blüthe trat, und auf der anderen Seite bei der wachsenden Bedeutung des Hauses der Gemeinen der Gentry ein grossartiges Gebiet politischer Thätigkeit eröffnet worden war. Eine standesgemässe Bildung, in welcher die Ritter längst mit dem Klerus wetteiferten, hatte er sich indess angeeignet, höchst wahrscheinlich doch in Oxford oder Cambridge, denn die ungemein vielseitige Belesenheit, welche seinen Werken zu Grunde liegt, konnte in England damals schwerlich anderswo erworben werden als auf einer der beiden Landesuniversitäten. Mit Bestimmtheit ist hier freilich Nichts anzugeben, am allerwenigsten, dass er einer der Advocateninnungen oder gar dem Richterstande angehört habe. Selbständig für sich und möglichst abgeschlossen von der Aussenwelt scheint er sich sein Leben eingerichtet zu haben: darum denn auch von Zeitereignissen in seinen Werken merkwürdig wenig die Rede ist. Nur ein einziger grosser Vorgang, der Aufstand der Bauern und Leibeigenen im Jahre 1381, hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, der seitdem in allen seinen schriftstellerischen Aeusserungen zu spüren ist.

Gieng doch die Bewegung von Kent aus, wo er kürzlich sein Haupterbe angetreten und vielleicht selber geboren war. Wenn er auch bisher gleich allen Einsichtsvollen unter seinen Zeitgenossen das tiefe Verderben der Kirche nicht verkannt hatte, so bebte er doch vor einem solchen religiösen Fanatismus, der alle socialen Schranken zu durchbrechen trachtete, angstvoll zurück; vielleicht hatte er selbst dabei an Habe und Gut einzubüssen gehabt. Wir finden ihn seitdem conservativ und zäh wieder ganz auf Seite der alten Autoritäten in Kirche und Staat, ja, sogar im Bunde mit denen, die zur Erreichung der ehrgeizigsten Zwecke die Fahne des Klerus hoch tragen und doch die Revolution nicht scheuen. Gower erkannte mit Recht, dass Richards II. leichtfertige Regierung den Tendenzen Wiclifs und der Emancipation des untersten Standes mächtigen Vorschub leiste; so wandte er sich von Richard ab, obwohl er ihm persönlich nur Freundlichkeit und Aufmunterung zu danken gehabt, und seinen politischen Gegnern zu, vorerst wahrscheinlich dem Herzoge Thomas von Glocester, und bald darauf mit unbedingtem Vertrauen dem Lancaster Heinrich von Derby, dem nachmaligen Heinrich IV. Schon im Jahre $139^{3}/_{4}$ hat dieser, damals noch Graf, ihm eine Ordenskette verliehen, ohne Zweifel mit dem silbernen Schwan, dem Sinnbilde Lancasters, denn beide finden sich auf dem Grabmonumente des Dichters.

Aus seinem übrigen Leben ist weiter nur herzlich wenig zu berichten. Erst in alten Tagen »mit grauen Locken« wird er des Junggesellenstandes überdrüssig und schliesst am 25. Januar 1397 die Ehe mit Agnes Groundolf. Sein umständliches Testament erwähnt keine Kinder, bedenkt aber reichlich die treue Pflegerin seiner letzten Jahre. Krank und schwach lebt er nun dahin, im Jahre 1401 erlischt sein Augenlicht und

nöthigt ihn die Feder auf immer nieder zu legen; gegen den Herbst 1408 ist er gestorben, etwa 80 Jahre alt. Er liegt in der schönen Stiftskirche zu St. Mary Overies hart an der Südseite der Londoner Brücke begraben und hat hiernach, wie überhaupt aus seinem letzten Willen hervorgeht, von seinen benachbarten Landsitzen aus in mancherlei Beziehung zur Stadt London gestanden. Dort in der St. Johanniscapelle findet sich heute noch, trotz späterer Renovation ziemlich erhalten, sein von ihm selber angegebenes Denkmal. Im langen zugeknöpften Gewande seiner Zeit mit Ordenskette und Wappenschilde liegt er da; ob aber das Antlitz, mit langen Locken und einem Rosenkranze geziert, Portrait sein soll, lässt sich schwer sagen. Grössere Bedeutung für uns haben, wie wir noch sehen werden, die drei Bände, auf denen sinnbildlich das Haupt ruht.

Wie ganz anders, wie viel bunter und mannichfaltiger sind die wenigen erhaltenen Fragmente aus dem Lebenswege des anderen Dichters. Geoffrey Chaucer soll im Jahre 1328 geboren sein und gleichfalls einer ritterlichen Familie angehören, die vielleicht in Kent sesshaft war und jedenfalls eine rege Verbindung mit London unterhielt. Name und Wappen deuten auf edlen normännischen Ursprung, aber nirgend findet sich, wo das Gut gelegen, oder worin es bestanden. Der Dichter vielmehr hat sich niemals so behäbiger Verhältnisse wie Gower zu erfreuen gehabt, ein Umstand, in welchem, abgesehen von seinen bedeutenderen geistigen Anlagen, doch auch wohl ein gutes Stück seiner reicheren Entwicklung gewurzelt haben mag. An Bildung freilich kann er sich getrost mit dem anderen messen und wird daher gewiss die Universität besucht haben; es ist nur schwer zu sagen welche, denn da er einer jeden ein köstliches Denkmal seiner Vertrautheit mit ihren

Zuständen gesetzt hat, streiten sich heute noch Oxford und Cambridge um die Ehre ihn den Ihrigen zu nennen. Nicht minder unbestimmt ist die Ueberlieferung, dass er ein Mitglied der Tempelinnung gewesen sei. Das erste sichere Datum aus seinem Leben hat er selber durch die Angabe bewahrt, dass er in jenem Heere Kriegsdienste genommen, welches Eduard III. in Person im Herbste 1359 zu einem keineswegs glücklichen Feldzuge nach Frankreich führte. Dort hatte Chaucer das Schicksal in feindliche Gefangenschaft zu gerathen, aus der ihn jedoch schon im Mai des folgenden Jahrs der Friede von Brétigny befreite. Sieben Jahre später finden wir ihn bei Hofe als einen der Kammerjunker Eduards III. und verheirathet mit Philippa Roet, einer Dame und Landsmännin der liebenswürdigen Königin Philippa von Hennegau. Diese Verbindung macht dann gewissermassen sein Glück, da sie ihm zu seiner Jahrespension noch andere Vortheile zuführt. Seine Frau war nämlich die ältere Schwester der bekannten Catharina Swynford, die, nachdem sie dem Prinzen Johann (gewöhnlich von Gent genannt, Herzog von Lancaster und Titularkönig von Castilien) die Kinder seiner ersten Ehe hat erziehen helfen, Anfangs als seine Maitresse und schliesslich als seine dritte Gemahlin mit ihm lebt, die Stammmutter der Könige aus dem Hause Tudor. Auf diesem Wege kam Chaucer dem geistig sehr regen Fürstensohne nahe, der nunmehr sein hoher Gönner blieb. Schon die erste Verheiratung Johanns mit Blanche von Lancaster wird in einem der frühsten dichterischen Versuche begrüsst, so wie der Verlust derselben im Jahre 1369 in nicht unebener Weise betrauert wird. Nachdem Chaucer schon einmal im Sommer 1370 auf einer kurzen diplomatischen Sendung im Auslande thätig gewesen, erscheint er als Mitglied einer Gesandtschaft, die zu Ende 1372 um engere Handels-

verbindungen anzuknüpfen an den Dogen von Genua abgefertigt wird. Auf jener schönen Reise hat er auch Florenz berührt und, wie man gar zu gern aus einer merkwürdigen Aeusserung in seinem grossen Gedichte schliessen möchte, ist er vielleicht gar zu Padua persönlich mit Petrarca zusammen getroffen. Auf jeden Fall hat dieser Ausflug seine innige Bekanntschaft mit den unsterblichen Werken der grossen Schöpfer italienischer Dichtung wesentlich gefördert. Bei der Rückkehr in die Heimat macht ihn der alte König zum Zollinspector im Hafen von London mit festem Gehalt und der Verschreibung von einem Masse Wein täglich. Allein 1376 befindet er sich wieder bei einer geheimen Sendung nach Flandern und im ersten Jahre Richards II. hat er nochmals mit diplomatischen Aufträgen Frankreich und die Lombardei besucht. Hierauf versieht er mehrere Jahre hindurch ruhig sein Amt, bis ihn am 1. October 1386 die Grafschaft Kent, in der er also wohl Grundbesitz gehabt haben muss, als Ritter ins Parlament wählte. Damit trat er in die Parteischwingungen einer bewegten Zeit ein, die ihm eben nicht sehr förderlich geworden sind. Auf dieser Versammlung nämlich wurde die Regierung gestürzt, die bisher unter dem Einflusse seines Gönners des Herzogs Johann gestanden; schon im December bekommt Chaucer die Wirkung zu spüren, da er aus seinem Amte entlassen wird und auch die alte Hofpension nur noch bis zum Mai 1388 fortbezieht. Schon machen sich bei dem den Freuden des Lebens gewiss nicht fern stehenden Manne Geldverlegenheit und Mangel bemerkbar, bis im Jahre 1389 der Sturz der Administration des Herzogs von Glocester, der ihm als Anhänger der lancastrischen Faction nicht grün gewesen zu sein scheint, seine Umstände noch einmal bessert. Er wird wieder angestellt und zwar als Rechnungsführer bei verschie-

denen Neubauten, welche König Richard damals an seinen Palästen und Landschlössern vornehmen liess. Allein nach zwei Jahren schon verliert er auch dieses Amt, ohne dass man erfährt, welche Veranlassung er etwa dazu gegeben; man darf nur vermuthen, dass seine Ansichten bei den stets wechselnden Einflüssen auf den wankelmüthigen König einmal wieder angestossen haben. In vorgerücktem Alter tritt ihm nunmehr die Sorge nahe; nach den erhaltenen halbjährigen Quittungen erscheint er arm und hülfsbedürftig. Wir sehen ihn, wie er wiederholt vor der Zeit persönlich bei der Schatzkammer die ihm einst von Eduard III. ausgesetzte kärgliche Summe erhebt, um drängenden Gläubigern zu entgehn; auch die Unterstützung des alten Johann von Gent, zehn Pfund jährlich, reicht nicht weit die Schulden zu decken. Welches Gegenstück wieder zu dem wohlhabenden Gower, der Noth und Sorge um den Lebensunterhalt niemals kennen gelernt. Wie erinnert bei Chaucer die Verbindung von Kriegsdienst, Lebenslust und Armuth, getragen und geweiht durch den nie versiegenden Humor eines echten Dichtergemüths, doch auch wieder an den ihm in so mancher Beziehung geistesverwandten grossen Castilianer Cervantes. Zum Glück sollte er nicht in Elend verkommen, denn zu guter Letzt blitzt sein Stern noch einmal wieder auf. Als Heinrich IV., der Sohn seines Gönners, sich auf den englischen Thron schwang, wird dem alten Freunde des Hauses sogleich in den ersten Tagen der neuen Herrschaft seine Pension verdoppelt. Auch seine Nachkommen noch haben dankbar und ergeben das eigene Geschick an das der Dynastie Lancaster gekettet. Der alte Chaucer freilich hat sich nur noch kurze Zeit des günstigen Wechsels erfreuen sollen; wohl finden wir, wie er auf eine Reihe von Jahren zu Westminster ein Haus miethet, doch schon gegen Ausgang des Jahrs 1400 schlummern

seine Gebeine im südlichen Querschiffe der ehrwürdigen Abtei, im »Winkel der Poeten,« wo ein halbes Jahrhundert hernach ein aufrichtiger Verehrer ihm das noch erhaltene Denkmal errichtet hat.

Inschrift und Bildniss, die einst daran zu sehn waren, sind freilich verschwunden, doch ist uns demungeachtet ein viel sichereres Portrait geblieben als von Gower. Sein Freund und Nachahmer Occleve hat aus der Erinnerung in einem Autographenbande ein artiges Miniaturbild gezeichnet, von dem mehrere andere Exemplare in Handschriften und auf Holz entschiedene Copien sind. Das Haar ist schon ergraut, der Bart dünn und in zwei Theile gespalten, die Gestalt wohlbeleibt und vom faltigen Gewande jener Tage bekleidet. Das Gesicht zeigt den feinen, nachdenkenden Ausdruck, die Haltung noch immer eine Spur der Zierlichkeit, die sich der Dichter in einer schalkhaften Stelle der Pilgerfahrt nach Canterbury trotz seiner wohlgenährten Erscheinung selber beilegt. Auch der Blick ist sinnend auf den Boden gerichtet. Der Rosenkranz in den Fingern so wie das Schreibmesser an einer Schnur um den Hals sind fast auf sämmtlichen Abbildungen typisch geworden.

Nach diesen Skizzen dürfte sich nun die innere Entfaltung der beiden Zeitgenossen leichter verfolgen lassen. Gowers Ideen scheinen gleichsam an den Boden gekettet, den er kraft des feudalen Erbrechts den seinen nennt. In jüngeren Jahren hat er sich nicht ohne Geschick in französischen Versen versucht; fünfzig noch erhaltene Balladen klingen artig und fliessend in der damals längst stehend gewordenen Form, und könnten sich auch in dem vorschriftsmässigen Gedankengange mit der gleichzeitigen Verskunst auf dem Festlande messen. Bescheiden freilich bittet der Dichter als geborener Engländer

um Nachsicht mit seiner fremden Sprache; allein sie dürfte ihm wohl keineswegs so fremd, vielmehr nach Stand und Herkommen mit der Muttermilch zugeströmt sein. Es finden sich französische Verse auch noch aus späterer Zeit und wenigstens die Notiz einer langen Dichtung (*Speculum Meditantis*) in demselben Idiom, die bildlich in einem jener drei Bände auf dem Denkmale dargestellt gewesen sein mag. Aber als ob sich in seiner Person so recht die Sprachverwirrung seiner Tage und der Kampf der verschiedenen Elemente unter einander veranschaulichen sollte, hat Gower auch Jahre lang sein Latein dichterisch geübt. Ausser einigen kleineren Producten und den lateinisch geschriebenen Rubriken seines englischen Gedichts ist es ein viele tausend Distichen umfassender, an die Eindrücke des Bauernaufstands anknüpfender Versuch (*Vox Clamantis*), der in verschiedenen Büchern und grosser an die Langeweile streifender Breite jenes Ereigniss, das Urtheil über seine Ursachen und die Corruption der einzelnen Stände zu ergründen und zu schildern meint. Der Dichter ist sich offenbar so wenig über die Form seines Ausdrucks wie über seine Stellung zu dem klaffenden Zwiespalt seiner Tage klar geworden. Als Laie, der französisch dichtet und wenigstens englisch spricht, greift er dem Geistlichen und Klosterbruder ins Handwerk. Auch sein Latein hat freilich einen naiven, fast modernen, nicht ungefälligen Fluss, strotzt aber von den schlimmsten Verstössen scholastischen Stils und scholastischer Metrik. Seine Ansicht endlich kommt zu keinem festen Abschlusse, da er mit mehr als einem Fusse in dem ganzen Besitzthume der Vergangenheit steht, und dennoch mächtig von den neuen, drohenden Ideen ergriffen worden ist. Erst spät findet er eine gewisse Versöhnung und wagt es englisch

zu schreiben, und auch das erst, nachdem ihn der grosse Vorgang Chaucers dazu angespornt.

Landsmannschaft, gleiches Lebensalter, die Stadt London und der Hof mögen sie früh genug zusammengeführt haben. Als Chaucer im Mai 1378 nach Italien geht, setzt er zur Wahrnehmung seiner Finanzen nebst einem anderen guten Freunde auch John Gower ein. Endlich huldigen sie einander in ihren Werken, indem Chaucer seine anmuthige Dichtung von Troilus und Cressida »dem moralischen Gower und dem philosophischen Strode,« wie er sie nicht uneben unterscheidet, gewidmet hat, Gower aber ihn dafür in seinem englischen Gedichte durch Venus einen schmeichelhaften Gruss bestellen lässt. Ihre Ansichten indess so wie ihre individuelle Stellung zum Leben haben schwerlich ein inneres Einverständniss zwischen ihnen begründen können, wenn auch auf die Annahme eines späteren Bruchs Nichts zu geben ist. Mochten sie endlich beide der neuen Dynastie vertrauen, so gelangten sie doch jedenfalls auf sehr verschiedenen Wegen zu diesem Ziele. Nur so viel steht fest, Chaucer war ein englischer Dichter, als Gower seinem Vorgange zu folgen und ebenfalls sich der Landessprache zu bedienen beschloss. So entstand der dritte jener Bände, die wenigstens 30,000 Verse umfassende *Confessio Amantis*.

Gower muss vor 1386 an dieses umfangreiche Werk gegangen sein, da der Prolog der ersten Ausgabe erzählt, wie König Richard bei einer Begegnung im Nachen auf der Themse zwischen Westminster und London ihn dazu aufgefordert habe, durch seine Regierungsweise also damals bei ihm noch nicht angestossen haben konnte. Die zweite Ausgabe mit gänzlich verändertem Prologe und Epiloge ist dagegen dem Grafen Derby gewidmet, offenbart die Sinnesänderung des Dichters

und bezeugt, dass seine Arbeit etwa bis zum Jahre 1393 vollendet gewesen sein muss. Sprache wie Versbau tragen Spuren, dass ihre Handhabung dem bereits bejahrten Herrn nicht eben leicht geworden sein kann, dennoch herrscht selbst in diesen Stücken eine gewisse bequeme Glätte über die Sprödigkeit des Inhalts und die ungeschickte Einfassung desselben. Man stösst auf manche Abschnitte, die sich recht gut lesen lassen und ein natürliches Talent für Erzählung verrathen. Nach einer ziemlich langweiligen Einleitung, in welcher ohne eigentliche Beweise die gute alte Zeit in den Himmel erhoben werden soll und nur ein scharfes Urtheil über den Zustand der Kirche von Interesse ist, dem freilich ein nicht minder heftiger Protest gegen die Lollarden auf dem Fusse folgt, finden wir den Dichter von Liebesleid ergriffen, natürlich im Monat Mai, im Walde und beim Gesange der Vögel, wie er seine bittere Noth der Venus und ihrem holden Sohne klagt. Endlich hat sie Erbarmen mit dem Elenden und fertigt ihren eigenen Priester, den Genius, ab, damit er ihn ausführlich in die Beichte nehme und ihm schliesslich, mit der Absolution versehen, den Weg weise, den er wandeln soll. Der Priester und sein Beichtkind nehmen hierauf als systematische Philister mit einander sämmtliche Laster und Tugenden durch. Unstreitig zu höchst moralischen Zwecken muss letzteres eine Menge abschreckender und lockender Beispiele vernehmen; nach jedem einzelnen wird, wie es die Regeln scholastischer Dialektik verlangen, disputirt und argumentirt, und nachdem diese Reihenfolge unendliche Male acht lange Bücher hindurch bis zu nicht geringer Ermüdung des Lesers sich wiederholt hat, wobei der Unglückliche stets seine unbegrenzte Liebe zu einer nicht genannten Schönen betheuert, wird ihm endlich in den orthodoxen Formen des Beichtstuhls die Vergebung seiner

Sünden ertheilt und, ausser der Anweisung sich der sieben scholastischen Wissenschaften als vornehmsten Rüstzeugs gegen die sieben Cardinallaster zu bedienen, nicht ohne Laune der gute Rath mitgegeben, fernerhin alle verliebten Narrenspossen zu lassen:

„Da Liebeslust mit grauen Haaren
„Im Brautgemach sich schlecht will paaren."

Dies also gleichsam das lose Netz, welches Gower um eine Unzahl sehr verschiedenartiger Erzählungen und Geschichten schlingt, die für ihn die Hauptsache sind und seinen Zeitgenossen so wie den nächsten Generationen magazinartig in einer sehr willkommenen Encyclopädie zusammengefasst erschienen. Sie bekunden jedenfalls eine ungemeine Belesenheit, mit welcher der Dichter aus allen nur irgend gangbaren Büchern, unbekümmert ob geistlichen oder weltlichen Inhalts, zu schöpfen weiss, von der Bibel bis zu den verschiedenen, eben in seinen Plan einschlagenden Gedichten des Ovid, von den mittelalterlichen Gesten von Troja und Alexander bis zum Pantheon und dem Königsspiegel des Gottfried von Viterbo, von Boëthius bis zu den Romanzen von Sir Lanzelot und König Artus. Ausserdem finden in langen Episoden und in erschöpfender Reimerei die Geheimlehre des Almagest und die aristotelische Scholastik ihren Platz angewiesen. Von weiterer, selbständiger Schöpfung, von einem Eingreifen in das eigene Leben und die unmittelbare Gegenwart kann dabei natürlich nicht die Rede sein. Damit harmonirt denn vollkommen das mittelalterliche Versmass, die acht- oder neunsilbige gereimte Zeile und die weniger gelenkige, auch etwas mehr archaistische Sprache als bei Chaucer, wenn auch die Mischung des Germanischen mit dem Romanischen denselben Grad erreicht haben mag. Der Anklang endlich, den Gower

noch lange über seine Zeit hinaus gefunden, indem Shakspere noch den Stoff zu seinem Perikles unmittelbar aus ihm entnimmt, wurzelt in der fast während aller Perioden der englischen Literatur beliebten allegorischen Einkleidung, in der reichen Auswahl, die dem Leser geboten wird, und dem beinahe gemüthlichen Tone, der durch das Ganze hindurch klingt.

Ein ganz anderes Resultat, einen sehr verschiedenen Ausgang hatte wie der Lebensweg nun auch die geistige, schöpferische Entwicklung Chaucers. Freilich beginnt auch er mit dem Studium fremdländischer, französischer Muster; seine wiederholten Reisen bringen ihn denn geradezu mit der italienischen Poesie, vielleicht gar mit dem Flandrischen in unmittelbare Berührung. Freilich hat auch er den ganzen im Latein seiner Zeit niedergelegten gelehrten Wust so wie die romanisirte Darstellung antiker Mythologie und Historie in sich aufgenommen, wie auf jeder Seite seiner Werke wahrzunehmen ist; er hat darum aber doch nie den ernstlichen Versuch gemacht im ausländischen Französisch und im todten Latein zum Dichter zu werden, sondern hat es vielmehr verstanden die Bekanntschaft mit anderen schon weiter entwickelten Literaturen zum Vortheile der eigenen bestens zu verwerthen. Von Anfang an schreibt er englisch und wird beim langjährigen Ueben seiner so eben sich festsetzenden Muttersprache der erste Bildner, der erste vollständige Meister derselben, ihr Vater, wie ihn schon die nächsten Geschlechter freudig und stolz genannt haben. Seine Prosaarbeiten, die Uebersetzung von Boëthius' Trostbüchlein, die naturwissenschaftliche Abhandlung über das Astrolabium, sein Testament der Liebe sind allerdings Zeugnisse für seine grosse Vielseitigkeit, aber können uns heutzutage nur als eben so viele Exercitien interessant sein, in denen sich von einem geübten Auge die

sprachlichen Fortschritte verfolgen lassen, die der Verfasser in verschiedenen Lebensabschnitten gemacht. Viel wichtiger erscheinen die poetischen Werke, deren Entstehungszeit und Aufeinanderfolge sich freilich nur annähernd bestimmen lassen dürfte. Die Uebersetzung des für uns so wenig anziehenden allegorischen Romans von der Rose ist ohne Frage ein Product seiner jüngeren Jahre, wie sich an der Sprache und auch wohl an dem beibehaltenen und ebenfalls von Gower für seine englische Dichtung adoptirten Versmasse des Originals nachweisen lässt. Die Uebersetzung macht aber selbst im Auslande Aufsehn, denn ein ziemlich mittelmässiger französischer Dichter, Eustache Deschamps, geschmeichelt, sein süsses Französisch ins rauhe Sächsisch übertragen zu sehn, fühlt sich veranlasst, »den grossen Translator, den noblen Geoffrey Chaucer« dafür in mehreren Strophen zu besingen. Zum Glück beharrt der aber nicht bei so untergeordneter Arbeit; seine nächsten Leistungen, zu denen die Gedichte auf die Herzogin Blanche, das Haus des Ruhms und mehrere Kleinigkeiten gehören mögen, sind selbständig in der Erfindung wie in der Anordnung des entlehnten Stoffs. Die Legende von den guten Weibern so wie der Liebeshof verrathen schon eine höhere Entwicklung. Die Wucht des Fremden und Erlernten wurde bald durchbrochen von einer frischen, individuellen Schöpfungskraft, der ein weites, warmes Herz, ein offenes Auge und gesunde Beobachtung, ein echter, der Natur unmittelbar verwandter Realismus und wahrhaft dichterische Begabung zu Grunde lagen, um das Leben wie es ist zu spiegeln. Die Natur, die Liebe und die Lebenslust hatte Chaucer längst in Liedern besungen, von denen, wie Venus bei Gower sagt, überall das Land erfüllt sei. Wir würden gern einige der erhaltenen Werke dahin geben, wenn sich diese lyrischen

Erzeugnisse, die unstreitig wahre Volkslieder gewesen, wieder auffinden liessen. Allein auch ohne sie verleugnet sich der Dichter nirgends, wo er auf seine Lieblingsgegenstände kommt. Dann weiss er den Mai in seiner ganzen Blüthenpracht zu malen und mit seltener Innigkeit auch das kleinste und feinste Frühlingskind, das Marienblümchen (das Tagesauge, *daisy*) zu besingen. Die Gefühle des Herzens in ihrer vollständigen Tonleiter von den stärksten herab bis zu den leisesten hat ihn ein reich bewegtes Leben schätzen und eine fleissig geübte Kunst wieder zu geben gelehrt, und endlich der Verkehr mit Hoch und Niedrig, mit Landsleuten und mit Fremden, die Vertrautheit mit den Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des äusseren Lebens so wie mit Leid und Lust der Menschenseele statten ihn mit allen Eigenschaften aus, um als Dichter in einer vielseitigen, dramatischen Natürlichkeit uns seine Zeit und sein Volk vorzuführen, wie das in so hohem Grade in keiner anderen mittelalterlichen Literatur versucht worden ist. Fast scheint es, als ob Chaucer sich zu dieser Aufgabe förmlich planmässig vorbereitet habe. Wir möchten dies hauptsächlich aus seinem gründlichen Studium der gleichzeitigen italienischen Dichtung abnehmen. Mit welcher Ehrfurcht gedenkt er Dantes und schaltet in geschickter Uebersetzung ganze Verse aus der Göttlichen Comödie ein. Aus Boccaccios Werken entlehnt er gar Manches zu englischer Bearbeitung; eine Erzählung wird ihm vermittelt durch die lateinische Uebersetzung des Petrarca, auf dessen Ruhm er wiederholt zu sprechen kommt. Dieses Studium hat zunächst zur feinen Durchbildung seiner Muttersprache beigetragen, denn Mischung und Anwendung ihrer verschiedenen Substanzen erscheinen bei ihm weit mehr vollendet als bei Gower. Dann hat ihm aber auch die schöne Form der Italiener zum Muster

gedient, das er unermüdlich zu erreichen strebt. Bald dichtet er nur im fünffüssigen, gereimten Jambus; er ist doch auch wohl Schöpfer und Begründer der siebenzeiligen Strophe, die, von den Ottave Rime hergenommen, besonders in seiner abgerundeten und viel gelesenen Behandlung der Sage von Troilus und Cressida angewandt wird und sich fast zwei Jahrhunderte hindurch in der englischen Poesie erhalten hat. So hatte er sich nach Kräften zum Meister der Form wie des Stoffs gemacht, als er schon gegen das Ende und in der vollen Reife seines Lebens, wie sich mit ziemlicher Gewissheit nachweisen lässt, erst nach 1386 sich zu dem Gedichte anschickte, das ihm den immergrünen Lorberkranz der Unsterblichkeit aufs Haupt setzen sollte und beständig als edelstes Denkmal der englischen Poesie vor Shaksperes unerreichten Stücken da stehn wird.

Der Rahmen zur Pilgerfahrt nach Canterbury (*Canterbury Tales*) umschliesst auch eine reiche Sammlung von Erzählungen und Novellen. Seine Erfindung mag allerdings zunächst durch das berühmte Beispiel des Decamerone dem Dichter an die Hand gegeben sein; hat doch auch Gower möglicher Weise das Kleid für seine moralischen Geschichten, gleichsam den Einband für seine Encyklopädie von den Italienern geborgt. Aber statt des einförmigen charakterlosen Erzählerkreises jener Florentiner Jünglinge und Jungfrauen, die nur einen Zweck haben und deren Novellen eben so gut tausend wie hundert hätten sein können, statt Gowers pedantischer und recht bald langweilig werdender Beichtstuhlscene entwirft Chaucer in grossen, scharfen Strichen ein Gemälde mitten aus den socialen Zuständen seines Jahrhunderts, bunt und vielseitig in den Gestalten, auf launigem, und doch ernstem Hintergrunde. Wer weiss nicht, wie Thomas Becket, der Erzbischof von Canterbury, der einst so beherzt

für die willkürlichen Grundlagen des römisch-katholischen Kirchenregiments in den Tod gegangen, zum Nationalheiligen Englands, zum weltberühmten wunderthätigen Märtyrer geworden, wie Jahr aus Jahr ein, und hauptsächlich wohl in den Frühlingsmonaten vom In- und Auslande Schaaren andächtiger Pilger zum Grabmale strömten, in welchem seine Gebeine ruhten, wie bereits im vierzehnten Jahrhunderte diese freilich mit manchen löblichen Absichten unternommenen Wallfahrten bei der grossen Masse nur noch zum Vorwande dienten für allerlei Kurzweil, für Erwerb und selbst sündhafte Vergehungen. Volksfest und Jahrmarkt insonderheit kehrten periodisch wieder; und während bei solchen Veranlassungen einerseits der tödtliche Krebsschaden des alten geistlichen Systems immer nackter zu Tage trat, berührten sich die verschiedenen Schichten der Nation immer inniger und tauschten hier recht eigentlich die Ideen aus, welche allem Heiligendienst und einem guten Theile ähnlichen Menschenwerks in der Kirche Christi ein Ende machen sollten. Eine solche Wallfahrt nun benutzt der Dichter; wusste er, selber wahrscheinlich ein Mann von Kent, doch aus eigener Anschauung wie es dabei hergieng.

Der unübertreffliche Prolog des auch in seiner kaum zur Hälfte vollendeten Gestalt an die 20000 Verse umfassenden Gedichts beginnt mit einer kurzen Schilderung des Frühlings, wenn nach den Aprilregen die Sonne Alles grünen und blühen heisst, die Vögel singen und die Menschen aus allen Gegenden des Landes daran denken dem grossen Heiligen ihre Gelübde abzutragen. In diesen Tagen nun — man hat berechnen wollen, dass Chaucer sich den 27. April 1383 gedacht habe — liegt der Dichter mit einem solchen Vorsatze in dem damals und noch lange hernach weit bekannten Gasthause zum Herolds-

rock (*Tabard*) in der Hochstrasse zu Southwark, wo sich die Pilger von allen Seiten her zu versammeln pflegen und vor dem Ausreiten für sich gute Beköstigung und für ihre Thiere Stallung finden. Gegen Abend, wo die Wirthsstube angefüllt, hat Chaucer schon mit vielen der Gäste ohne Unterschied des Standes Bekanntschaft gemacht. Es sind neun und zwanzig an der Zahl, die sich hier zur Partie einigen und in köstlichen Porträts vorgeführt werden. Ein stattlicher **Rittersmann** eröffnet passend die Liste. Seit Jahren hat er sein Leben im Felde und auf Kreuzfahrten verbracht; er war schon zugegen, als Alexandria genommen wurde, hat den Deutschrittern in Preussen gegen die Litthauer und Russen beigestanden, dann wieder in Granada mit den Arabern, mit den Mauren in Afrika und den Türken in Asien gefochten. Man sieht es seinem Rocke an, dass der Harnisch darüber zu sitzen pflegt. Aber so wenig er auch auf Aeusseres gibt, die gute, feine Sitte in Rede und Benehmen, der echte christliche Ritterdienst bekundet seinen edlen Stand. Ihn begleitet sein Sohn, ein schlanker, zwanzigjähriger Lockenkopf, der ganze Junker jener Tage, stutzerhaft elegant gekleidet. Schon hat er einen Ritt gegen die Franzosen mitgemacht und sich dabei wie im Tournier die Gunst seiner Dame erworben. Die Liebe lässt ihn nicht schlafen und wie die Nachtigall steckt er voll Liedern auf seine Schöne. Sittig und gehorsam indess legt er dem Vater bei Tische vor. In seinem Gefolge befindet sich ein **Yeoman**, wohl aus der Schaar der väterlichen Hintersassen; grün gekleidet, mit Tartsche und Schwert, den Bogen in der Hand, Pfeile und Dolch im Gürtel, mit einem Gesichte, das in Wald und Feld gebräunt, repräsentirt er jenen kernhaften Schlag, der den Plantagenets die Siege von Crecy, Poitiers und Agincourt errungen.

Dieser Gruppe gegenüber erscheint dann eine geistliche, zunächst eine Priorin, Madame Eglantine, von edler Herkunft, wie ihre feine Gesichtsbildung und die zierliche Sorgfalt verrathen, mit welcher sie isst und trinkt. Mit gefühlvoll näselndem Tone weiss sie die Liturgie anzustimmen, auch spricht sie am Liebsten Französisch, nur nicht das von Paris, sondern wie man in Stratford-le-bow nahe bei London redet. Sie weint, wenn man ihr eine Maus in der Falle zeigt oder ihr Hündchen mit der Gerte schlägt. An ihrem Rosenkranze hängt ein goldenes Kleinod mit gekröntem A und der Umschrift *Amor vincit omnia.* Neben ihr steht ein feister Mönch, Benedictiner, dessen Glatze und Wangen spiegelblank, dessen Augen wie ein Schmelzofen leuchten. Auch er ist elegant gekleidet, die Aermel seines Gewandes sind mit dem besten Pelzwerk verbrämt; ein sogenannter Liebesknoten von Gold hält vorn die Caputze zusammen. Hell klingen die Schellen an seinem Zügel, denn er weiss trefflich zu Pferde zu sitzen; eine Hasenhetze und ein fetter Schwan auf der Tafel gehen ihm weit über die Regel St. Augustins und die gelehrten Bücher in seiner einsamen Zelle. Das würdige Pendant zu dieser stattlichen Figur liefert dann der Bettelbruder, dessen leichtfertige Zuthulichkeit ihn zum Freunde der Landleute und zum beliebtesten Beichtvater der jungen Weiber macht. Niemand versteht besser für sein Kloster zu sammeln, denn die Frauen beschenkt er mit Nadeln und mit Messern und mit den Männern zecht er in der Kneipe, von denen er aller Orten stets die beste zu finden weiss. Er lispelt sein Englisch mit absichtlicher Geziertheit und, wenn er zur Harfe singt, dann funkeln ihm die Augen wie die Sterne in der Winternacht.

Der nächste ist ein Kaufmann mit Zwickelbart und flandrischem Bieberhut, gut gestiefelt; er kennt den Geldmarkt

auf beiden Seiten des Canals und versteht sich durchaus auf seinen Vortheil. Dann folgen ein Paar Gelehrte. Zuerst ein Student aus Oxford, hohlwangig und mager wie das Thier, auf dem er reitet, in fadenscheinigem Röcklein, denn er hat noch keine Pfarre. Aber seine Bücher sind seine ganze Freude und obenan der Aristoteles; er weiss nichts Lieberes als Lernen und Lehren, doch sittig und bescheiden drängt er sich nirgends vor. Der andere ist ein weit berühmter Rechtsanwalt, der die ganze verworrene Masse der Gesetze und Statuten von den Tagen des Eroberers herab inne hat, sie auch in seiner ausgebreiteten Praxis trefflich anzuwenden versteht. Obwohl ihn die schweren Sporteln bereits zum reichen Manne gemacht, geht er doch ohne vielen Schmuck auf die Reise. Hierauf wird der Franklin, der Eigenthümer eines Freiguts beschrieben, der in seiner Grafschaft das grosse Wort führt, auch schon Sherif und Vertreter im Parlament gewesen ist. Sein Bart ist zwar schneeweiss, aber er versteht zu leben, denn bei ihm zu Hause geht es hoch her was Essen und Trinken betrifft; wie Schneeflocken so dicht folgen einander die Gerichte, je nachdem die Jahreszeit sie bietet. Das Handwerk ist ferner durch einen Kurzwaarenhändler, einen Zimmermann, Weber, Färber und Tapezier vertreten, ehrliche, fleissige Leute, ein jeder in der ihm üblichen Tracht mit den Abzeichen seiner Gilde nicht ohne Sorgfalt und Silberschmuck. Haben sie doch alle Reichthum und Einfluss genug, um einst Aeltermänner zu werden; ihre Weiber möchten gar gern Madame heissen und mit einem Schleppmantel zur Kirche gehn. Ihnen hat sich ein Koch angeschlossen, der alle Finessen seiner Kunst meisterhaft versteht, aber auch einen Schluck Londoner Ales zu schätzen weiss. Der Seemann darf natürlich nicht fehlen; von der Südküste kommt er, in der Tracht

seines Standes, sonnverbrannt und verwegen, gilt es nun Nachts, wenn der Patron schläft, den Wein, den er von Bordeaux bringt, heimlich anzuzapfen, oder dem Landesfeinde eine Seeschlacht zu liefern. Er hat alle Gestade von Gothland bis Cap Finisterre befahren, alle Häfen und Buchten sind ihm bekannt. Der Arzt, Doctor der Medicin, ist in allen Fächern seiner Kunst zu Hause, denn neben geschickter Praxis beschäftigt er sich auch mit Astronomie und dem Horoscop, und die gelehrten Schriftsteller der Griechen und Araber hat er gründlich studirt. Er kleidet sich sauber und in bunten Farben, weiss indess trotzdem die Schätze, die er während der Pestilenz des schwarzen Todes erworben, haushälterisch zu Rathe zu halten.

Es folgt nun eine reiche, stattliche Frau aus Bath, welche die Aufmerksamkeit des Dichters besonders fesselt und der Gesellschaft in der Folge mehr von sich selber mittheilt als einer der übrigen. Sie trägt die besten Stoffe, einen weiten Hut mit modischem Kopfputz, rothe, drall anliegende Strümpfe und ein Paar scharfe Sporen an den Absätzen. Sie ist schon in guten Jahren, ist dreimal in Jerusalem gewesen und hat Rom und Bologna, Compostella und Köln gesehn. Ihr rundliches, schon etwas röthlich gefärbtes Antlitz offenbart ein unverzagtes, dreistes Wesen, das nach sehr ausgebreiteten Erfahrungen nicht leicht aus der Fassung zu bringen ist. Sie erzählt denn auch ihren Reisegenossen mit erbaulicher Unbefangenheit, dass sie in ihrem Leben fünfmal verheiratet gewesen und, ganz abgesehen von anderen Begebnissen, im Punkte der Liebe wohl ein Wort mitreden könne. So bekommen sie denn zu hören, wie sie jung und lustig ihren ersten drei Männern, die alt, aber reich gewesen, mitgespielt; selbst eine scharfe Gardinenpredigt wird zum Besten gegeben. Bei dem vierten Versuche geht jede der beiden Ehehälften ihren

Weg; der fünfte und letzte Mann aber, obwohl erst zwanzig Jahre alt, hat in Oxford studirt und ist nicht abzubringen von einem dicken Buche, in welchem die Mahnungen der Kirchenväter zum ehelosen Leben nebst Beispielen aus alten und neuen Tagen zusammengebunden sind, wie die Weiber ihre Gatten hinters Licht zu führen pflegen. Als sie ihm einst im Zorn einige Blätter herausgerissen, hat er sie so weidlich geprügelt, dass sie heute noch auf dem einen Ohre taub ist. Seitdem aber kommen sie vortrefflich mit einander aus. Dieser Dame, die getreu ihrem Venusgestirn folgend, wohl eines der mächtigsten Bindeglieder des vom Zufalle so bunt gemischten Kreises ist, wird dann ein anderer Charakterkopf scharf gegenüber gestellt. Es ist ein armer **Ortspfarrer**, schlichter, bäuerlicher Herkunft, mit einer kläglichen Pfründe, aber der echte, milde, evangelische Geistliche, der zufrieden bleibt, auch wenn ihm der Zehnte nicht entrichtet wird, den weder Unpässlichkeit noch Unwetter abhalten, den Stock in der Hand, zu den meilenweit entfernten Mitgliedern seiner Heerde zu wandern, wenn ihn die Seelsorge ruft. So spendet er Trost dem Dürftigen, schreckt auch nicht zurück vor dem Stolz der Reichen, und in seiner Predigt verkündet er treu und ohne Zuthat das lautere Wort des Herrn. Es ist dies die Klasse, aus welcher damals Wiclifs berühmte Reiseprediger hervorgegangen. War Chaucer auch selbst kein Lollarde, so stand sein grosses englisches Herz doch offen genug, um den Anklang dieser echt evangelischen Bewegung zu empfinden. Sein Bildniss des Pfarrers hat daher entschieden lollardische Züge. Den Pfarrer begleitet sein Bruder der Ackersmann, fromm, fleissig und bieder. Also beide gehören demselben, noch vielfach an die Scholle gebundenen Stande an.

Einmal in dieser Sphäre greift der Dichter nun nach einigen anderen hervorstechenden Gestalten des damaligen Volkslebens. Der Müller, ein starker knochiger Kerl, mit harter Stirn, rothem Barte und breitem Maule, nimmt es nicht übermässig genau mit dem Korne, das seine Kunden bei ihm mahlen lassen. Ueber dem weissen Rock mit der blauen Caputze trägt er eine Sackpfeife; seine Unterhaltung bewegt sich vorherrschend im Gebiete der Zote. Der Haushofmeister eines geistlichen Hauses steht in Beziehung zu wenigstens dreissig Rechtsconsulenten und weiss bei den Ankäufen stets sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Der Greve oder Landvogt eines Edelmanns aus Norfolk, hager wie eine Stange, kurz geschoren und cholerisch, zieht sich blau an und reitet einen Grauschimmel. In seiner Jugend war er Zimmermann; aber Niemand versteht sich besser auf den Stand der Saaten und der Viehzucht, Niemand kann ihm ein X für ein U machen, denn seine Bücher sind stets in bester Ordnung und mit seinem Herrn kommt er vortrefflich aus. Der Gerichtsdiener eines Erzdiacons mit feuerrothem, finnigem Gesichte, gegen welches kein Mittel aus der Apotheke helfen will, wird mit Recht als einer der gemeinsten und sittenlosesten Gesellen geschildert. Lüstern und ausschweifend, geht ihm doch der Wein über Alles; wenn er sich gehörig betrunken hat, redet er nur in lateinischen Brocken, die er im Gerichtssaale aufgeschnappt hat. Mit ihm wetteifert endlich an Gemeinheit ein Ablasskrämer, der eben aus Rom zurückkehrt. Seine Haare sind gelb wie Flachs, seine Stimme meckert wie eine Ziege. Er hat eine Menge alberner, erlogener Reliquien im Beutel, die er den Leuten anzuschmieren sucht. Sein redlicher Handel trägt ihm denn auch an einem Tage mehr ein als ein Pfarramt in zwei Monaten.

Froh nun über eine solche Schaar ehrsamer Gäste tischt der behäbige Wirth, Harry Baily mit Namen, nach Kräften auf; und während der Wein die Runde macht, übt er die bei seinem Stande nicht eben seltene Dreistigkeit sich als Theilnehmer an der Wallfahrt heranzudrängen. Wie wäre es, wenn ein jeder, um sich den langen Ritt bestmöglich zu verkürzen, je auf dem Hin- und Rückwege eine Geschichte erzählte; wessen Erzählung dann am meisten Anklang findet, dem sollen bei ihrer Wiederkehr die Uebrigen in seinem Gasthofe ein vergnügtes Abendessen geben. Er selbst bietet sich ohne Weiteres zum Schiedsrichter an; sein Vorschlag aber findet allseitigen Beifall. Man geht zur Ruhe und reitet früh Morgens aus auf der Strasse nach Kent.

Dies also das ungemein frische Lebensbild, in welches nun gleichsam die einzelnen Figuren redend eingetragen sind, indem sie ihrem Stande und ihrer individuellen Auffassung angemessen in sehr mannigfacher Form die Unterhaltung führen, sobald die Reihe an sie kommt. Es ist wahrlich nicht nöthig noch einmal auf eine Vergleichung mit Boccaccio oder gar mit Gower zurückzugehn. Die bunte Pilgergruppe spricht für sich selber und beurkundet obenein, welche Klassen der Gesellschaft vom Ritter bis zum Müller damals schon an gemeinsamem Verkehr Theil haben konnten. Es sind sämmtliche sociale Schichten, die in den Gemeinen des Landes ihren politischen Ausdruck fanden, während die hoch privilegirten, das Oberhaus, natürlich ganz fehlen. Der dramatische Hintergrund wird nun auch in der Folge nicht aus dem Auge verloren: bisweilen fällt ein Blick auf die Oerter, die man passirt, auf die schöne Landschaft von Kent, die eben im vollen Frühlingsschmucke steht. Die Pausen füllt dann manch launiges Zwiegespräch; unter den roheren Genossen fehlt es selbst an

Thätlichkeiten nicht; hinter Rochester stösst noch ein Domherr mit seinem Diener zur Gesellschaft, beide nehmen unmittelbar an der Verabredung der übrigen Theil.

Allein das Versprechen des Dichters seinen schönen Plan vollständig auszuführen hat er bei der grossartigen Anlage und, da auch wohl der Tod dazwischen getreten, nicht lösen können. Nicht einmal die Hälfte ist vollendet, denn das Gedicht bricht ab, noch ehe die Pilger in Canterbury eintreffen, wodurch denn zu beständigem Bedauern eine Schilderung ihres dortigen Thun und Treibens, der Rückkehr und des Festschmauses unterbleiben muss. Auch geben mehrere andere tiefe Spuren Kunde, dass das Bruchstück im Einzelnen noch nicht abgeschlossen und vollständig gewesen. Die hie und da eingestreuten Angaben über die Jahres- und Tageszeit wollen nicht stimmen. Eben so wenig die von Chaucer selber festgesetzte Zahl von neun und zwanzig: ein wahrscheinlich interpolirter Vers führt neben einer zweiten Nonne noch zwei Priester auf; auch fehlen in der That nicht die Vorträge der ersteren und eines der Priester. Ferner sind doch auch Chaucer selber und der Wirth von der Partie, die dann unterwegs noch um zwei Personen wächst. Es ist nicht ganz klar, ob beim Hin- und Herritt je eine, oder je zwei Geschichten erzählt werden sollen. Endlich ist selbst mit kritischer Beihülfe sämmtlicher Handschriften die wirkliche Reihenfolge der vorhandenen Erzählungen nicht genau zu bestimmen, von denen manche offenbar unter sich Gegenstücke bilden, andere aber schwerlich vom Dichter schon ihren endgültigen Platz angewiesen erhalten haben.

Es ist dies nicht der Ort die vier und zwanzig fertigen Erzählungen nach ihrem Inhalte und Ursprunge näher durchzunehmen, wir müssen uns begnügen, den reichen Wechsel

nur flüchtig anzudeuten. Der Ritter beginnt, nachdem er passend dazu das Loos gezogen, mit dem Abenteuer von Palamon und Arcite im höfischen Geschmacke der Zeit. Nachdem er geschlossen, will sich der dirigirende Wirth eben an den Mönch wenden, als der Müller, der schon so früh am Morgen im starken Ale von Southwark zu viel gethan, sich rüpelhaft dazwischen drängt und in den derbsten Zügen die Gesellschaft unterhält, wie einst ein Student zu Oxford einen dummen Zimmermann daselbst zum Hahnrei gemacht. Das reizt den Greven, der früher Zimmermann gewesen, und er rächt sich im selben Tone mit der Geschichte von der Mühle zu Trumpington, wo zwei Cambridger Studenten einen ähnlichen Schabernack spielen. Dann folgt der Koch, der ergötzlich in derselben Weise ansetzt; doch haben alle Handschriften hier schon nach wenigen Versen eine empfindliche Lücke. Der Rechtsanwalt, vom Wirthe dazu aufgerufen, kommt wieder auf einen sittsameren Gegenstand zurück und erzählt die Geschichte von der schönen Constanze, die sich, vielleicht weniger geschmackvoll, auch bei Gower findet. Hier folgt nach Chaucers Absicht wahrscheinlich die Dame aus Bath zunächst mit den Bekenntnissen ihrer schönen Seele und dem in ihrer Weise lüstern gefassten Mährchen aus dem Sagenkreise des Königs Arthur, dem ebenfalls eine ähnliche Erzählung bei Gower zur Seite steht. Der Bettelbruder und der Gerichtsdiener, wegen ihrer Herkunft gegen einander übel gelaunt, bleiben sich in ihren Ausfällen und groben, beissenden Anekdoten Nichts schuldig. Hierauf muss der Wirth den Oxforder Studenten erst aus seiner Bescheidenheit aufscheuchen, aber, sich auf Petrarca berufend, trägt dieser nun in geschmackvollen Strophen die liebliche Geschichte von der Griseldis vor, deren engelgleiche Geduld durch Nichts zu erschüttern gewe-

sen. Der Kaufmann erzählt dann wieder von den Hörnern, die sich ein eifersüchtiger, blinder Ehemann hat aufsetzen lassen, der Junker aus dem Orient vom Sultan Cambuscan, doch leider unvollendet. Ihm folgen nach einander der Freibauer mit seiner Geschichte von der schönen Dorigene, die er aus altbritischer Sage entlehnt haben will, die sich aber auch bei Boccaccio findet, der Doctor, der klassisch von der tugendsamen Virginia vorträgt, der Ablasskrämer mit den niedrigen Beispielen aus seiner Sphäre. Der Schiffer hegt sich dann an der Weise, wie ein Kaufmann von seinem Weibe und seinem besten Freunde, einem lüsternen jungen Mönche hintergangen wird, worauf die Priorin von dem Mirakel erzählt, das sich einst zugetragen, als die bösen Juden einem Christenkinde nachgestellt. Mit herrlichem Humor greift nun der Wirth nach dem Dichter selber: er starre ja immer nach dem Boden, als wenn er einen Hasen rennen sehe. Chaucer lässt sich nicht zweimal rufen und beginnt in den Versen von Sir Thopas die handwerksmässige Reimerei jener Zeit mit allen ihren Schlagwörtern zu persifliren, bis der Gesellschaft die Ohren weh thun und der Wirth als ihr Mundstück unsanft dazwischen fährt. Willig und ohne auch anders wie glänzen zu wollen, folgt Chaucer der Aufforderung und erzählt nun in Prosa die »höchst moralische und tugendsame Historie« von Melibeus und der Dame Prudentia, die uns heutigen Tags unausstehlicher erscheint als seine erste, leider unterbrochene Leistung. Nachdem er geredet, ergeht sich der Mönch in der künstlichen, aber gedankenarmen Poesie des Klosters, die ihre tragischen Beispiele und Figuren aus der heiligen, der alten wie der neuen Geschichte hernimmt. Hieran schliesst sich wohl der Nonnenpriester mit der lustigen Fabel vom Hahne Chaunteclere, worauf die Nonne aus der Legende von der heiligen Caecilia erzählt. Etwas gegen den

Plan tritt alsdann der Diener des Domherrn dazwischen mit seinem satirischen Ausfalle gegen das Treiben der Alchymisten; worauf der Haushofmeister, ob nach Ovid, Gower oder wem sonst, lässt sich nicht entscheiden, von der Krähe erzählt, die dem Gemahle die Untreue des Weibes verräth. Der Pfarrer endlich erklärt sich gegen alle Fabeln und scandalösen Geschichten und redet seiner Begleitung in einer langen, ziemlich dürren und scholastisch orthodoxen Busspredigt in Prosa ins Gewissen, die allerdings weniger als die Beschreibung des Predigers an Wiclif und seine Anhänger erinnert. Mit dem Amen schliesst das fertige Stück der Pilgerfahrt nach Canterbury. Die wenigen angehängten Zeilen, die den Verfasser nach Art des Boccaccio reuig Alles wiederrufen lassen, was seine Dichtung Ueppiges und Sündhaftes enthalten, rühren schwerlich von Chaucer her.

Es zeugt von beschränkter, thörichter Auffassung, wenn man ihm die derben Schwänke und damit die so unvergleichlichen Skizzen des echten Volkslebens zum Vorwurf machen will. Sie dürfen in seinem Gemälde eben so wenig fehlen wie die Abenteuer im Ritterton, die Legende oder der moralische Sermon. Unverkennbar freilich gelingen ihm die Schöpfungen jener ersten Gattung am besten, während er in den übrigen die ihnen eigenthümliche Farbe bewahren muss. Jene leben daher in ihrer ursprünglichen Frische fort, diese sind, abgesehen vom literarischen Interesse, für uns abgestorben. Auf dem Gebiete, das er sich so köstlich abgesteckt und mit lebendigen Gestalten auszufüllen gewusst, in einer Sprache, die fortdauert und niemals ganz veralten kann, kommen ihm darum auch nur sehr wenige nahe; in echt poetischem Realismus hat ihn selbst Shakspere nicht übertroffen. Dabei versteht er mitten in der Mannigfaltigkeit seiner Darstellung, wie es der

Dichter soll, Mass und Einheit inne zu halten. Das stimmt sehr gut zu seinem Benehmen gegenüber den grossen politischen und religiösen Fragen seiner Zeit, die ihn niemals in die Enge getrieben wie Gower oder in das entgegengesetzte Extrem fortgerissen, über die er vielmehr, so weit wir davon urtheilen können, im eigenen Herzen sich völlig klar gewesen und sie daher objectiv, wie seine ganze Natur angelegt war, zu behandeln trachtete. Edel und reich ausgestattet wie er selber ist also auch die Leistung, die ihn unsterblich macht. Zwar darf er sich den wenigen Auserwählten, die den herrlichsten Lorber tragen, nicht ebenbürtig an die Seite stellen, aber den Ehrennamen: Vater der englischen Poesie trägt Niemand würdiger.

VIII. John Wiclif.*)

Mit den Normannen war wie im Staate auch auf dem Boden der englischen Kirche das Uniformitätsprincip zu unbestrittener Geltung durchgedrungen. Die Insel, einst schon von Augustinus für Rom gewonnen, schien um so fester an den Romanismus gekettet, als dieser immer kühner dem Gipfel seiner Macht entgegen schritt. Von speculativen und mystischen Abweichungen in der Lehre, wie sie schon in früheren Tagen der absonderliche Geist des Johannes Erigena in die Welt gebracht, ist Jahrhunderte lang keine Rede mehr; und nur hie und da trieben von den häretischen Bewegungen auf dem Festlande kleine abgesprengte Strömungen, gleich matt und taub gewordenen Wellen, ans Gestade. Die berühmtesten Häupter scholastischer Philosophie dagegen hatten in England an dem Grundbau unwandelbarer Doctrin arbeiten und damit gegen alles Sectenthum eine undurchdringliche Schutzwehr aufrichten

*) Vaughan, John Wiclif, a Monograph, London 1853. Lechler, Wiclif und die Lollarden in Niedners Zeitschrift für d. histor. Theologie, Jahrgang 1853. Geschichte von England, IV., S. 486. 497. 512. 547. 689. ff.

helfen. In England konnten Krone und Mitra sich wohl das Gebiet der von einer jeden beanspruchten Jurisdiction streitig machen und darüber gelegentlich hart an einander gerathen; Fürst und Volk aber von der Spitze bis zur breiten Basis der Pyramide herab schienen nimmermehr in ihrem orthodoxen Glauben wanken zu wollen.

Es war der Curie gelungen den Tummelplatz für alle denkenden Geister in die engen Bahnen des Nominalismus und Realismus zu zwängen, wo sie den inneren und äusseren Machtansprüchen des einen grossartigen Kirchenregiments hinfort keine wesentliche Gefahr zu erzeugen vermochten und, ganz von der Kirche umschlungen, stets unter ihrer Aufsicht blieben. Erst als Rom, zumal im dreizehnten Jahrhunderte, durch die übertriebenen Prätensionen der Innocenze, Gregore, Bonifaze seinen Ansprüchen unumschränkter Weltmacht selber die Spitze abgebrochen, als durch die finanziellen Anforderungen zuerst die innere Corruption zu Tage kam und das babylonische Exil zu Avignon dem noch halb kindlichen Gemüthe Europas die Hohlheit, Schwäche und Heuchelei jener Herrschaft aufzudecken begann, da erhoben sich auch aus dem Lager der bisher getreusten Trabanten die ersten Stimmen des Widerstands, allerdings zunächst nur zu Gunsten des Staats und mit der ängstlichsten Sorgfalt dem glatten Boden der Heterodoxie ausweichend. Die elenden Thesen, um die sich die Anhänger des Thomas von Aquino und die des Duns Scotus so lange mit Erbitterung zankten, gewannen schon an Bedeutung, als erstere vor allen im Orden der Dominicaner, letztere durch die Franciscaner vertreten wurden und zwei ekklesiastische Schöpfungen dadurch in Feindschaft mit einander geriethen. Die Polemik schlug dann eine gerade Richtung gegen die Spitze der Hierarchie ein, als sich der

grösste und mächtigste Theil der Franciscaner im Kampfe Kaiser Ludwigs IV. mit Johann XXII. auf die Seite des ersteren stellte und kühn es wagte, den Pontificat selber der Häresie zu beschuldigen, zu fordern, dass er sich vor einem Concil und der weltlichen Macht werde beugen müssen. Keiner hatte dabei lauter seine Stimme erhoben als ein Franciscaner englischer Herkunft, William Occam, der gegen die Bannstrahlen Roms sichere Zuflucht unter Ludwigs kaiserlichem Mantel fand, von hieraus die usurpirte Gewalt der Curie und das durch die eigenen Reichthümer über den Klerus mächtig hereinbrechende sittliche Verderben schonungslos und hartnäckig angriff. Er vor allen hielt diesen Geist der Opposition wach, während von entgegen gesetzten Seiten noch andere feindliche Elemente sich zusammen zogen um sich über dem zu schwindelnder Höhe empor gewachsenen Kirchenbau in furchtbarem Ungewitter zu entladen.

Es ist kaum von Ungefähr, dass es ein Landsmann Occams war, der unerschrocken zuerst mit ganz neuen Waffen und an einer Stelle anzugreifen den Muth hatte, wo der Koloss bisher für unverwundbar gegolten. Dieser Held gieng gleich Occam aus einer Pflanzschule hervor, an welcher schon seit geraumer Zeit eigenthümlich nationale Kräfte in frischer Blüthe gewesen und längst ihre jungen Schwingen zu regen begonnen. Kirchliche Orthodoxie zwar und ein starres Festhalten an dem einmal anerkannten Lehrbegriff scheint der Universität Oxford durch alle Zeiten hindurch eigen gewesen zu sein, seitdem sie im zwölften Jahrhunderte neben Bologna und Paris als hohe Schule hervortritt. Aber fast eben so früh begann von hier aus eine wichtige Ader nationalen Lebens zu pulsiren, das dieser Landesuniversität doch einen wesentlich anderen Platz anweist, als ihn etwa die Sorbonne in französischer Geschichte

einnimmt. Im Zeitalter der Kämpfe der Barone wider die Krone sind auch die studentischen Massen wiederholt in Bewegung und stellen sich mit ihren Sympathien unverhohlen auf die populare Seite. Sie gehören zu den ersten, die sich damals wider die Gelderpressungen eines sammelnden Legaten erhoben: mit ihren Fäusten haben sie seinen Schranzen, mit den Zungen ihm selber weidlich zugesetzt. Das merkwürdige Parlament, auf welchem der Adel den mit dem Papste verbündeten König Heinrich III. der Summe seiner Prärogative zu berauben sucht, ist 1258 zu Oxford gehalten worden; und als einige Jahre später dieselbe Partei unter Simon von Montforts Führung zu den Waffen greift, ist ein starkes Fähnlein Studenten mit ausgezogen um der Nation ihre Rechte erkämpfen zu helfen. Dieser Geist unter der akademischen Jugend hatte seine gute Begründung, denn jüngst hatten Lehrer wie Bischof Grosteste und Adam von Marsh, die persönlichen Freunde des Grafen Simon, dort gewirkt; eine Menge Triebfedern hatten in einander gegriffen um patriotische Gesinnung und thatkräftigen Muth zu erzeugen. Ueberall regte sich die frische Lebenslust des dritten Standes; namentlich in Oxford machte er mit dem noch jugendlich in derselben Richtung schaffenden Franciscanerorden gemeinschaftliche Sache. Es sind Briefe und Lieder übrig, die dort entstanden und echten politischen Sinn so wie reifes Urtheil athmen über die Dinge, welche damals Kirche und Staat bewegten, daneben aber ein Zeugniss geben, wie aus den unteren, breiten Sphären der Bevölkerung der angelsächsische Geist sich wieder emporringt und gerade an der Universität, wo der Romanismus seine Burg aufgeschlagen, feste Wurzeln treibt.

Eduards I. Regiment freilich, seine wichtigen parlamentarischen Concessionen rücken die Staatsmaschine wieder in

ihre Bahn, und dabei schweigt denn auch die innere Geschichte von Oxford. Es ist aber in dieser Epoche, wo von reichen Wohlthätern die ersten Collegien gestiftet werden und, nach einem kurzen und letzten Versuche dem Studium des römischen Rechts Eingang zu verschaffen, die scholastischen Schulen ihre zwecklosen Kämpfe wieder aufnehmen, während Roger Baco tiefe, ahnungsvolle Blicke in die Physik thut und, fast gemieden und gefürchtet, auf seinem Thurme über dem Thor wunderbare Experimente macht. Die eigenthümlichen Formen der englischen Hochschule wurden begründet; allein das nationale Leben schien von Oxford zurückgetreten, bis ein neuer popularer Aufschwung, abermals im Gegensatze wider Rom, die Engländer ergreift.

Der Kampf um die Krone von Frankreich, als deren bester Verbündeter der Papst zu Avignon erscheint, fördert in raschen Schritten Einfluss und Macht des Hauses der Gemeinen. Jetzt erst kann von einer englischen Nationalität die Rede sein; und da sie freudig Hand in Hand geht mit der glänzenden Erscheinung des Königthums, liegt es in beider Interesse, gegen die unter dem Vorwande der höchsten geistlichen Autorität immer ärger werdenden Eingriffe des Papstes kräftige Schranken zu errichten. Diese Tendenz trifft zusammen mit der Demoralisation derer, die noch vor Kurzem, so lange eigenthümlich segensreiches Leben in ihnen sprudelte, die kirchlichen Ansprüche mit den nationalen Bedürfnissen auszugleichen verstanden. Die Bettelorden begannen durch ihre eigene Schuld aus Freunden des Volks seine Gegner zu werden und sich durch ihr Gebahren, vor allen auch in Oxford, rasch steigenden Hass zu erwecken.

In diesem Zeitalter nun und unter solchen Umgebungen trat John von Wiclif auf. Er war um das Jahr 1324 im Dorfe

Wiclif am Tees geboren, am nördlichen Saum der Grafschaft York, dort, wo normännisches Wesen die alt anglische, höchstens mit skandinavischen Bestandtheilen vermischte Population nur spärlich beeinflusst hatte. Ein hartes, kräftiges Geschlecht, im friedlichen und kriegerischen Verkehr den schottischen Nachbaren gewachsen, bevölkerte jene Striche, dem südlichen, mehr weltmännischen Engländer durch scharfen Verstand und grosse Unerschrockenheit achtungswürdig. Dort hatte sich der freie Grundbesitz der kleinen germanischen Eigenthümer viel fester erhalten als im Süden, und auch die Wiclifs sind an dem Orte, nach welchem sie sich nennen, ohne Frage erb- und eigenthümlich ansässig gewesen. John war nun frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt, bezog daher gegen das Jahr 1340 bereits die Universität Oxford und trat zunächst als Scholar in das jüngst durch die Munificenz der Königin Philippa gestiftete Queens-College, in welchem, wie die Tradition behauptet, um dieselbe Zeit ja auch der älteste Sohn dieser edlen Fürstin, der schwarze Prinz, eine Weile studirte. Es ist aber in der Folge von Wichtigkeit die Verbindung des jungen Wiclif mit noch anderen Stiftern zu verfolgen, welche damals schon neben der Gesammtheit der Universität stetig an Bedeutung gewannen. Bald schon trat er in das durch seine scholastischen Leistungen längst berühmte Merton-College über, aus welchem Duns Scotus und William Occam hervorgegangen, und dem jüngst noch ein anderer merkwürdiger Mann angehört, Thomas Bradwardin, welcher durch Rückkehr zu der strengen Prädestinationslehre des h. Augustin einen Anlauf zur kirchlichen Reform von Innen heraus genommen und selbst an oberster Stelle beim Könige Eduard III. Anerkennung gefunden hatte, indem dieser Fürst ihn als Caplan auf seinen Feldzügen mitgenommen.

Das Beispiel und die Schriften solcher Männer nun wurden die Wegweiser des mit Verstand und Gemüth reich begabten, mit grossem Eifer und Fleiss ausgestatteten jungen Mannes. Doch leiteten ihn seine Muster wohl schon frühzeitig auf verschiedenartige Bahnen. Zeit und Ort erforderten eine eifrige Beschäftigung mit den Disciplinen der damaligen aristotelischen Philosophie so wie mit der scholastisch-theologischen Wissenschaft; und das Zeugniss eines Gegners bestätigt, dass Wiclif es in diesen Gegenständen bald dahin gebracht, dass er in Oxford keinem nachgestanden, ja, keiner ihm vergleichbar gewesen. Auf der anderen Seite aber mag Bradwardin als Vorbild gelten, und haben sicherlich die durch ihre Wärme ausgezeichneten Schriften des Robert Grosteste, die Wiclif viel gelesen, wesentlich dazu beigetragen, wenn er den Gelehrtendünkel seiner Zeit abstreifte und mit Ernst die Bibel zu lesen, in der Schrift zu forschen begann. Dazu denn für seinen Stand unerlässliche Studien des kanonischen Rechts, mit denen er, wie erzählt wird, auch das römische Civilrecht und sogar mit besonderer Vorliebe das heimische gemeine Recht zu verbinden verstand, das, je mehr es im öffentlichen und Staatsleben Englands zu unvergleichlicher Geltung durchdrang, an der vornehmen Stätte romanistischer Bildung mit um so grösserer Geringschätzung gegen seinen zweifelhaften wissenschaftlichen Werth betrachtet wurde. So erwarb sich denn Wiclif frühzeitig zweierlei, was die Universität von ihren Zöglingen und Lehrern nicht zu fordern pflegte, die Erkenntniss der ewigen Grundzüge christlicher Ethik aus dem Urquell und die Bekanntschaft mit dem germanischen Rechtsprincip, das gerade bei seinen Landsleuten über römisches und feudalistisches System den Sieg davon trug. Beide Momente sind für sein Leben und Wirken massgebend geworden, indem sie ihm

zuerst die Augen darüber geöffnet, dass das Christenthum und die Völker ganz anderer und höherer Bestimmung harrten, als der starre römische Wille ihnen vorzuzeichnen strebte. Eine Ahnung des eigenen Berufs wird hiernach den Jüngling ergriffen haben; er erkannte, dass er zunächst in Oxford zu verbleiben und, wie wir jetzt sagen würden, eine Universitätslaufbahn werde zu machen haben, statt ein Pfarramt zu übernehmen und, wie so manche Geistliche sicherlich auch in seinen Zeiten, segensreich als Hirt seiner kleinen Heerde zu dienen. Die priesterlichen Weihen der Kirche hat er damals schon erhalten, aber eben so früh die Abneigung gefühlt Mönch zu werden. Wir erfahren leider keine Einzelheiten aus diesen Jahren der Vorbereitung, die mit Lernen und Lesen, mit den Andachtsübungen und akademischen Disputationen im Collegium und in der Aula fleissig hingebracht wurden; jedenfalls konnte der wissenschaftliche Ruhm, den sich Wiclif erwarb, kaum grösser sein als die Reinheit seiner Sitten und der echt christliche Lebenswandel, die von Jugend auf bis an den Tod untadelhaft erscheinen, so dass, wie hart es auch werden mag, die entschiedensten Gegner, die sich über ihn geäussert, in dieser Beziehung nur das aufrichtigste Lob zu spenden haben. Wir wissen nicht, in wie weit Wiclif an den akademischen Parteiungen, den Kämpfen der Borealen, die er selbst so würdig vertrat, und der Orientalen, oder dem Hader der Universität mit Stadt und Regierung, wie weit er an den öffentlichen Angelegenheiten Englands und dem grossen Conflict mit dem Continente Theil genommen, Dinge, die doch auch das Oxforder Leben wesentlich berührt haben müssen.

Aber die Zustände, unter denen er lebte, die Zeit und ihre Zeichen blieben seinen Augen nicht verschlossen; im Jahr 1356 wagte er zuerst mit einem literarischen Erzeugniss: das

letzte Zeitalter der Kirche hervorzutreten. War es die furchtbare Seuche, die im Jahr 1348 ihren Schreckenszug über die Erde hielt, oder andere äussere und innere Schäden der Menschheit, oder war es die Stellung der Curie und des Klerus, die ihn wie so manchen vor und nachher den apokalyptischen Wahrsagungen zugeführt? Es ist ein Mahnruf zur Busse, mit dem er begonnen, zur Umkehr von der Sünde, so lange es noch Zeit ist, vorzüglich an die Diener der Kirche gerichtet, an die ganze hierarchische Corporation, von der Spitze herab bis auf ihre verborgensten Stützen.

Bald jedoch steigt Wiclif herab aus den mystischen Regionen und richtet sich hoch auf wider greifbare Gegner in nächster Nähe. Schon im Jahre 1360 hat er den Kampf mit den Bettelmönchen und besonders den Franciscanern begonnen, den er sein ganzes Leben hindurch unermüdlich fortführen sollte. Jener Orden hatte sich längst mit der Weltgeistlichkeit in den Haaren gelegen, als sein wissenschaftlicher Schwung, mit dem er einst aufgetreten, noch viel versprochen. Seitdem aber dürres Formelwesen den gesunden Trieb zerstörte und die Minoriten durch gute und böse Mittel und vorwiegend zu unreinen Zwecken das Gewissen in den Familien zu beherrschen, die akademische Jugend aber ganz an sich zu fesseln trachteten, schwoll die Feindschaft gewaltig an. Die Sittlichkeit begann bedenklich zu sinken; die Franciscaner, die manchen Jüngling verdorben oder durch schlechte Künste in ihren Verband gelockt hatten, waren Schuld, wenn viele Eltern ihre Söhne nicht mehr auf die Universität schicken wollten. Der Besuch, der einst die gewaltige Höhe von 30000 Studenten erreicht haben soll, war auf 6000 gesunken; die ernsten Studien lagen arg darnieder. Richard Fitzralf, Erzbischof von Armagh in Irland, der einst von 1333 bis 1347 Kanzler der

Universität gewesen, hatte zuerst dem Uebel kräftig zu steuern gesucht und eine Agitation gegen die Bettelorden eröffnet. Umsonst aber bewarb der treffliche Mann sich um Unterstützung beim Hofe in Avignon; als ein Universitätsstatut den frechen Eindringlingen Schranken setzen wollte, wurde es eben zu ihren Gunsten vom Papste verworfen. Das Oberhaupt der Kirche also selber stand dem nationalen Geiste der Hochschule, ihren alten Autoritäten und Formen im Wege. Da trat nun Wiclif in die Schranken, und sofort jubelten ihm alle jene Elemente Beifall zu. Sein Angriff, wie wir aus den noch erhaltenen Vorwürfen gegen die Bettelbrüder erfahren, deckte einmal schonungslos die innere Corruption derselben auf, denn Heuchelei und Schein bargen in der That unter dem groben braunen Ordensgewande die abscheulichste Entsittlichung. Das Gebot absoluter Armuth wurde zwar mit äusserer Werkheiligkeit befolgt, in seinem Sinn aber schamlos umgangen, und dies Verderben steckte dann die Laien an, bei denen sich die Brüder als Prediger und Beichtväter eingeschlichen und wie Ungeziefer festgesetzt hatten. Die Wuth war gross, als solche Worte in klarem Englisch erschollen, aber nicht minder die Billigung auf der anderen Seite.

Balliol-College, das einst von einer edlen Frau dieses zu Bernard Castle, kaum zwei Stunden von Wiclifs Geburtsorte, ansässigen Geschlechts gestiftet worden, und dem mehrere Mitglieder seiner Familie nahe gestanden zu haben scheinen, ertheilte dem kühnen Fellow von Merton eine Pfründe und erhob ihn schon im Jahre 1361 zu seinem Vorstande. In derselben Eigenschaft tritt er dann vermuthlich zwei Jahre später in das Königin-Collegium zurück, dessen Schüler er einst gewesen. Als jedoch 1365 Erzbischof Simon Islip sich gerade den Wiclif ausersehn um an die Spitze des von ihm in Oxford

errichteten Stifts Canterbury Hall zu treten und bald darauf gestorben war, da gab es Streit mit dem neuen Primas, der, selber ein Freund der Mönche, einem aus ihrer Schaar, Woodhall, die Vorsteherschaft zuwenden wollte. Wiclif beharrte nämlich bei dem Willen des Stifters und apellirte an den Papst. Da dieser nach langem Zaudern erst vier Jahre später gegen ihn entscheidet, behaupten die Widersacher, Wiclif habe hieraus erst seinen blinden Hass gegen die Orden geschöpft. Die Chronologie bezeugt das Gegentheil, noch mehr aber seine Betheiligung an einer anderen, weit wichtigeren Angelegenheit, in welcher der Papst selber Partei war, und von der sich Wiclif sicherlich fern gehalten haben würde, wenn er inzwischen wirklich mit Eigennutz und Ehrgeiz auf einen römischen Schiedspruch gewartet hätte.

Die Spannung zwischen König und Ständen auf der einen und der Curie auf der anderen Seite war stetig angewachsen. Strenge Gesetze gegen die römischen Provisionen, durch welche inländische Benefizien noch immer an Ausländer übertragen wurden und englischer Kirchenzins in den Seckel zu Avignon fliessen sollte, waren in Kraft getreten; und als der Papst wiederholte Conflicte zur letzten Entscheidung an sein Tribunal ziehen wollte, bei harten Strafen die Appellation an den fremden Gerichtshof untersagt. Allein trotz seiner überall sich häufenden Bedrängnisse erdreistete sich Urban V. das schmachvolle Lehnsgeld von 1000 Mark, zu dem sich einst Johann ohne Land in tiefster Erniedrigung vor Innocenz III. verstanden, das Eduard I. ausdrücklich verweigert hatte und das nun seit einem Menschenalter gar nicht mehr entrichtet worden, in Erinnerung zu bringen. Es war dies ein Missgriff wie so manche andere des damals über seine wirkliche Machtfülle arg verblendeten römischen Hofs; wie sehr der Papst sich in

einem Fürsten wie Eduard III. und dem jugendlichen Parlament geirrt, bewies die einmüthige Entrüstung, mit der sie seinem Anspruche begegneten. Nur noch schärfere Gesetze wurden ins Statutenbuch aufgenommen, die Provisoren an Gut und Blut gestraft. Da hatte nun ein Mönch, der weislich seinen Namen verschwiegen, kecker als seine Vollmachtgeber, eine Schrift erscheinen lassen, in welcher er die Oberlehnsherrlichkeit des Papstes über England behauptete. Da er den Wiclif namentlich zur Widerlegung herausgefordert, liess dieser nicht lange auf sich warten. Man sieht, wie viel Ansehn er sich bereits erworben, indem auf ihn zunächst Rücksicht genommen wird. Schon ist er auch Caplan des Königs, denn in der Gegenschrift vom Jahre 1367 bezeichnet er sich als solchen. In derselben aber stellt er sich ganz auf nationalen, staatsrechtlichen Boden, indem er, gestützt auf seine Bekanntschaft mit englischen Rechtszuständen die völlige Unabhängigkeit der Krone und seines Vaterlands in Schutz nimmt und die Forderung jener elenden Summe als eine Beleidigung zurückweist. Mit grossem Geschick hatte er dazu die Form einer Debatte im Hause der Lords gewählt. Die anglo-normännische Insel war in der That niemals zu einer Dependenz des heiligen Stuhls herabgesunken wie etwa der Normannenstaat in Süditalien.

Einen solchen geschickten Vertheidiger nun, der mittlerweile auch die Sache Oxfords wider die Minoriten und die Dominicaner weiter führte, zogen die staatlichen Gewalten, die denselben Feind bekämpften, natürlich näher an sich heran. Während Wiclif im Jahr 1372 zu Oxford den theologischen Doctorgrad erhielt und von seinem Lehrstuhle aus in geistlichen und weltlichen Fächern eine immer grossartigere Thätigkeit entwickelte, gewannen seine Beziehungen zu Hof

und Regierung auch täglich an Bedeutung. Er war bereits ein Mann, der bei den Staatsleuten galt, und dessen Popularität auf der Universität wie im Volke, wie sie verdiente, stetig anwuchs. Im Jahre 1373 sehen wir seine Verdienste noch durch weitere Pfründen belohnt, das Rectorat der Kirche von Ludgarshale und eine Domherrnstelle zu Westbury. Im Hinblick auf die ihm böswillig zugeschriebenen Beweggründe zu seinem Auftreten ist es von besonderer Bedeutung, dass Papst Gregor XI. kein Bedenken getragen hat diese Beförderung in einem eigenen Breve zu bestätigen, in welchem er die grosse Gelehrsamkeit des berühmten Theologen und seinen makellosen Wandel namentlich hervorhebt. Allein unmittelbar darauf ist Wiclif dem Papste doch noch in einem anderen Lichte erschienen.

Waffenstillstandsverhandlungen zwischen England und Frankreich, die man zu Brügge eröffnet hatte, führten auch zu einem Versuche, sich bei derselben Gelegenheit mit der Curie aus einander zu setzen. Zu dem Zwecke wurde vermittelst königlichen Patents auch der Magister der Theologie John de Wiclif den englischen Bevollmächtigten beigegeben, die unter dem Vorsitze des Herzogs von Lancaster Jahr und Tag sich vergeblich angestrengt haben jene beiden hoch wichtigen Angelegenheiten auszutragen. Gregor liess einige scheinbare Concessionen gegen die schroffen Behauptungen seines Vorgängers machen, aber verfolgte dabei schlau die alte römische Politik des Zauderns und der Winkelzüge, um in der Sache selbst Nichts nachzugeben. Man konnte und wollte eben nicht die in England so ganz besonders ergibige Beutelschneiderei und das Einschmuggeln fremdländischer Prälaten fahren lassen. Daher denn im Jahre 1376 ein Abbruch der Conferenzen ohne Ergebniss und verdoppelte, dem Papste immer

gefährlicher werdende Beschwerde des Parlaments. Ueber die Thätigkeit Wiclifs bei diesen Transactionen erfahren wir leider nichts Näheres, aber zwei für sein Leben und Wirken doch ungemein wichtige Thatsachen knüpfen sich an den Aufenthalt in Flandern. Im Verkehr mit den römischen Bevollmächtigten hatte er zunächst Lug und Trug des Papstthums so tief durchschaut, dass er wie nach ihm Luther durch eigenen Anblick, voll tiefster Entrüstung den persönlichen Kampf mit dem nicht scheuen zu müssen glaubt, der sich Statthalter Christi auf Erden nennt. Ferner aber war er dem Prinzen nahe getreten, der in jener Zeit bei der Altersschwäche seines Vaters König Eduard den höchsten Einfluss im Staate besass. Johann von Lancaster war aus Princip, wenn auch nicht ohne starken Eigennutz, der Kräftigung des Laienregiments gewogen; er stemmte sich gleichmässig gegen die Eingriffe Roms wie gegen die hohe Macht des einheimischen Klerus. Mit Hülfe der volksthümlichen Kräfte hoffte er alsdann seine eigenen Ziele zu erreichen. Wenn diese so wenig wie seine sittliche Haltung reiner Art waren, so erscheint er doch als ein Mann von Ideen und lebhaftem Interesse an den geistigen Schwingungen seiner Zeit. Chaucer, den Dichter, hatte er an sich gezogen und nun auch eine verwandte Natur, den Geistlichen, der auf der Bahn kirchlicher Reform einherzuschreiten begann. Wer mag sagen, wie köstliche Früchte seine Einigung mit solchen Geistern getragen haben würde, wenn seine Persönlichkeit eine ähnliche gewesen wäre wie hernachmals die des edlen Kurfürsten von Sachsen. Wie sehr er indess Wiclif schon bei der Rückkehr aus Brügge gewogen war, ergibt sich daraus, dass diesem, doch sicher als Belohnung für seine Arbeiten, von der Krone die ergibige Pfarre Lutterworth in der Grafschaft Leicester verliehen wurde. Er hat ihn auch fernerhin gefördert,

als er in Schrift und Rede immer entschiedener gegen die greuliche Entartung der Welt- und Klostergeistlichkeit und den Papst auftrat, der die Schlüsselgewalt zu einem Werkzeuge heilloser Usurpationen herabgewürdigt habe und, wie die Apokalypse verkündet, zum Antichrist geworden sei. Und Wiclif hält wieder zum Herzoge, als dieser seine eigene Stellung gefährdet sieht. Das sogenannte gute Parlament des Jahrs 1376 erhebt sich zwar mit besonderer Schärfe gegen die Geldgier, die in der sündigen Stadt Avignon im Schwange ist, gegen den heiligen Vater, von dem es heisst, dass Gott ihm seine Heerde befohlen habe sie zu weiden und nicht zu scheeren; es will die Missbräuche endlich abgestellt und einen Zustand herbeigeführt wissen, wie ihn die heimatliche Kirche in den Tagen Gregors des Grossen gekannt habe. Aber die Opposition der englischen Prälaten, die eine Weile den popularen Regungen wider Rom gefolgt waren, beginnt zu erstarken und bringt auch im Unterhause eine mächtige Partei wider Lancaster empor, dessen Regiment als ein usurpirtes erfolgreich angegriffen wird. Sein Einfluss unterliegt indess keineswegs völlig, wobei man eben Wiclifs Unterstützung kaum verkennen kann. Auf höhere Weisung und in Uebereinstimmung mit den gegenpäpstlichen Strömungen im Parlamente hatte dieser in denselben Tagen ein merkwürdiges Gutachten zu Gunsten der These abgegeben, dass die Regierung selbst dann bei dem Verbote kein Geld nach Avignon auszuführen beharren dürfe, wenn der Papst die geistlichen Strafen zu Hülfe nähme. Die Gegensätze also verpflanzten sich immer mehr auf englischen Boden und Wiclif wurde bereits zu einer tieferen Ergründung der Dinge weiter gedrängt. Während sein Gönner sich nicht verloren gab, spielte sich sein Angriff immer mehr

von dem Gerüste der Hierarchie auf ihr inneres Wesen, auf das Gebiet der Lehre hinüber.

Gegen Beides nun beschlossen die alt constituirten Gewalten sich sicher zu stellen. William Courtnay, der Bischof von London, ein Mann aus ungestümem aristokratischen Geschlecht, voll priesterlichen Hochmuths, bewog zuerst die Convocation des Klerus den Oxforder Professor wegen Ketzerei zu belangen. So wurde er denn zum 19. Februar 1377 vor die in der Paulskirche zu London niedergesetzte Commission geladen, man sieht nicht recht, warum ausserhalb seines Sprengels. Wiclif stellte sich, aber begleitet vom Herzoge Johann in Person und von einem anderen Freunde, Lord Henry Percy, dem Grossmarschall von England, trat er in das Gotteshaus. Ein zahlreiches, ritterliches Gefolge umgibt sie, ein Haufe aus der Stadt drängt hinterdrein. Auf beiden Seiten offenbart sich eine starke Regellosigkeit des Verfahrens; ein gewaltiger Conflict war im Anzuge. Als der Bischof sich erhob, um dem Marschall die Ausübung seines Amts an geweihter Stätte zu untersagen und leidenschaftlich auffuhr, da Percy mildherzig über die Gebrechlichkeit des Angeklagten ihm einen Sitz bot, kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen Lancaster und dem Prälaten, in welchem ersterer einige drohende und beleidigende Ausdrücke fallen liess. Die Folge war ein wüster Tumult im Dome selbst; ein Auflauf in den Strassen spann sich daran, in welchem die Londoner, auch sonst vom Herzoge gereizt, ohne viel Grübeln, die Partei ihres Bischofs ergriffen. Nicht ohne persönliche Gefahr gelang es Lancaster und seinen Begleitern sich selber und ihren Schützling in Sicherheit zu bringen. Allein schon in wenigen Tagen zeigte sich, dass die vornehmste Gewalt im Staate sich dennoch in den Händen Herzog Johanns befand: der Pöbel musste sich demüthig unterwerfen und die Kleri-

sei, obwohl auf das Aeusserste erbittert, noch einmal von ihrem rachedürstenden Vorhaben ablassen. Bald darauf starb König Eduard, dessen altersschwaches Regiment an solchen Hergängen nicht wenig Schuld getragen. Unter seinem Enkel und Erben, dem minderjährigen Richard II., schien der Oheim Lancaster erst recht an Macht zu gewinnen; die Mutter des jungen Königs und ihr Hof zu dem machten gar kein Hehl daraus, dass sie in der geistlichen Controverse zu Wiclif hinneigten. Auch ferner also giengen beide Tendenzen Hand in Hand.

Allein auch das Gegentheil unterliess nicht den Regierungswechsel nach Kräften auszubeuten. Die weltliche Opposition stand dem Klerus bei, der sich schleunigst an den Papst gewandt, damit dieser zunächst den Ketzer niederschmettere. In fünf Bullen vom 22. Mai werden denn auch die Krone, Erzbischof und Bischof so wie die Universität zu dem entsprechenden Verfahren aufgefordert und bevollmächtigt; es erscheint Gefahr im Verzuge, auf dass nicht die Spitzen des Staats und des Volks von den neuen Irrlehren angesteckt werden. Ausdrücklich wird auf die in den Hofkreisen herrschenden gefährlichen Sympathien hingewiesen. Aber auch Oxford will sich nicht dazu verstehen, den Mann, der bei Lehrern und Schülern am Meisten gilt, nachdem er den verhassten Mönchen das Handwerk zu legen begonnen, zu verfolgen und auszutreiben. Allein sie müssen ihn dennoch im Januar 1378 noch einmal ziehen lassen, damit er sich in der Halle zu Lambeth stelle, wo die hohe Geistlichkeit eifrig und zornig abermals ein Glaubensgericht über ihn niedergesetzt hat. Er erscheint wiederum, allein ohne seine gewappneten vornehmen Gönner; aber kaum hat das Verhör begonnen, so sind die Londoner Bürger da, dieses Mal getrieben durch die

Sorge um seine Sicherheit. Lärmend umringen sie den erzbischöflichen Palast, dringen selbst in die Kapelle und verlangen laut, dass der Person des verehrten Mannes kein Unheil geschehe. Auch die Prinzessin von Wales hat einen Rittersmann gesandt mit dem Auftrage, von vorn herein gegen einen Richterspruch zu protestiren. So muss denn das geistliche Gericht nochmals der Laiengewalt weichen und sich mit der wenig sagenden schriftlichen Erklärung des Angeschuldigten zufrieden geben, dass er zum Widerruf bereit sein wolle, sobald man ihn des Irrthums überführe. Einstweilen beharrt er dabei, dass Papst und Priester eben so gut sündliche Menschen seien als die übrigen Sterblichen, dass den weltlichen Anmassungen der Curie Schranken gesetzt werden müssen, der Staat aber ein Recht habe, jenen schamlosen Vorwänden der geistlichen Einkünfte entgegen zu treten. Das Gesetz Christi stehe höher als die behauptete und so arg gemissbrauchte Schlüsselgewalt der Päpste. Es ist eine Unwahrheit, wenn auf katholischer Seite versichert wird, Wiclif habe zu Lambeth zaghaft widerrufen um dem Märtyrertode zu entgehen und habe nachträglich ein aufreizendes Pamphlet geschrieben, eine Verantwortung, von der es fest steht, dass sie schon zum Verhör eingereicht wurde.

Das Papstthum war inswischen schon gar nicht einmal in der Lage ihn zu belangen, denn kaum zwei Monate später brach jenes Schisma aus, welches erst nach mehr als dreissig Jahren durch das Kostnitzer Concil gehoben werden sollte. Welch ein Triumph, welche grossartige Bestätigung für die nicht widerlegten Sätze Wiclifs, der sofort in einer Flugschrift Anlass nahm die ungeheuere Bedeutung dieses gewaltigen Scandals der Christenheit darzulegen.

»Vertrauen wir auf die Hülfe Christi«, ruft er aus, »denn das Haupt des Antichrist ist entzwei gespalten, und die eine Hälfte streitet wider die andere.« Gottes Wort allein kann jetzt vom Verderben erretten.

Und es war gut für ihn selber und die Zukunft des Evangelium, dass er in diesem Augenblicke nach Waffen griff, deren Schärfe nimmer rostet. Denn hätte Wiclif nur bei Bekämpfung der Jurisdiction und Lehnsherrschaft der Päpste verweilt, so wäre es ihm schwerlich besser ergangen, als dem Marsilius von Padua oder dem Johannes Gandavensis, mit deren Ketzerei ihn auch die jüngsten Ausschreiben der Curie im Voraus zusammen geworfen hatten. Allein längst hatte er bei seinem gewaltigen und gefahrvollen Unternehmen seine Bibel zur Hand gehabt; nun war die Zeit da und seine Erkenntniss reif, dass er offen vor die Christenheit hintreten und auf die Frage Antwort geben konnte: was steht in der Schrift, und was sagen die Decretalen?

Betrachten wir zunächst das Verhältniss, das er zu der heiligen Urkunde selbst einnahm. Seitdem er akademisch zu wirken begonnen, mitten in seiner gelehrten, in der praktischen Thätigkeit, in die er sich mit so grosser Energie geworfen, trat ihm das Wort, das Gesetz Gottes, wie er es besonders gern nennt, immer näher. Wie das Lesen desselben seine ganze Anschauung, sein ganzes Wesen ergriffen, so begann er mit hinreissendem Schwunge vom Katheder, von der Kanzel herab die Bibel auszulegen. Lehrer und Schüler zu Oxford lauschten gefesselt seiner lebensvollen Predigt und hatten bald, wie die scholastische Sitte zur Unterscheidung berühmter Lehrer gleichsam forderte, ihm keinen anderen Namen beizulegen als den des *Doctor Evangelicus*. Da stieg nun der Gedanke in ihm auf, die im Latein erstarrte Schrift in die

eben jugendlich auflebende Muttersprache zu übertragen. Er selbst hat späterhin erzählt, in den Händen der jungen Königin Anna, der Tochter Kaiser Karls IV., ein Evangelienbuch gesehn zu haben, das neben dem Latein eine böhmische und deutsche Uebersetzung enthalten und ihn nicht wenig angezogen habe. Es ist irrig, wenn man vom Anblick dieses schönen Manuscripts seinen Entschluss herleiten möchte, da die königliche Ehe erst zu Anfang 1382 geschlossen wurde. Möglich, dass ihm eine jener zahlreichen Handschriften unter die Augen gekommen, in welchen die frommen Angelsachsen einst bedeutende Stücke des alten und neuen Bundes in ihre Zunge übertragen hatten. Genug, seinem Geiste schwebt von Anfang an die grosse Aufgabe vor, was jene nur bruchstückweise und mehr paraphrastisch vollbracht und was man auch in Deutschland oder Böhmen noch vergeblich ersehnte, sein Volk mit der ganzen Bibel in Englisch zu beschenken. Es soll eine Uebersetzung sein in der Sprache, wie sie jetzt nach schiksalsvollen Zeitläuften aus einer merkwürdigen Mischung constant und das Eigenthum von Hoch und Niedrig geworden, zugleich der Ausdruck einer geistig und materiel unabhängig werdenden Nation.

Die gewaltige Arbeit nun, die ihn vornehmlich in den Jahren 1379 und 1380 beschäftigt zu haben scheint, konnte freilich kein Hebräisch oder Griechisch, sondern nur die Vulgata zu Grunde legen, denn Wiclif verstand notorisch keinen der beiden Grundtexte, und von linguistischer Kritik hatte sein Zeitalter noch keine Ahnung. Aber eine treue, eine wörtliche und doch verständliche und volksthümliche Uebersetzung der ganzen Bibel besass noch keines der modernen Völker. Sie ist zu Stande gekommen, und zwar besonders durch Wiclifs eigne Anstrengung, wenn auch neuere For-

schung ergeben hat, dass einige seiner besten Schüler ihm treulich beigestanden haben müssen, und dass überhaupt während der nächsten Jahre unter den Wiclifiten ein wahrer Wetteifer auf diesem Gebiete zu beobachten ist. Die englische Bibelübersetzung des vierzehnten Jahrhunderts, obwohl offenbar in verschiedenen Stücken und in verschiedenen Exemplaren vorhanden, ist in der That die beste Probe der damaligen englischen Prosa, in welcher das romanische Element bereits den sächsischen Grundstoff völlig durchwachsen hat und neben der natürlichen Kraft des letzteren auch eine gewisse Gewandtheit nicht zu verkennen ist abstracte Begriffe zur Anschauung zu bringen. Wie sehr Beides der Fall gewesen, ergibt sich doch wohl aus der gewaltigen Wirkung, die das Erscheinen des Buchs auf der Stelle hervorgebracht. Jetzt erst begann das Volk in seinen niederen Sphären mit Begier lesen zu lernen und unmittelbar an den Urquell heran zu treten, aus dem Leben und Wahrheit fliesst. Wie recht hat da von seinem Standpunkte aus ein orthodoxer Chronist, der uns Manches von Wiclif zu erzählen weiss, ihn auch vermuthlich in Leicester selber kennen gelernt hat, wenn er ihn bezüchtigt mit seinem englischen Evangelium die Perle vor die Säue geworfen, das den Geistlichen befohlene Kleinod in ein Spielzeug der Laien verwandelt, das himmlische Talent der Kirche zum beständigen Eigenthume des Volks gemacht zu haben; der heilige Text der Schrift sei durch Uebertragung in die Muttersprache entweiht, denn allen, die nur Lesen gelernt, Männern und Weibern, sei sie jetzt geläufiger, als ehedem den gelehrtesten Klerikern. Es war in der That die erste, nicht wieder auszufüllende Bresche in dem Mauerwerk, welches die Hierarchie mit Hülfe der Vulgata aufgerichtet zu haben meinte. Noch wäh-

rend des Mittelalters und trotz der Stürme orthodoxer Reactionen ist diese Bibel tief ins Volk gedrungen, das sich dieselbe auch durch Ketzergericht und Scheiterhaufen niemals völlig wieder hat entreissen lassen. Die verbesserten protestantischen Uebersetzungen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts haben sie keineswegs übersehen, und niemand wird leugnen, dass zu dem kolossalen Betriebe der heutigen britischen Bibelgesellschaft der alte evangelische Doctor von Oxford den ersten Grundstein eingemauert hat.

Aber wie bei seinem grösseren Nachfolger Luther ist diese Arbeit auch ihm nur Mittel zum Zweck gewesen. Immer klarer spricht er in derselben Zeit die Ueberzeugung aus, dass wie der einzelne Mensch Rechenschaft von seinen Wandel zu geben habe, so auch die Anleitung dazu gewährt werden müsse. Aber die heilige Schrift allein ist Regel und Richtschnur für Glauben und Leben eines Christenmenschen. Dieser Satz wird dem Reformator recht eigentlich zum Knotenpunkte, in welchen er die aus einander laufenden Fäden seiner Wirksamkeit schürzt: der Kampf wider die Bettelmönche, welcher das Alte einreisst, liegt nicht allzu weit ab von der evangelischen Glaubenslehre, die rüstig in einer Reihe von Schriften wieder Neues aufbaut. Wiederholt fasst er die beiden Seiten seines Berufs in kurzen eindringlichen Sätzen zusammen. »In dem Masse,« heisst es einmal, »wie Christus so unendlich viel erhabener ist als irgend ein anderer Mensch, steht auch das Gesetz des Herrn und Gottes Wort höher als alle menschliche Satzung und Autorität.« Und wieder fast mit stillem, nationalem Humor. »Wenn es hundert Päpste gäbe und alle Bettelbrüder zu Cardinälen würden, so dürfte man ihnen in Sachen des Glaubens doch

nur so weit beipflichten, als sie sich auf die Bibel zu berufen im Stande sind.«

Man sieht, er hatte im Princip völlig gebrochen mit dem, was die Kirche des Abendlands seit Jahrhunderten allen Gläubigen als unwandelbares Dogma vorgeschrieben. Gottes Gesetz stand ihm weit über den Decreten von Papst und Kirchenversammlung. Zwar fand er keinen Anlass den Zeiten der ältesten Kirche, dem apostolischen Zeitalter nachzuforschen; sein Sinn war nicht historisch, noch weniger philologisch angelegt, wie wir heutzutage sagen würden; der philosophisch-scholastische Boden, auf dem er erwachsen, liess das nicht zu. Allein selbst von diesen, einst so mächtigen Einflüssen hat sich Wiclif loszuwinden begonnen, und das geschah eben in der praktischen Wendung, der echt nationalen Richtung, die er der unvermeidlichen Consequenz seiner ersten Sätze zu geben wusste. Er packte den Stier gleichsam bei den Hörnern, als er kühn der ärgsten Verdrehung der römischen Doctrin, der Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahle den Krieg erklärte und, woran im neunten Jahrhunderte vielleicht schon Johannes Erigena gedacht haben mochte, an diesem Eckstein des ganzen Systems als schrift- und vernunftwidrig zu rütteln begann.

Der Weg, auf welchem er dahin gelangte, gieng natürlich von seinen obersten Prämissen aus, dass Gottes und nicht Menschen Gebot ihn vorzeichne. Nach dieser Richtschnur aber ist Gottes Sohn der alleinige Mittler zwischen dem Vater und den Menschen; nur der volle Glaube an Christus verhilft diesen zur vollen Seligkeit, weder die eigenen Werke, noch die Anbetung der Heiligen, von denen die Welt erfüllt war, vermögen dazu beizutragen; Gott aber in seiner Gnade und Allmacht zieht durch den Sohn den reumüthigen Sünder

aus dem Staube, so dass Glaube und Reue ein Geschenk von oben sind, und nicht etwa als ein Verdienst des Menschen aus sich selber gefasst werden. Erst die also Erwählten sind ihm die Gemeinde der Heiligen, die Gemeinde Gottes, die wahre Kirche. Wie sieht er doch hierbei schon völlig ab von dem, was seine Zeitgenossen unter der Kirche verstanden, die ja nur aus der hohen und niederen Priesterschaft so wie aus den Mönchen, seinen geschworenen Gegnern, zusammen gesetzt sein, und der die Laien nur ausserhalb der Schranken, die ihnen gezogen, angehören sollten. Sämmtliche wahrhaft Gläubigen bilden dagegen, wie er es fasst, die Kirche und haben Zutritt zur göttlichen Gnade ohne alle menschliche Vermittelung; alle Heuchler und Gottlosen, und wenn sie die höchsten Prälaten sein mögen, gehören ihr dagegen nicht an. Es ist derselbe Begriff vom höchsten Priesterthum, der auch zu der Entwicklung der deutschen Reformation so wesentlich beigetragen.

Er aber hat Wiclif fernerhin siegreich beigestanden, als er die bisherige Sacramentstheorie anzugreifen begann. Es ist bekannt, wie sehr der katholische Begriff der unerlöschlichen und unbefleckten Weihe, die der Priester erhalten, die Ausbildung jener Theorie befördert hat, und wie umgekehrt die Heiligkeit des Sacraments dazu dienen musste, den priesterlichen Charakter möglichst unangreifbar zu machen. Beides passte genau in einander und hatte der römischen Lehre ihren Gipfelpunkt geschaffen in dem willkürlichen, als unumstösslich geltenden Satze, dass durch die Hand des consecrirenden Priesters Brot und Wein des Altars in Leib und Blut des Herrn verwandelt würden, während ihre äusserlichen Erscheinungen in Gestalt und Geschmack scholastisch gesprochen nur Accidentien seien. Der Angriff jeder ernst-

lichen Reformation der Kirche ist gegen dieses Bollwerk des Systems geschehn, aber freilich auf verschiedene Seiten desselben. Während Huss die Vorenthaltung des Kelchs umstösst und dadurch die Kluft zwischen Priester und Laien auszufüllen trachtet und Luther das Messopfer vorzüglich als Abgötterei bekämpft, hält sich Wiclif zähe an der Irrlehre von der Brotwandlung. Ketzerei geradezu erscheint ihm was als die Summe der Orthodoxie betrachtet wird, und seine Ueberzeugung entfernt sich durchaus nicht weit von der Deutschen Anschauung. Auf evangelischem Boden stehend ficht er besonders zwei Punkte an: die frevelhafte und heidnische Doctrin, dass der Priester durch den mystischen Act der von ihm ausgehenden Weihe den Leib des Herrn mache, und dass die also geweihte Hostie alsdann angebetet werde. Die Priesterschaft der Kirche erscheint ihm eben nicht mehr als Stellvertretung Christi, im Gegentheil ihre Ueberhebung ist eine Blasphemie und die Anbetung des Sakraments geradezu Götzendienst. Aber was hat er an die Stelle zu setzen, wie gelingt es ihm das absichtlich und zu höchst ungeistlichen Bedürfnissen zurecht gemachte Institut auf die ursprüngliche Einsetzung zurück zu führen?

Das Dutzend Thesen, die im Frühling 1381 zuerst diesen allerwichtigsten Gegenstand öffentlich behandeln, und die Schriften, in denen er späterhin wiederholt auf denselben zurückkommt, entwickeln seine Ansicht durchaus nicht scharf und klar. Es scheint vielmehr, dass die entscheidende Lösung des vornehmsten Widerspruchs auch ihm selber schon keineswegs zur Befriedigung gelungen ist. Er und seine Schule erklären zunächst zwar deutlich und beharrlich das sichtbare Sacrament des Altars für wirkliches Brot und wirklichen Wein. Aber wie Beides nun zu Christi Leib und Blut

werde, das hat Wiclif verschiedenartig und ohne eigentlich einen Abschluss zu gewinnen zu beantworten gesucht. Mitunter nähert er sich bedeutend der Lehre Zwinglis: dass die sichtbaren Körper nur Zeichen und Bild dessen seien, das man sich unter ihnen vorzustellen habe, und stellt den unbefriedigenden Unterschied auf von dem natürlichen Brot, das auf sacramentalischem Wege die Bedeutung des Leibes Christi annimmt. An anderen Stellen aber betont er wieder fast in Luthers Weise die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, stellt ihn sich aber nicht räumlich messbar und fasslich vor, sondern eigenschaftlich gehe er in das gesegnete Brot über. Dies ist also zugleich wahres Brot und wahrer Leib, ein Schluss, dessen Widersprüche menschliche Erkenntniss nicht zu vermitteln vermag, und dem Wiclif wiederum dadurch zu Hülfe zu kommen sucht, dass er, abweichend vom lutherischen Lehrbegriff, zum segensreichen Genuss des Sacraments den Glauben als unerlässlich fordert.

Mit dieser Lehre nun, so unvollkommen sie auch in der Entwicklung sein mochte, trat Wiclif im Vertrauen auf die ewige Wahrheit der Schrift fast gleichzeitig mit seiner Bibelübersetzung hervor und fand unter allen Ständen und allen Schichten der Bevölkerung auch hier wieder freudiges Gehör. Denn nicht durch die Flugschrift allein wendet er sich an seine Landsleute, das geredete Wort, die Predigt nimmt er immer mächtiger zu Hülfe. Schon seit mehreren Jahren ist das Predigen seine vornehmste und liebste Beschäftigung. Da wählt er die praktischen Punkte der Glaubenslehre zu Texten und greift mit ihrer Hülfe besonders gern die hierarchischen Theorien als Unwahrheiten an. Da gibt er auch der gesammten Pfarrgeistlichkeit, die diese ihre ersten Pflichten so gut wie ganz zu verabsäumen pflegte

und sich die frei zu den Leuten gewandte Predigt von den Bettelbrüdern fast völlig aus den Händen hatte entwinden lassen, ein leuchtendes Beispiel. Sein Trachten ist in rein biblischer und evangelischer Weise zur Gemeinde zu sprechen; und dass der Erfolg gewaltig gewesen, wird hinreichend offenbar aus den vielen hundert Abrissen und Bruchstücken, welche sich in den Handschriften der Zeit als Wiclifs Predigten ausgezeichnet finden, und aus der begeisterten Nachahmung, die schon damals bei einer Schaar gottesfürchtiger, von seiner gesammten Wirksamkeit ergriffener Männer hervortrat.

So viel über den Gang der Glaubensbesserung, welche die geistigen Kräfte dieses seltenen Mannes sich zum Ziele gesteckt. Je unumwundener aber er seine Ueberzeugung aussprach, desto grösser auch die Wuth aller Vertreter der alten Autoritäten, die entschlossen waren von den äusseren und inneren Stützen des römisch-katholischen Lehrbegriffs nicht die allergeringste herzugeben. Allerdings bedurften sie Zeit sich wieder zu sammeln aus dem Wirrsal, welches das päpstliche Schisma über die Welt gebracht hatte. Aber jene zwölf Sacramentsthesen boten doch eine willkommene Handhabe zu einem neuen Versuche um endlich dem immer gefährlicher werdenden Ketzer beizukommen. Er geschah auf der Universität Oxford, deren Kanzler, William Berton, hierarchisch gesinnt, die Thesen einer Commission von zwölf Doctoren der Theologie, unter denen allein acht Mönche waren, zur Prüfung übergab. Der Spruch lautete natürlich, dass sie als irrgläubig zu verdammen seien; alle Strafen, die nur irgend mit dem akademischen Herkommen stimmten, vom Interdict bis zum Gefängniss, wurden denjenigen angedroht, die fernerhin in den Lectionen dergleichen vortragen

und auch nur anhören würden. Es wird erzählt, dass Wiclif, der seinen Platz an der Universität noch immer behauptete, eben im Hörsaal der Augustiner seine Sätze vortrug, als ein Procurator jenes Cancelariatsgerichts eintrat und mit dem entsprechenden Beschlusse in der Hand ihm einzuhalten gebot. Wiclif soll einen Augenblick überrascht gewesen sein, sich jedoch sofort gefasst und unter Vorbehalt einer öffentlichen Disputation wider das Verfahren protestirt haben. Doch scheint es, dass er sich einstweilen der mündlichen Fortführung des Streits enthalten habe, der Vorgang aber der Anlass zur Herausgabe eines seiner wichtigsten Pamphlete geworden ist, das Pförtchen (*Wicket*) geheissen, in welchem er die Einsetzungsworte »das ist mein Leib« behandelt, und das dem ungeheueren Beifall nach zu urtheilen, den es damals und späterhin den Lesern abgewonnen, Tausenden und Hunderttausenden unstreitig eine Pforte des Lebens geworden ist.

Aber während Wiclif dies Büchlein schrieb oder gerade herausgab, brauste ein gewaltiger Sturm über sein Werk und über England hin, der in seinem Wirbelwetter die geistige Umkehr zur Besserung und alle staatlichen und kirchlichen Autoritäten mit sich fortzureissen drohte. Man kennt den furchtbaren Bauernaufstand vom Juni 1381 und die erst viel später erhobene Beschuldigung, dass vornehmlich auch Wiclifs Lehre und Predigt ihn verschuldet hätten. Es fällt nicht schwer, dies als eine böswillige Erfindung zurück zu weisen, wenn man sich nur die durchaus verschiedenen Ursprünge der socialistischen Bewegung vergegenwärtigen will. Schon gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem der Bürgerstand nicht nur gesellschaftlich und politisch unabhängig geworden, sondern auch zu unmittelbarer Theilnahme

an den öffentlichen Dingen emporgestiegen war, begannen auch die noch tiefer liegenden Kreise des Proletariats sich zu regen. Sie bestanden in England aus verschiedenen Stufen der Leibeigenschaft, wie sie sich von der Eroberung herleiteten, aus kleinen freien, aber armen Arbeitern in Stadt und Land und aus den niedrigsten Sphären des Klerus, den ordinirten Brüdern von Hörigen und Handwerkern. Die geschlossene, wohlthätige Ordnung der alten feudalen Zustände hatte längst einen empfindlichen Riss bekommen. Das vielfach zersplitterte Lehen begann stetig, sogar in der Hand von bürgerlichen Besitzern, wieder zu grösseren Gütercomplexen zusammen zu wachsen, und Wiesenbau und Schaafzucht erschien der Reichthum bringenden Wolle wegen erspriesslicher als der Ackerbau. In den Städten regierten die Zünfte und machten dem geringen Manne, der ihnen nicht angehörte, das Leben sauer. So stiessen Leibeigene und städtische Proletarier überall auf Härte und Druck, als auch sie von dem in der englischen Sprache zuerst Ausdruck findenden nationalen Bewusstsein ergriffen und fast gleichzeitig durch den Schwarzen Tod vom Jahre 1348/49 arg mitgenommen wurden. Jene Seuche hat eben diese Schichten der Bevölkerung so gut wie decimirt, also die Arbeitskräfte verringert, den Lohn der Arbeit hingegen bedeutend gesteigert. Jahrzehnte lang hat sich die Gesetzgebung mit einer künstlichen Regelung dieser Verhältnisse zu schaffen gemacht; aber bei allen Bestimmungen über den Preis der Lebensmittel und der Löhnung kamen die bevorrechteten Stände ohne Ausnahme darin überein, dass sie den gerechten Forderungen der kleinen Leute, die den Lastthieren gleich sich abzuquälen hatten, kein Gehör schenkten, sie vielmehr als Auflehnung blosstellten und durch geschärften Druck zu ersticken trachteten.

Nun begann aber die leidende und jammernde Arbeiterbevölkerung schon damals sich zu Associationen zusammen zu schliessen, indem sie auf diesem Wege sicherer zu ihrem Brot zu kommen verhofften. Anfangs gewiss in guter Absicht, jedoch nach und nach entschieden mit subversiven Tendenzen betrieben jene Priester niederer Herkunft dabei das Geschäft der Organisatoren. Gar bald wird das Haus der Gemeinen darauf aufmerksam und sucht der Bewegung, die einzeln schon aus ihrer passiven Haltung zu offenem Widerstande übergieng, mit einer Reihe von Statuten vorzubeugen. Allein Gerechtigkeit und Mitleid sind auf friedlichem Wege für so viele Unglückliche und Verstossene nicht zu erzielen. Wie das arme Volk zu dieser Ueberzeugung kommt und dennoch an einigen edlen Grundzügen echt germanischer, conservativer Art festhält, klingt uns dumpf und melancholisch aus einem merkwürdigen literarischen Erzeugnisse des Tags entgegen, das ein im Uebrigen unbekannter Priester, Robert Longland, um das Jahr 1362 gedichtet haben soll, die Gesichte Peters des Pflügers. Darnach sind alle Stände des Staats, insonderheit Klerus und Adel von innerem Verderben ergriffen, nur der arme Ackersmann allein, der an die Scholle gebunden im Schweiss seines Angesichts für andere das Feld bauen muss, hat sich unbefleckt erhalten. Ein tief religiöser Zug steckt in den absonderlichen Versen, wo der Träumer sein Ideal, den Pflüger, geradezu im Erlöser personificirt erkennt. Aber eben so sehr grollt es in der Tiefe, wenn Heuchelei und Härte derer gezeichnet werden sollen, die das Unheil verschulden. An Empörung freilich wird noch nicht gedacht, nur gegen Pfaffen und Mönche höchstens werden Prophezeiungen des nahen Untergangs geschleudert. Ein König vor allen werde kommen und die Rettung herbeiführen, wie denn

bei dieser und so mancher anderen Bewegung der Art der ochlokratische Strom entschieden die Richtung einschlägt sich mit der absoluten Monarchie zu vereinen. Aus dieser merkwürdigen Dichtung lässt sich erkennen, wie schon frühzeitig religiöse und freilich höchst unklare, schwärmerische, fast chiliastische Begriffe zu den zu einem Durchbruch anschwellenden Wogen hinzugetreten sind.

Endlich ist der wilde Aufstand da; der härteste Steuerdruck gerade am Tiefsten nach unten hatte die Flammen geweckt. Wüthende Demagogen aus dem Handwerkerstande, fanatisch communistische Priester mit einfachen, die Menge zu allen Schandthaten anfeuernden Schlagworten erscheinen an der Spitze; die Sprüche Peters des Pflügers gehen von Mund zu Mund. Und der Erfolg? Einige Tage lang ist der ländliche und städtische Pöbel Herr von London und im Tower, schwelgt im Blute einiger Prälaten und Edelleute, in den Geldsäcken der Kaufleute und im Wein und Silberschatz der Reichen. Eine entscheidende Katastrophe tritt ein und in ihrem Gefolge jäh die Reaction. Die besitzenden und herrschenden Klassen haben sich ermannt und vereinigt, einige in der ersten Noth gegebene Zusagen werden gebrochen und schliesslich die Empörung mit Waffengewalt und Blutgericht erstickt.

In welcher Verbindung aber sollte sie mit Wiclif und seinem Werke gestanden haben? Wo war der Zusammenhang zwischen John Balls nivellirendem Spruche:

Als Adam grub und Eva spann,
Wer war da ein Edelmann?

und Wiclifs Wirksamkeit, die sich stets auf Königthum und Stände berief und ihnen gerade dienen sollte? Nein, es lässt sich leicht das Umgekehrte darthun, dass nämlich seine

und seiner nächsten Nachfolger Predigt dem Treiben jener Pöbelredner schnurstracks entgegen gelaufen. Er wollte die ganze gegliederte Ordnung des damaligen Staats erhalten wissen und betrachtete die zur höchsten weltlichen Potenz emporgestiegene Kirche als ihren ärgsten Gegner; jene wollten von allen Herren, geistlichen und weltlichen, etwa nur den König leben lassen, als Seelsorger aber namentlich die Bettelmönche, Wiclifs unversöhnliche Feinde, die sich dem grossen Haufen von Anfang an unentbehrlich gemacht. Man kennt Wiclifs enge Beziehungen zum Herzoge Johann von Lancaster; auf ihn gerade hatten es die Rebellen am meisten abgesehn. Sein herrlicher Stadtsitz, der savoyische Palast am Strand zu London, seine Schlösser in Leicester und Tutbury wurden fast von Grund aus demolirt, er selbst genöthigt sich auf eine Weile vor dem wüthenden Hasse der Menge nach Schottland zurück zu ziehen. Endlich kann auch von einem Einklange zwischen Wiclifs Lehrbegriff und dem wilden Communismus der Bauern keine Rede sein. Die hohen klerikalen und mönchischen Ketzerrichter, die Wiclif gewiss niemals aus den Augen verloren, haben es auch weder damals noch späterhin gewagt ihn für den Genossen von Wat Tyler zu erklären, obwohl er, wie es nun einmal sein Brauch war, die Gelegenheit ergriff, um in einem Flugblatte seine Ansicht über »Herren und Diener« auszusprechen.

Er durchschaute gleich Luther im Jahre 1525 die ungeheuere Gefahr, mit welcher ein solches Ereigniss sein Werk bedrohen musste. In zwiefacher Gestalt trat sie ihn unmittelbar darauf näher an. Der Herzog, nun völlig von der einflussreichen Leitung der öffentlichen Dinge verdrängt, eingeschüchtert und bestürzt, begann sich von ihm zurück zu ziehen; es fehlte ihm durchaus an moralischem Halt um sich

auch für die neue Glaubenslehre begeistern zu können. Und ferner trat an die Stelle des im Aufruhr gemordeten frommen und edlen Erzbischofs Simon Sudbury der stolze und hochmüthige Fanatiker William Courtnay, der nunmehr als Metropolit in Tagen, wo Alles sich in die Reaction warf, auch die Ketzerei und ihre Vertreter, die ihm schon einige Male entgangen, mit Stumpf und Stiel auszurotten gedachte.

Sein erster Schritt war, die neuen Lehren nach Form und Brauch der Kirche prüfen und verurtheilen zu lassen, und dann ohne Erbarmen diejenigen zu strafen, die nicht Widerruf leisten würden. Er ruhte nicht, bis er ein so umständliches Verfahren in Gang gesetzt. Auf den 17. Mai 1382 wurde zunächst eine stattliche Synode nach den Dominicanern *(Blackfriars)* zu London beschieden, bestehend aus sieben Bischöfen nebst ein und dreissig Baccalaureen der Theologie und beider Rechte, von denen fast alle ohne Ausnahme Mitglieder der vier Bettelorden der Franciscaner, Dominicaner, Augustiner und Carmeliter waren, also Gegner Wiclifs vom reinsten Wasser. Es wurde ihnen eine Liste von 24 Artikeln vorgelegt, ziemlich lose zusammen gestellt, und ohne dass alle nur von dem verhassten Doctor herrührten. Drei Tage höchst gewissenhafter Berathung genügten, um zehn derselben als ketzerisch, die übrigen als irrig zu verdammen. Während der Sitzungen hat man in London ein Erdbeben verspürt, was geschickt von Wiclif in seinem Glaubensbekenntnisse benutzt wurde, wenn er ausruft: »Sie beschuldigen Christum und die Heiligen im Himmel der Ketzerei; wahrlich, da antwortete die Erde auf der Menschen Stimme an Gottes Statt wie einst bei der Kreuzigung.«

Gleichzeitig aber hatte der Erzbischof, gestützt auf die Ereignisse des vorigen Jahrs, das Parlament um Massregeln

angegangen, mit denen einer Anzahl gefährlicher Menschen, deren Lehren überall im Lande Zwietracht unter das Volk ausstreuten, ihr Handwerk gelegt werden könnte. Er schilderte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die aus Wiclifs Schule hervorgegangenen, so berühmt gewordenen Reiseprediger. In einer äusserst schlichten, nicht ohne Absicht jenen Orden entlehnten Tracht von grobem, braunrothem Stoffe, barfuss, den Stab in der Hand, ziehen sie von einer Grafschaft, von einer Stadt zur anderen, um überall, ohne sich dafür die Licenz ihres Bischofs geholt zu haben, tagtäglich zu predigen. Nicht allein Kirchen und Kirchhöfe wählen sie zu dem Zweck, auch die Marktplätze, die Strassen, das freie Feld sind ihnen gut genug, wo nur der Haufe am dichtesten zusammenläuft, um auf ihre feinen und klugen, aber scheinheiligen und ketzerischen Reden zu lauschen. Man sieht, die Verfolgung wurde nun schon unmittelbar gegen die echten Jünger des Meisters gerichtet. Die Interessen der geistlichen und weltlichen Lords waren seit dem grossen Schrecken wieder einig geworden, und so gewährte dann das Oberhaus das vom Erzbischof Primas beantragte Gesetz. Es war der erste Versuch der Kirche, sich die königlichen Beamten Behufs einer Vollstreckung ihrer Verdammungsurtheile dienstbar zu machen. Allein die Gemeinen machten ihre antiklerikale Richtung geltend und versagten der Bill ihre Zustimmung. Der Erzbischof ermittelte also nur eine königliche Ordonnanz, die den halben Geist der schwachmüthigen Herrschaft Richards II. athmet, für den sich auch in der Folge die Hierarchie nicht ohne Grund durch ihren Abfall gerächt hat. Es heisst in dem nicht mit Gesetzeskraft ausgestatteten Erlasse, dass die Prälaten alle Irrlehrer und ihre Anhänger durch ihre eigenen Diener verhaften und zur

Rechenschaft ziehen könnten, wobei die weltlichen Beamten und die Laien überhaupt hülfreiche Hand leisten sollten. Ein Statut wider Ketzerei war damals noch nicht durch das Parlament zu bringen.

Jedoch Courtnay war auch mit dem Wenigen zufrieden, was er erhalten, und traf unverzüglich Gegenanstalten wider das Uebel. In allen Sprengeln und Kirchen seiner Provinz wurden Verbote und Strafandrohungen publicirt. Während der Pfingstwoche hielt man in London feierliche Procession, nach welcher ein Carmeliterbruder die Kanzel am Kreuze von St. Pauls bestieg und in seiner Predigt vor allem Volke die orthodoxe Lehre der Kirche wider die nichtswürdigen Häresien verfocht. Der Hauptschlag aber sollte endlich an der Hochschule von Oxford geschehn, welche Courtnay längst als den Herd der ganzen reformatorischen Bewegung erkannt hatte. Dort erhielt Peter Stokes, gleichfalls ein Carmeliter, am 28. Mai die Weisung, die Beschlüsse jener Versammlung zu Blackfriars zu publiciren, damit sich die Universität danach richte und fernerhin in Kirchen und Hörsälen Nichts mehr der Art dulde. Allein wie sehr die neue Doctrin noch immer im Schwange war, ergibt sich daraus, dass der zeitige Kanzler, Robert Rigge, gar kein Hehl daraus machte ein Anhänger Wiclifs zu sein, und dass er einen der eifrigsten Freunde desselben, Nicolaus von Hereford, beauftragt hatte die Universitätspredigten zu St. Marien zu halten. Der Erzbischof sah sich daher genöthigt ein ernstliches Schreiben an den Kanzler zu richten und, als auch das nicht durchschlug, diesen selbst nebst dem Doctor der Theologie Brightwell zum 12. Juni nach London zu citiren, wo sie denn nach einigem Zaudern gezwungen worden sind sich der geistlichen Gewalt zu unterwerfen und die Verdammung der 24 Sätze anzuerkennen.

Rigge wurde nunmehr nach Oxford zurückgesandt mit einem offenen Befehl, der ihm das Verfahren wider Wiclif und vier seiner Gesinnungsgenossen aufgab, jenen Hereford, Philipp Reppington, Domherrn zu Leicester, wo die neue Lehre überhaupt eifrig gepflegt worden zu sein scheint, Johann Ashton und Lorenz Bedeman. Sie sollten von allen akademischen Rechten und Pflichten entbunden sein, bis sie sich von den schweren Anschuldigungen gereinigt hätten. Doch der Kanzler selber, nachdem er den Bereich des hohen Ketzergerichts verlassen, verhehlte die alten Sympathien nicht; er untersagte einem frechen Mönche, Henry Crompe, die Vorlesungen, in denen er gegen die Wiclifiten, diese Lollarden, wie sie von nun an heissen, zeternd loszog. Der aber ruhte nicht, eilte zum Erzbischofe und erwirkte durch königliches Decret nicht nur einen Widerruf des Verbots, sondern zugleich die Bestätigung jener letzten geistlichen Verordnung: unverzüglich sollte gegen die bezeichneten Männer und ihren Anhang eingeschritten, ihre Schriften und Tractate confiscirt werden, sie selbst in acht Tagen die Stadt verlassen. Das wirkte, denn auch die Universitätsbehörden mussten sich endlich fügen.

Am 18. schon finden wir Hereford, Reppington und Ashton in der Halle der Dominicaner erscheinen, wo Erzbischof Courtnay selber der Inquisition präsidirt. Doch ihr Widerstand war hartnäckig und machte sich bei verschiedenen Sitzungen in schriftlichen und mündlichen Erklärungen Luft. Namentlich wollte die Verantwortung in Betreff der Abendmahlslehre nicht genügen. Einmal wurde Ashton von seinem überzeugungsvollen Eifer so sehr hingerissen, dass er in feuriger, englischer Rede sich an die zahlreiche Versammlung wandte und trotz Courtnay's Forderung, der Laien wegen sich des Latein zu bedienen, nicht davon abzubringen war.

Diese Männer waren mit allen scholastischen Künsten nicht zum Widerruf zu bewegen; so wurde denn am 13. Juli trotz ihrer Appellation nach Rom der Bann über sie ausgesprochen und zu London, auf der Universität, durch Anschlag an allen Kirchen in Stadt und Land verkündet. Und wenige Monate zeigten in der That, dass die geistlichen Censuren ihre Schärfe noch nicht verloren hatten. Der Eifer des Bischofs von Lincoln, John Bokyngham, dessen Sprengel am Meisten von den Neuerungen ergriffen worden, scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben. Im October und November reichten Hereford, Reppington, Ashton, Bedeman, einer nach dem anderen den verlangten Widerruf ein, liessen sich absolviren und in die Stellung wieder einsetzen, die sie ehedem als Pfarrer und Universitätslehrer eingenommen. Wir erfahren nicht, wie sie sich dabei mit ihrem Gewissen abgefunden, oder welcher Schmerz die Seele Wiclifs erfüllt haben mag, als so kühne Vorkämpfer sich schmachvoll ergaben. Doch ist die Notiz bedeutungsvoll, dass einigen von ihnen die Fürsprache Lancasters nicht gemangelt habe; auch wissen wir namentlich von Herefords späterem Rücktritt.

Der Klerus glaubte nun seines vollständigen Siegs so gut wie gewiss zu sein, als die inzwischen nach Oxford verlegte Commission zu Wiclifs Verhör schritt. Am 18. November erschien er dort; selbst elende Gesundheit hatte ihn nicht verhindert von seiner Pfarre zu Lutterworth aus sich einzufinden. Obwohl noch nicht sechszig Jahre alt, war er doch bereits sehr gebrechlich und litt stark an Gicht. Allein sein Geist war nicht gebrochen, sein Glaube wankte nicht. Er gab seine Sache nicht verloren und hatte so eben, wie er denn überhaupt eine bedeutende publicistische Gewandtheit besessen haben muss, eine neue Ansprache an seine Lands-

leute gerichtet. Sie erschien in Form einer Petition an König und Parlament, das jüngst wiederum zusammen getreten, und betonte, auf dem Zeugniss der Schrift fussend, hauptsächlich vier Punkte, in denen seine ganze praktische und theoretische Thätigkeit wurzelte: die Nichtswürdigkeit der Mönchsgelübde, die Gewalt des Staats über das Kirchengut, das Recht, lasterhaften Klerikern den Zehnten vorzuenthalten und schliesslich die gereinigte Lehre vom Abendmahl. Diese Eingabe fand Beifall im Hause der Gemeinen und half die letzten Anstrengungen der Pairs zu Gunsten eines Ketzergesetzes zu Boden schlagen. Sie hatte zugleich die Wirkung, dass das geistliche Gericht, dem sich der Reformator gestellt, höchst vorsichtig die Fragen bei Seite liess, bei denen es mit dem Staate in Conflict gerathen konnte, und allein eine Rechtfertigung zu Gunsten der Transsubstantiation verlangte. Das war ein Gebiet, auf welches nun Niemand mehr dem kühnen Manne folgen wollte, denn auch der Herzog von Lancaster, nachdem er Wiclif vergeblich gerathen den Widerstand aufzugeben, hatte sich offen von ihm zurückgezogen. Alt und schwach, ohne alle menschliche Stütze, im Vertrauen allein auf Gottes Hülfe verfocht er seine Lehre und wich nicht einen Schritt breit. Seine eigenen Worte strafen abermals ältere und neuere Behauptung Lügen: mit keiner Sylbe hat er auch nur einen Widerruf angedeutet. Das bezeugt auch der Richterspruch, der einfach auf Ausstossung von der Universität lautete. Jedenfalls ist die grosse Mässigung auffallend, mit der man ihn behandelt hat. Nicht in London, sondern an der Hochschule, deren berühmtestes Mitglied er war, ohne dass der Erzbischof zugegen, wird er verurtheilt; seine Pfarre, das Amt des Seelsorgers wagt man nicht ihm zu entziehen, die Excommunication über ihn zu verhängen. Auch

hier also waren der Nation und der Universität gegenüber noch Rücksichten zu nehmen, und Wiclif sollte im Leben der Inquisition nicht verfallen.

Er hat sich hiernach gänzlich auf die ihm längst schon lieb gewordene Pfründe zu Lutterworth zurückgezogen und, so weit es sein schwacher Körper erlaubte, ausschliesslich sein Werk durch Schrift und Lehre zu festigen gesucht. Dort ist auch vermuthlich sein Hauptbuch, der Trialogus, entstanden, in welchem er die wesentlichsten Stücke seiner Reformation, allerdings in der schwierigen scholastischen Sprache seiner Zeit, niedergelegt hat. In der Seelsorge und Predigt aber hat ihm bis zuletzt sein treuer Schüler und Genosse bei der Bibelübersetzung, John Purvey, beigestanden. Die Kanzel, von der er gepredigt, wird heute noch dort ehrfurchtsvoll gezeigt. Als Papst Urban VI. ihn jetzt noch nach Rom citirte, konnte er mit Hinweis auf seine nahe Auflösung würdig und freimüthig sich entschuldigen; und von allen Nachstellungen der Pfaffen und Mönche hat ihn endlich der Tod erlöst. Er schloss die Augen in Frieden am letzten Tage des Jahrs 1384, nachdem ihn kurz zuvor beim Anhören der Messe in seiner Kirche ein Schlaganfall getroffen, dessen Vorboten schon früher eingetreten waren.

Seine Persönlichkeit wird uns alt, mager und leiblich zart geschildert, mehrere alte Bildnisse stellen ihn mit eingefallenem Antlitz dar. Typisch erscheint er in der damals zu Oxford gebräuchlichen geistlichen Tracht, Stab und Buch in den Händen. Auf einem erst kürzlich entdeckten Porträt ist sein Name sorgtältig durch eine zweite Schrift: Robert Langton verdeckt; auf diese Weise hat augenscheinlich ein frommer Anhänger das geliebte Bild durch die Zeiten der

Verfolgung gerettet. Mächtig aber muss nach der Aussage aller, die ihm nahe getreten, das Wort und die Ueberzeugung des Mannes gewirkt haben, denn noch drei und zwanzig Jahre nach seinem Tode erklärt einer von ihnen, der selber als Märtyrer in den Tod gieng, dass sie Wiclif für den bedeutendsten Theologen seiner Zeit gehalten; und im Jahre 1406 noch hat sich die Universität Oxford dahin über sein Andenken ausgelassen, dass er in Wandel und Wort ein wahrer Vorkämpfer des Glaubens und niemals ketzerischer Verkehrtheit geziehn worden sei, vielmehr unter allen, die damals in Logik, Philosophie und in der ethischen und speculativen Theologie gelehrt und geschrieben, ohne Gleichen gewesen. Sein Wissen, sein Talent und seine Frömmigkeit, mit einem Worte seine ganze Persönlichkeit gehörten doch dazu, dass er bei Hoch und Niedrig Achtung und Anhang gefunden. Seine Beziehungen zu den Höfen Eduards III., Richards II. und Johanns von Lancaster, so wie die Begeisterung, mit welcher Lord Latimer, die Ritter Trussel, Clifford, Stury, Nevil, Montague für ihn Partei ergriffen, entkräften die absichtsvollen Versicherungen, dass ihm nur das gemeine Volk angehangen. Eine Generation vielmehr ist darüber vergangen, bis die wiclifitischen Ideen beim Adel und auf der Universität ausgetilgt werden konnten, während ihr praktischer Inhalt hinfort allerdings vorzüglich in den niederen Kreisen verborgen, aber hartnäckig festgehalten wurde.

Wer möchte leugnen, dass auch von protestantischem Standpunkte aus der von Wiclif angestrebten Reformation Manches vorzuwerfen bleibt. Er selbst hat hinreichend gefühlt, wie viel Schwäche und Irrthum ihm anhaften. Man muss aber nicht vergessen, in welchem Zeitalter er stand, wo

es zunächst galt den Staat von den unreinen weltlichen Prätensionen der Kirche zu säubern. Nur die Auffassung seiner Tage konnte ihn zu der widersinnigen, dem Lehnsrechte entlehnten Behauptung hinreissen, dass jeder irdische Besitz des Laien wie des Priesters als eine Gnadengabe des Himmels durch die Sünde verwirkt werde. Und wo waren die Wissenschaft und die Kritik, die ihm in Theologie und Philosophie, und vor allen bei seiner Bibelübersetzung hätten beistehn können. Auch darf man nicht zürnen darüber, dass er bis zuletzt der Messe beiwohnt: er hat ja nicht von demselben Punkte aus die hierarchische Idolatrie angefochten wie Luther nach ihm, vielmehr einmal ausdrücklich gesagt: seine Anbetung geschehe bedingter Weise und im Geist, denn der Leib Christi sei im Himmel. Die Bildung einer neuen Gemeinde hat er so wenig erreicht als bezweckt; seine Reiseprediger sollten nur beleben, und keineswegs die äussere, herkömmliche Form zerschlagen.

Er bleibt aber trotz alledem der ebenbürtige Vorläufer der deutschen Reformation, so sehr auch die beschränkte und selbstgerechte Ueberhebung einer gewissen Richtung dies zu verneinen sucht. Wir hegen das Zutrauen, dass die anglicanische Kirche und insonderheit die Universität Oxford, wovon schon oft die Rede gewesen, durch Herausgabe der vielen ungedruckten Schriften und namentlich der Predigten Wiclifs ihm selbst das edelste Denkmal setzen und dadurch Alles nur bestätigen werde, was sich bis jetzt über sein Leben und Wirken, als das eines von Gott gesandten Glaubenszeugen, hat fest stellen lassen. Hat doch Milton von seiner hohen protestantischen und patriotischen Warte herab fast mit bedauerndem Tone ausgerufen: »Hätte die hartnäckige

Widerspänstigkeit unserer Prälaten nicht dem göttlichen und wundervollen Geiste Wiclifs im Wege gestanden, indem sie ihn als einen Schismatiker und Neuerer zu ersticken trachtete, so wären vielleicht weder die Böhmen Huss und Hieronymus, noch selbst die Namen Luthers und Calvins je bekannt geworden, und der Ruhm, alle unsere Nachbarn reformirt zu haben, wäre völlig unser gewesen!«

IX. König Heinrich V. und König Sigismund.*)

Nicht ganz von ungefähr erhob sich Wiclif unter den Germanen im äussersten Westen, wo hinter dem schmalen Saume keltischer Population auch die Welt ein Ende zu haben schien, und ist ihm Huss im fernen Osten gefolgt, wo Prag als die am Weitesten gegen die Barbaren vorgeschobene Universität unter den Slaven aufgeblüht war. Das grosse Deutschland selber, aus dem einst Luther hervorgehen sollte, schien noch unberührt in der Mitte liegen zu bleiben. Es bot aber dennoch die an anderen Orten kaum nachzuweisenden Bindeglieder. Wir finden sie in den merkwürdigen Geschicken der kaiserlichen Dynastie der Luxemburger. Dies Haus, durch seine Herkunft in die Bahnen der französischen Politik gezogen, hatte naturgemäss während des grössten Theils des vierzehn-

*) Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmunds, 4 Bände, Hamburg 1838. Palacky, Geschichte von Böhmen, Band III, Prag 1845. Engl. Gesch. V., Gotha 1858. Eberhard Windeck bei Mencken, SS. rer. Germ. I., Lips. 1728. Gesta Henrici quinti, Ed. Engl. Hist. Soc. London. 1850.

ten Jahrhunderts den Plantagenets feindlich gegenüber gestanden, bis Eduards III. Beziehungen zu Italien und der gespaltenen Herrschaft der Päpste diesen Fürsten auf transalpinischem Gebiete zuerst mit den kümmerlichen Bestrebungen König Wenzels zusammenführten. Hieraus, scheint es, ist die zwar nicht für die Geburt neuer Fürstengeschlechter, aber für die Schöpfung neuer weltbewegenden Ideen schicksalsvolle Heirat des jungen Richards II. mit Anna von Böhmen hervorgegangen.

Es ist dann von nicht geringer Bedeutung, dass diese Beziehungen zwischen den beiden Herrscherhäusern keineswegs abgerissen sind, nachdem ein jedes von ihnen merkwürdige Wandlungen durchzumachen gehabt. Richard II. wird vom Thron gestürzt nicht zum mindesten, weil er der Kirche nicht kraftvoll genug gegen die heterodoxen Bewegungen zu Hülfe gekommen; und Wenzel, sein Schwager, nachdem er bereits die Deutsche Königskrone verscherzt, verliert beim Aufbrausen der ketzerischen Tendenzen unter den Czechen auch in Böhmen den Boden unter den Füssen. Jenem folgt der Vetter, Heinrich von Lancaster, diesem als römischer König der eigene Bruder, Sigismund. Beide in ihrem besonderen Gebiete erkennen es als ihr vornehmstes Interesse die schwer gereizten altkirchlichen Autoritäten zu festen Bundesgenossen zu gewinnen, beide leihen ihren Arm dazu der Häresie in ihren Staaten ein Ende zu bereiten. Und doch, hat Heinrich vergessen können, dass sein Vater, der alte Gent, einst Wiclifs persönlicher Gönner gewesen und ihm in grosser Gefahr schützend zur Seite gestanden? Hat Sigismund sich in der That aller Sympathien für den Bruder entäussert und keine Erinnerung mehr bewahrt, wie Karl IV., ihr kluger Vater, der Freund Petrarcas, einst über Rom gedacht, wie er sogar auf Johann Tauler, den frommen Pre-

digermönch von Strassburg, aufmerksam geworden? Die Macht der Verhältnisse, die Rücksichten auf den wankenden Thron galten in beiden Fällen als mächtigere Gebote.

Aber wie verschieden wieder sind der Boden, die Umgebungen, die Anforderungen und die persönlichen Anlagen von Lancaster und Luxemburger. Letzterer, aus halb französischem, halb deutschem Stamme hervorgegangen, wird in die seltsamen Fügungen seines Hauses hingerissen. Weder als Markgraf von Brandenburg, noch als Reichsverweser in Polen weiss er sich die materiellen Mittel zur nachhaltigen Durchführung seiner Autorität zu verschaffen. Ein angeborener Leichtsinn treibt den von Natur liebenswürdigen jungen Fürsten in arge Schulden und in böse Conflicte mit seinen Blutsverwandten. Seine Vergnügungssucht, seine grosse Schwäche gegen weibliche Reize, seine abenteuerlichen Unternehmungen haben frühzeitig die moralische Haltung stark untergraben. Darauf wird er als König von Ungarn und gewissermassen zu seiner Läuterung in das Völkergewühl geschleudert, wo Germanen, Slaven, Magyaren politisch, kirchlich, social sich aneinander reiben und zu keinen klaren, staatlichen Bildungen entwirren können. Nur die Abwehr der furchtbar anschwillenden Gefahr, mit welcher die Türken von Osten drohen, vermag auf Augenblicke diese entgegenstrebenden Massen zu einigen. Immer gewaltigere Prüfungen scheinen über Fürsten und Völker im Anzuge zu sein; Kreuz und Halbmond, wie sie seit Jahrhunderten in Westasien mit einander gerungen, machen jetzt Osteuropa zum Kampfplatz. Schon hat Sigismund bei Nicopolis als echter Kreuzzugsheld gekämpft und gelitten; zeitlebens, auch nachdem er den Thron Karls des Grossen bestiegen, ist er bemüht gewesen, die hadernden Kräfte des Abendlands zur Ruhe zu bringen

und vereint, einem Barbarossa gleich, wider die Ungläubigen gen Osten zu führen.

Der Lancaster dagegen, zwar aus dem normännischen Blute der Wilhelme und Heinriche entsprossen, eröffnet auf dem heimatlichen Throne ein neues Herrschergeschlecht, das von den nationalen Regungen seines Volks stark berührt wird und zum ersten Male englisch zu fühlen und zu reden beginnt. Hier ist Alles zunächst auf die Feststellung des Regiments nach Innen angelegt: mit den populären Elementen werden geschickte Uebereinkünfte getroffen, der Kirche wieder ein starker Halt geboten. So manche Gährungsstoffe auch nach der gewaltsamen Usurpation im Lande zurückgeblieben sein mögen, die Krone erkennt, dass sie denselben durch Richtung nach dem Auslande bequem Luft machen könne, und hat daher bewusst und absichtsvoll die alte Feindschaft gegen Frankreich neu angefacht. Heinrich IV. erscheint so recht als ein persönlicher Ausdruck dieses Zustandes, seine Regierung als die eines schlau und fein die Mittel abwägenden Politikers. Eine ungemeine Herrschaft über sein eigenes Selbst war die Grundbedingung, wenn er sich überhaupt in der erhabenen Stellung behaupten wollte, zu der er sich aufgeschwungen. Nur höchst selten, nur ganz im Anfange hat er die eigene Tapferkeit im Kampfe mit den Gegnern zur Geltung gebracht, obwohl ein innerer Trieb auch ihn recht eigentlich zum Kreuzfahrer, zum glorreichen Kampfe mit den Heiden berufen zu haben schien. Hatte er doch einst bei den Deutschrittern in Preussen, bei den Johannitern auf Rhodus an ihren Auszügen Theil genommen, bei jenen Gelegenheiten auch wohl die erste Beziehung zu Sigismund angeknüpft; er stirbt mit dem Gedanken, sein Gelübde nach Jerusalem zu ziehen nicht erfüllt zu haben.

Sein Sohn, der fünfte Heinrich, war berufen, des Vaters Werk in der grossartigsten Weise aufzunehmen. Freilich zeigt er in jungen Jahren ähnliche Anlagen wie einst sein älterer Zeitgenosse Sigismund. Schon das Leben des Knaben und Jünglings ist voll wechselnder Schicksale; wie der Luxemburger unter den Magyaren wird auch er in Irland gefangen gesetzt; wie jener sich heldenmüthig in die Schaaren der Osmanen stürzt, zeichnet Heinrich sich glänzend im Kampfe mit Owen Glendowers Walisern aus. Recht eigentlich hat er sich Titel und Fürstenthum eines Prinzen von Wales erobern müssen. Allein dann ist er, was nicht zu leugnen, in schlechte Gesellschaft gerathen. Ein Uebermass sprudelnder, ja, fast genialischer Lebenskraft hat ihn eine Weile an Umgang und Handlungen sein Gefallen finden lassen, die kaum ohne Einbusse für seinen Charakter bleiben konnten. Schon schüttelte der Vater, grämlich und trauernd, sein sorgenvolles Haupt; es quälte ihn nebst anderen Aengsten auch der Gedanke, der Erstgeborene, den so schöne Eigenschaften zierten, dem ohne Staatsstreich die Nachfolge bestimmt war, könne missrathen. Aber welcher Umschwung sofort bei seiner Thronbesteigung. Alle Schlacken, die von der lockeren Periode her noch an ihm haften geblieben sein mochten, werden leicht und männlich abgeschüttelt; fest und in der vollen Blüthe der Jahre ergreift der König Scepter und Schwert. Und da zeigt es sich auf der Stelle: die Tendenzen des Vaters hat Niemand besser begriffen als er; Kopf und Hand sind bereit, sie fortzuführen. Von nun an lebt und webt Heinrich in den grossen Aufgaben seiner Herrschaft. Und wahrlich, da erscheinen alle Kräfte in gerader Linie auf feste concentrische Punkte gerichtet, da erkennt man überall die greifbaren Erfolge eines gesunden, schwungvollen Geistes. Sein Reich und seine Herrschaft erscheinen

als das gerade Gegentheil zu den zerfahrenen Zuständen, in welchen Deutschland und die slavischen Nachbarländer hinsiechen, als deren persönliches Abbild König Sigismund gelten kann.

Vergegenwärtigen wir uns nun die wesentlichen Richtungen der englischen Politik zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, so lässt sich nicht übersehen, wie sehr sie in die europäischen Dinge überhaupt eingreifen mussten. Der Wechsel der Dynastie hatte die unter Richard II. zuletzt fast erloschene Animosität gegen das grosse Nachbarreich wieder neu belebt, während gleichzeitig unter den Franzosen arge Brüche innerhalb des königlichen Hauses Thron und Staat unterwühlten. Heinrich, der eben in den romanischen wie germanischen Reichen des Abendlands verwandtschaftliche Fäden aufnahm und neu knüpfte, die bestimmt waren seinem Geschlechte vielleicht eine Weltstellung zu bereiten, hielt indess die Augen unverwandt auf die beiden Frankreich zerfleischenden Factionen gerichtet; indem sich beide an ihn wandten, er beiden Zusagen machte, eröffneten sie selber ihm die Bahn, sich zu ihrem Gebieter aufzuschwingen. Die alten Ansprüche Eduards III. wurden in ihrer ganzen Ausdehnung wieder aufgenommen um in wenigen Jahren zu wunderbarer Geltung gebracht zu werden. Was weder Crecy noch Poitiers vermocht, das leitete Heinrich selber durch seinen unvergleichlichen Sieg bei Agincourt ein. Mit seinen englisch-burgundischen Waffen, das war kaum noch zu bezweifeln, musste es ihm gelingen das grösste Stück von Frankreich zu unterwerfen. Eine solche That, welche die Geschicke zweier Völker gewaltsam zu einem einzigen zu machen strebte, versetzte doch den Westen des Welttheils nicht minder in Erschütterung, als sie die Türken dem Osten bereiteten.

Ein anderes, gewiss eben so mächtiges, tief in die Grundlagen der europäischen Staatengesellschaft eingreifendes Moment war ferner das kirchliche. Die Lancasters stützten ihren Thron recht eigentlich auf den Vorsatz das römische Dogma wider alle Gefahr häretischer Einbrüche zu sichern, den nationalen Klerus bei allen seinen alt hergebrachten Rechten zu bewahren und ihn dadurch als zuverlässigsten Bundesgenossen an sich zu fesseln. Es fällt nicht schwer, das Streben Schritt für Schritt zu verfolgen.

Die von Wiclif angeregte politisch-religiöse Bewegung hatte in seinen Nachfolgern, den Lollarden, die eifrigsten Beförderer gefunden, obwohl freilich die Reinheit seiner Motive und Ziele bald zu schwinden begann. Der Sturz Richards indess entmuthigte die Sekte keineswegs. Noch immer trotz aller Verfolgung wirken die Reiseprediger in feuriger Begeisterung; noch immer halten Leute aus den vornehmen Ständen zu ihnen und wächst zusehends die Masse der Bekenner in den niederen Kreisen. Ein geistig unbefangenes Auge, wenn es damals überhaupt ein solches gab, konnte unmöglich das Bedürfniss, die Sehnsucht verkennen, welche das englische Volk nach reinerer, evangelischer Lehre empfand. Aber eben so sehr machten sich die unlauteren Elemente bemerkbar, die gleich Unkraut immer üppiger zu wuchern begannen. Seit dem Staatsstreiche der Lancasters schossen sie erst recht heftig auf. In die Bewegungen zu Gunsten der gestürzten Faction mischen sich auch bald lollardische Einflüsse; die Sage, dass der gemordete Richard noch am Leben sei, findet bei den Feinden der Kirche begierigen Glauben. Daher werden denn auch die Verbreitung jenes Schürmittels zu weiteren Rebellionen und die ketzerischen Lehren der Anhänger Wiclifs durch dieselben Erlasse verdammt. Je mehr sich die akatholischen

Tendenzen der politischen Conspiration nähern, desto sicherer und einheitlicher werden auch die Massregeln, welche das Königthum zu treffen weiss. Es hat noch während Heinrichs IV. Regierung die religiöse Opposition im eigenen Lande und ohne auf den Continent Rücksicht zu nehmen mit eigenen Mitteln bekämpft und erfolgreich die Fahne der Orthodoxie wieder aufgepflanzt. Eine der ersten Erklärungen jenes Fürsten war gewesen, dass er nicht nur die alten staatlichen Privilegien der Kirche, sondern auch die von Kirchenvätern und scholastischen Doctoren festgestellte Doctrin gewahrt wissen wollte. Jetzt kam zu Stande, was einst unter Richard nicht zu erlangen gewesen: Krone, Klerus und Barone im Bunde brachten ein Grundgesetz gegen Ketzerei durch, kraft welches Geistliche, die ihren Widerruf gebrochen, so wie ihre häretischen Schriften vor bischöflichen Gerichten abgeurtheilt werden konnten und, falls sie für schuldig befunden, den weltlichen Autoritäten zur Bestrafung und Vernichtung überantwortet werden sollten. Schon am 26. Februar 1400 loderte in Smithfield der erste Scheiterhaufe, auf welchem William Sawtre, ein wiclifitischer Pfarrer, verbrannt wurde. Es war das Signal zu einer Jahrhundert langen blutigen Verfolgung, deren ganzer, jammervoller Umfang, so viele einzelne Fälle auch hergezählt werden, nicht mehr zu constatiren ist, deren Zweck aber, wie die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts doch wohl offenbart, nicht erreicht worden ist. Aber wie lange noch haben sich bedeutende Kräfte der englischen Nation gegen solche Schärfe des inquisitorischen Verfahrens gesträubt; wie offenbart sich doch schon hier der zähe germanische Sinn, der sich auch von aller romanistischen Härte und Consequenz eine Ueberzeugung, die nicht die seine werden kann, aufnöthigen lassen will; vor allen die Lollarden selber geben längere Zeit ihre

Sache nicht verloren. Je schärfer der Druck, um so lauter die Predigt, um so erregter die Masse. Man ist auch erstaunt, wie lange trotz aller Repressivmassregeln der alte, von so vielen nationalen Anklängen getragene Geist auf der Universität Oxford nicht zu tödten gewesen ist. Wie mächtig, wie segensreich hat doch Wiclif auch nach dem Tode noch fortgewirkt. Courtnay's Nachfolger, Erzbischof Arundel, dieser Thurm des orthodoxen Glaubens, wie seine Freunde ihn genannt haben, hat von Anfang an seine Augen auf die Hochschule gerichtet, wo die Lage der Dinge ihm äusserst traurig erscheint, indem »der einst so saftreiche Weinstock jetzt nur Heerlinge« trage, wo Wiclifs Gedächtniss noch jüngst in einem von der Universität besiegelten Erlasse bis in den Himmel erhoben worden, wo in einzelnen Beispielen seine Schüler bis in die Mitte des Jahrhunderts nachzuweisen sind. Auf Arundels Anordnung wird im Jahre 1409 die Inquisition zu einer permanenten gemacht, indem sie die Vorsteher unter Androhung des Banns anweist, jedes einzelne Collegium, jede Halle allmonatlich scharf zu visitiren und Lehrer oder Schüler, die sich in ihrer Gesinnung verdächtig gemacht, auszustossen. Allein drei Jahre später noch ersuchen die akademischen Autoritäten den Kirchenfürsten um persönliche Visitation und kommen ihrerseits seinem Eifer zu Hülfe, indem sie hunderte von Stellen aus den Schriften des Reformators ausziehen und als heterodox nachweisen lassen. Das gieng Hand in Hand mit scharfer kirchlicher Censur wider das gesammte wiclifitische Schriftenwesen. Nur von der zuständigen Behörde approbirte Werke sollten den Buchhändlern zum Abschreiben und Verbreiten übergeben werden, Uebersetzungen biblischer und theologischer Texte ins Englische völlig verboten sein. So wurde der Riegel, der einst gesprengt worden, wieder vorgelegt.

Man sieht, welcher Anstrengungen es allein auf diesem Fleck bedurfte um dem Feinde kraftvoll zu begegnen.

Noch wichtiger fast aber war die Stellung, welche ein Zweig der Staatsgewalt, die mit wesentlicher Theilnahme an der Gesetzgebung betrauten Gemeinen, noch immer einnahmen. Das peinliche Statut wider die Lollarden war keineswegs ohne Protest von ihrer Seite zum Landesgesetz erhoben worden. Ein starker Bruchtheil der Vertreter von Stadt und Land hielt noch immer gewisse verführerische Grundsätze, welche von den Sectirern schon vor Jahren waren promulgirt worden, für äusserst praktisch. Da alles gegenwärtige Verderben der Welt in der mit irdischen Gütern ausgestatteten Geistlichkeit seine Wurzel habe, sei Nichts wünschenswerther als solches Besitzthum zu Gunsten des Staats einzuziehn; damit werde zugleich den unzulänglichen Mitteln des Fiscus und der Domäne aufgeholfen und den Taschen der Steuerzahler weniger zugemuthet. Im Jahre 1404 zeigte die ritterliche Vertretung einiger Grafschaften nicht übel Lust zur höchsten Erbitterung des Erzbischofs von Canterbury die Hände nach dem Eigenthum des Klerus auszustrecken; und das Unterhaus von 1410, gereizt durch die finanziellen Bedürfnisse der Krone, überraschte gar die übrigen Stände mit einem merkwürdigen Antrage, der nichts Geringeres bezweckte als eine Säcularisation im grossen Massstabe, man möchte sagen, schon im Sinne des folgenden Jahrhunderts. In allem Ernste haben sie vorgeschlagen für die Bedürfnisse des Staats aus den Einkünften der Prälaten und Stifter so viel einzuziehn, als genüge, um damit etwa 15 Grafen, 1500 Ritter und 6000 Knechte ins Feld zu stellen; ausserdem soll die Kirche noch Capital hergeben, um hundert Hospitäler für die Armen zu errichten. Forderungen fast communistischer Art, die eine gefährliche

Verbindung der reinen Lehre Wiclifs mit den Tendenzen vom Jahre 1381 ahnen lassen. Wie lollardisch gesinnt aber jenes Parlament gewesen sein muss, erhellt aus einer Reihe von Beschwerden und Bittschriften. Die Gemeinen haben verlangt, dass die des Rückfalls zur Ketzerei Verdächtigen nicht vor den geistlichen, sondern den weltlichen Richter gestellt, ja sogar, dass das Strafgesetz vom Jahre 1401 abgeändert werde. Darüber hat es einen heftigen Conflict mit König und Oberhaus gegeben, in welchem jene schliesslich durch Zurücknahme ihrer Petition unterlegen sind. Das scheint denn auch der Wendepunkt der Angelegenheit auf parlamentarischem Boden gewesen zu sein, denn von nun an wird auch den übrigen besitzenden Klassen so gut wie dem Klerus und dem Adel die allem Eigenthum verderbliche Richtung klar, die sich mit der theologischen Reform zu verbinden begonnen; die Gemeinen erkannten ebenfalls, dass die Spoliation der Kirche nur der Anfang zur Beraubung auch der übrigen Stände sein werde. So kam es zwischen ihnen zu keinem Bruch, und schon Heinrich IV. hatte die Genugthuung neben der Wiederbelebung der orthodoxen Interessen, wie er verheissen, auch streng parlamentarisch zu regieren. Auf diesen festen Boden trat nun sein Sohn mit dem bewussten Vorsatz die vogelfrei erklärte Häresie an der Wurzel auszurotten.

Wie hatte er doch schon als Prinz mitten unter seinen tollen Streichen fast fanatischen Hass wider die Ketzer kund gegeben. Er vor allen scheint im Jahre 1406 eine Verbindung der Lords und Prälaten vermittelt zu haben, die sich die Aufgabe gestellt, auch die Gemeinen zu gewinnen und alsdann geschlossen zugleich den Anhängern des falschen Richard und den Lollarden den Untergang zu bereiten. Als im Jahre 1410 ein armseliger Mensch, John Badby, ein Schmied seines

Handwerks, in Smithfield verbrannt werden soll und eben in die Tonne gesteckt wird, tritt aus dem Haufen der Prinz von Wales hinzu. Wer kann sagen, woher er kommt, was ihn treibt. Aber er beginnt mit dem Unglücklichen, der nicht von Wiclifs Abendmahlslehre abzubringen gewesen, ein Zwiegespräch; vielleicht gelingt es ihm, ihn durch Bekehrung zur Wandlungstheorie von den Flammen zu retten und sich selber hohen Ruhm zu erwerben. Umsonst. Die um die Tonne aufgeschütteten Reiser werden angezündet, die Qual beginnt, und Jammerlaute treffen das Ohr der Zuschauer. Da gebietet Heinrich inne zu halten, noch einmal versucht er sein Bekehrungswerk. Doch der Glaube Badbys ist stärker als die Lust zum Leben unter solcher Bedingung, und die Flammen verschlingen ihn in seiner Tonne. Lob und Schmeichelei des Prinzen aber sind in Aller Munde, die es mit den Pfaffen halten; in seinem edelmüthigen Jugendsinn wird früh der Eindruck getilgt, den das Heldenthum des Märtyrers hätte zurücklassen können.

Als nun bei seinem Regierungsantritt eine erhöhte, trotzige Bewegung unter den Lollarden wahrgenommen wurde, säumte er nicht einen Hauptschlag zu führen, auch wenn er damit in erster Reihe einen Mann traf, der ihm persönlich lieb gewesen. Der Ritter Sir John Oldcastle, als Gemahl einer Pairesse auch Lord Cobham betitelt, hatte noch vor Kurzem der Krone wichtige Kriegsdienste in Wales und in Frankreich geleistet und seit einigen Jahren im Oberhause gesessen. Aber Wiclifs Schriften hatten plötzlich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, er verhehlte nicht, dass ihm seitdem erst die Augen über seine eigene Sündhaftigkeit aufgegangen. Nun förderte er die Lehre wo und wie er nur konnte; auf seinem Schlosse in Kent wurde frei die englische

Bibel gelesen und in der verbotenen Weise gepredigt; mancher von Dorf zu Dorf gehetzte Reiseprediger fand dort eine sichere Zufluchtstätte. Ja, Oldcastle soll seine dienstlichen und freundschaftlichen Beziehungen zum Prinzen von Wales dazu benutzt haben, ihm ein Verständniss für die Sache zu eröffnen, oder doch wenigstens an so hoher Stelle seinen Glaubensgenossen ein milderes Loos zu bereiten. Der that ihn aber schon bei der Krönung von sich, obwohl er noch einige Monate verstreichen liess, bis er mit sich eins war, wie der alte Freund zu belangen sei. Er versuchte dies zuerst in gütlicher Weise; zweimal, zu Kennington und im Schlosse von Windsor, hat er Gespräche unter vier Augen mit dem Ritter gehabt, der sich würdig und unterthänig benahm, aber zugleich fest auf seiner Ueberzeugung beharrte. Dann erst liess der König den Erzbischof, der längst nach einem vornehmen Opfer der Inquisition gelechzt hatte, frei schalten. Ein merkwürdiger Process offenbarte noch einmal, wie wahrhaft evangelische Züge tief in dieser ersten englischen Reformation gesteckt hatten, gegen welche alle restaurirte Macht des Klerus noch immer nicht durchzudringen vermochte. Oldcastle gab weder den Vorstellungen des Königs nach, noch wich er im Geringsten bei seiner Verantwortung vor dem Glaubensgerichte; so erwartete er denn im Tower den Ablauf der statutenmässigen Frist von fünfzig Tagen, nach welcher die letzte Gelegenheit zum Widerruf geboten zu werden pflegte oder der Scheiterhaufe angezündet ward. Da ist ihm, man weiss nicht wie, die Flucht über Mauer und Graben nach Wales gelungen.

Doch bald darauf, in den ersten Tagen des Jahrs 1414, führen die Behörden dennoch den längst vorbereiteten Streich. Die heftig erregten Lollarden der Hauptstadt waren

durch das Schicksal ihres vornehmen Genossen, wer mag sagen vielleicht auch durch seine Zuthat, zu hochverrätherischem Vorhaben angestachelt worden. Stark besuchte nächtliche Zusammenkünfte fanden statt, wo man nicht allein den Reden der so hoch verehrten Prediger lauschte, sondern, wie die Regierung erfahren zu haben versichert, sogar den Sturz der Dynastie in Berathung zog. Heinrich selber hegte längst die Ueberzeugung, dass die kirchlichen Irrlehren und der Hass gegen sein Haus Hand in Hand giengen. Darum hat man sich denn auch nicht zu verwundern, dass er sich selber an die Spitze der bewaffneten Macht stellte, welche in der Nacht vom 7. Januar auf dem Felde von St. Giles einen starken Haufen von Lollarden aufhob, die dort zusammen geschlichen waren und vielleicht ähnliche Gedanken hegten, wie einst die Bauern zur Zeit Richards II. Jedenfalls aber befand sich die Staatsgewalt in ganz anderen Händen, denn der klare Kopf Heinrichs V. hatte gerade seiner Regierung die Beseitigung alles inneren Zwiespaltes als erste Aufgabe gestellt, um sich alsdann desto kräftiger gegen das Ausland zu erheben. So hatte denn auch das scharfe Verfahren wider jene Rotten den gewünschten Erfolg. Neun und dreissig besonders Betheiligte, nach denen man vorzüglich gefahndet, waren ergriffen worden. Noch immer befanden sich einige Priester und Edelleute unter ihnen. Aber ein kurzes summarisches Verhör vor der geistlichen Behörde reicht hin über sie alle mit einander das Schuldig zu sprechen, und am 24. Januar schon sind sie am Galgen oder im Feuer gestorben. Ein neues Statut, das hierauf ohne Widerspruch angenommen wurde, spitzt die Strafbestimmungen des früheren noch viel schärfer zu: wer der Ketzerei überführt wird, büsst hinfort ähnlich wie der Hochverräther auch alles irdische Gut ein,

und der häretischen Literatur soll durch Confiscation bei den Abschreibern und Verkäufern, die noch immer im Geheimen ein nicht unerspriessliches Geschäft damit betrieben, ihre Quelle gründlich verstopft werden. Als einige Jahre später Sir John Oldcastle in seinem walisischen Versteck ergriffen, nach London geschleppt, auf Grund des alten Processes verurtheilt und in St. Giles verbrannt worden war — man versuchte umsonst ihn einer hochverrätherischen Verbindung beim letzten Einbruche der Schotten zu zeihen, und nicht minder vergeblich ihn von seinem Glauben abzubringen — da hatte der harte Lancaster in der That die äussere Orthodoxie in seinem Lande wieder hergestellt und die unrömischen Neigungen in die unteren verborgenen Schichten der Bevölkerung zurückgedrängt. Nun konnten sich seine Ideen vornehmlich mit der Eroberung und der hohen Politik in Europa beschäftigen.

Wer möchte indess daran zweifeln, dass beide Aufgaben von der Bekämpfung der Ketzerei nicht allzu fern abgelegen. Die Feldzüge in Frankreich zogen eine Menge unruhiger Geister aus dem Lande; und es trifft doch ziemlich zusammen, dass erst von jetzt an Ritter und Bürger die Ansichten der höheren Stände über den unbedingten Schutz der Kirche ohne Widerrede gut heissen. Heinrichs europäische Beziehungen aber knüpfen sich an das Concil von Constanz, dessen Plan und Arbeiten von ihm mit ganz besonderem Eifer aufgenommen und befördert worden sind. Die Abstellung des bis zur Dreispaltung gediehenen Schisma war gewissermassen eine Lebensfrage für die Reiche des Abendlands geworden; auch verschwiegen sich die Fürsten so wenig wie die Völker die dringende Nothwendigkeit einer Regeneration der Kirche an Haupt und Gliedern; selbst im Klerus zeigte sich eine

mächtige Tendenz, das Regiment des gewaltigen hierarchischen Gebäudes aus der monarchischen Form in eine aristokratische umzugestalten. Dabei sollte dann eine umfassende Prüfung und Verdammung aller in dem letzten Jahrhunderte wie Pilze aus der Erde geschossenen Irrlehren ausgesprochen werden. Es war eine Versammlung wesentlich zu kirchlichen Zwecken, aber fast eben so sehr ein politischer Congress für den gesammten Occident. Absichtlich hatte man eine angesehene Stadt des heiligen römischen Reichs gewählt, denn es galt dem jüngst noch in Pisa erkannten Bestreben der italienischen Prälaten entgegen zu treten, vermittelst des Papstes wenigstens geistlich noch immer die Welt zu beherrschen. Auch war es doch ein besonderes Verdienst der Rührigkeit König Sigismunds, dass trotz so vieler aus einander gehender Interessen und Wünsche ein solches Concil überhaupt zu Stande gekommen. Die Umstände machten ihn daher gleichsam zum Schutzherrn und Vogt dieses höchsten geistlichen Gerichts der Christenheit, das die Aufgabe hatte über Päpste und Ketzer abzuurtheilen und auch den weltlichen Frieden da, wo er gebrochen, durch seine Vermittelung wieder herzustellen. An Sigismunds Person aber spinnt sich ausserdem der Faden dynastischer und geistiger Verbindung zwischen England und den Ostländern fort.

Es ist weltbekannt, wie in Gefolge von Annas Vermählung auch wissbegierige Böhmen zuerst nach Oxford zogen um dort zu studiren. Sie fanden auf der Insel die Gemüther in ähnlicher Weise erregt wie bei sich zu Hause, wo sich ebenfalls Zank mit den Mönchen entsponnen und längst ein Verlangen aussprach, die festen Schranken des Dogma zu sprengen. Aber einen Meister wie Wiclif besassen sie noch nicht. Ist es ein Wunder, wenn feurige Leute wie der Ritter Hiero-

nymus von Prag, Niklas Faulfisch und wie sie sonst heissen, von der Kraft und Reinheit der englischen Bewegung durchdrungen und, noch ehe Wiclif die Augen geschlossen, seine wichtigsten Schriften auf der Universität zu Prag bekannt wurden? Es kehrten wohl Böhmen zurück, welche theure Reliquien, z. B. ein Stück von Wiclifs Grabstein zu Lutherworth heim brachten; auch finden sich seit den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts und weit in dasselbe hinein Spuren lollardischer Engländer, die in Prag ihr Wesen treiben. Zwei von ihnen, denen die akademischen Behörden daselbst die Disputation verboten, rächten sich durch Anfertigung zweier Wandgemälde in ihrer Wohnung: auf dem einen sah man Christus demüthig auf der Eselin in Jerusalem einziehen, auf dem anderen Papst und Cardinäle in stolzer Cavalcade hoch zu Ross.

Ein solcher Zusammenhang gab mächtigen Anstoss zu der von Huss erstrebten Reformation, die weniger gelehrt, aber noch populärer als Wiclif zu Werke gieng, bei der aber theoretisch die Arbeiten des letzteren durchaus zu Grunde lagen. Auch in Böhmen indess zündete die freie Predigt gewaltig und hielt sich keck gegen alle Verbote. Das nationale Element kam hier ebenfalls zu Hülfe, doch geschah das im Widerstreit mit dem eingewanderten und fast herrschenden Deutschthum. Im Jahre 1409 eroberten endlich die Czechen die Universität, und die Deutschen mussten nach Leipzig abziehn. Bei den orthodoxen Prälaten freilich galt kein Unterschied der Race, doch wurde deren Haltung wieder aufgewogen durch die Stellung, welche längere Zeit König Wenzel und auch sein Bruder Sigismund zu den Neuerern einnahmen. Man liess die wiclifitischen Schriften allen päpstlichen und klerikalen Geboten zum Trotz niemals ernstlich verfolgen und nahm in entschei-

denden Augenblicken Huss und seine Genossen geradezu in Schutz. So gedieh deren Werk in noch ganz anderer Weise zu einer popularen Bewegung, als das in England der Fall war, und floss mit den turbulenten Zuständen zusammen, die längst im Lande walteten. Die königliche Autorität war beinah völlig erloschen, als Sigismund, besonders auch wegen Rettung der Krone und Kirche von Böhmen das grosse Concil betrieb. Doch muss man nicht vergessen, dass er dabei in seiner eben nicht sehr tief gehenden Einsicht über den Parteien stand, indem er das schroffe Gebahren der Prager Prälaten und Doctoren keineswegs billigte und auf der anderen Seite den ihm vertrauenden Magister Huss freundlich bewogen hatte sich persönlich der Kirchenversammlung zu stellen. Er hoffte wohl, der begeisterte Mann werde sich vor derselben als rechtgläubig ausweisen, und ohne jeglichen Hintergedanken hat er ihm in einem Geleitsbriefe sein königliches Wort verpfändet.

Man weiss, wie das im November 1414 unter gewaltigem Andrange von hohen Prälaten, gelehrten Doctoren, Mönchen, Fürsten, Edelleuten und Trabanten eröffnete Concil zunächst über die aus einander gehenden Absichten bei der Geschäftsordnung zu entscheiden hatte, indem Papst Johann XXIII. seine sehr fragliche Stellung durch Vorwegnahme der wiclifitischen und hussitischen Frage stützen wollte, die Mehrzahl der Prälaten in Verbindung mit der weltlichen Autorität aber vor allen Dingen erst die Abstellung der Kirchenspaltung und entschiedene Reform an der Spitze forderte. Umsonst sträubte sich Johann mit seinen beiden päpstlichen Rivalen nach einem Masse gemessen zu werden, aber der Beschluss nach Nationen und nicht nach Köpfen abzustimmen machte auch seine Absetzung schon so gut wie gewiss. Es ist von Bedeutung. dass unter den vier Volksgruppen auch die englische

als eigene Nation anerkannt worden ist. Sie scheint in den Hauptfragen fest mit der deutschen zusammen gehalten zu haben. Nun war aber gleich zu Anfang, hauptsächlich auf Betrieb des Papstes, Huss trotz des freien Geleits in den Kerker bei den Dominicanern geworfen worden. Seine Landsleute, die ihn begleitet, waren ausser sich; aber was konnten sie dagegen thun? Blieb doch selbst die gerechte Entrüstung König Sigismunds ohne Früchte, der erst zu Weihnachten in der prunkvollen Art, wie er sie liebte, seinen Einzug in Constanz gehalten und durch die hohe Stellung, die ihm zu Theil wurde, geschmeichelt und geblendet, sich eher gebrauchen liess, als nach eigener, bester Ueberzeugung eingriff. Wie glücklich doch fühlte er sich, als er im Kaisermantel und mit der Krone auf dem Haupte die uralten geistlichen Attribute seiner Würde geltend machte und beim Hochamte dem Papste als Diacon diente, indem er mit klangvoller Stimme das Evangelium intonirte: »Und es gieng ein Gebot vom Kaiser Augustus aus.« Er trug dann freilich bald darauf männiglich dazu bei, dass Johann XXIII. zur Abdankung gezwungen wurde; als derselbe aber unter dem Schutze des Herzogs von Oesterreich entwich, liess er wieder den Vätern des Concils ihre Absicht, dass Huss aus seiner bisherigen Haft in das viel schlimmere Gefängniss des Bischofs von Constanz wanderte. Während im Laufe der Zeit seine aufrichtigen Bemühungen, das kirchliche Schisma gehoben zu sehn, mit Erfolg gekrönt werden sollten, wurde er bald genug immer mehr in die empfindliche Nothwendigkeit versetzt denjenigen, dessen Leben er doch in seinen Schutz genommen, Preis zu geben. Es heisst gewiss nicht zu viel vermuthet, dass alle diejenigen, welche in den übrigen Fragen mit dem römischen Könige Hand in Hand giengen, ihm nach Kräften zugesetzt haben eine so wichtige Concession an

das Concil zu machen. In der vordersten Reihe waren zuversichtlich die Engländer, zahlreich vertreten in einer Schaar von Prälaten und Doctoren aus Oxford und Cambridge. Mit Vorsicht hatte Heinrich V. ja die Bischöfe von Bath, Salisbury und St. Davids zu Fürsprechern der anglicanischen Kirche auserkoren und ihnen als weltlichen Bevollmächtigten den im Felde und in Gesandtschaften berühmten Grafen Richard von Warwick beigegeben, damit sein Land an der europäischen Beschlussnahme wegen Ausrottung des kirchlichen Uebels einen angemessenen Antheil nehmen könne. Den Lollarden war eine jede Vertretung ihrer Lehre auf der grossen Versammlung unmöglich gemacht; wir hören von englischer Seite kein Wort zu Gunsten etwa der Schriften Wiclifs, über welche doch so viel verhandelt worden ist. Nein, die Engländer, die ihr Bestes zur Entfernung des nichtswürdigen Johanns XXIII. beigetragen, forderten nun nebst den Uebrigen auch Aburtheilung des ergriffenen Ketzers, indem sie unter Reform der Kirche an Haupt und Gliedern vor allen die Herstellung der alten Orthodoxie verstanden. Auch Sigismund näherte sich rasch dieser Auffassung, zumal da die böhmischen Prälaten mit sophistischer Berechnung darzuthun suchten, ein Bruch des Geleitbriefs finde gar nicht Statt, da derselbe erst nach der Gefangennehmung dem Huss zu Händen gekommen und dieser, weil er einer Ladung nach Rom nicht Folge geleistet, längst excommunicirt sei. Hierauf konnte der sehr umständlich, aber durchaus einseitig geführte Process natürlich keinen anderen Ausgang haben als die Verdammung des Angeklagten und mit ihm aller Lehrsätze, auf die er sich stützte, vor allen aber die des Oxforder Magisters John Wiclif. Wir schweigen von den Einzelheiten des Hergangs; es ist uns nur zu thun um die dem Märtyrer vom Könige widerfahrene Behandlung.

Der trat nach Beendigung der dritten und letzten Sitzung unter eine Anzahl von Cardinälen und Bischöfen und erklärte, dass ein jeder der verhandelten Artikel zur Verurtheilung des Ketzers hinreiche; er rathe aber, auch wenn Huss widerrufen sollte, ihn nicht nach Böhmen heimkehren zu lassen, vielmehr in jenen Gegenden die Zweige sammt dem Stamme abzuhauen und sofort auch dem jüngst in die Falle gegangenen Hieronymus ein Ende zu bereiten. Einige befreundete Landsleute beider haben dieser Conversation zufällig und unbemerkt zugehört; und dem Könige sind in der Folge seine Worte theuer zu stehen gekommen, indem ihm die Böhmen bei ihrer Erhebung nicht vergessen haben, dass er statt sich für seine Schutzbefohlenen zu verwenden die Gegner derselben noch zu seiner Vernichtung angestachelt habe. Huss, zwar bitter enttäuscht, revocirte dennoch nicht und wurde verurtheilt; als er nach Vorlesung des Spruchs sich noch einmal auf das Geleit berief, bemerkte man, wie Sigismunds Antlitz erröthete. Die Flammen, welche Huss und Hieronymus verschlangen, waren unvermeidlich, wenn die übrigen Aufgaben des Concils gelöst werden sollten; sie vernichteten aber auch ein gutes Stück des Verdienstes, welches sich der römische König um dasselbe erworben. Der Verlust von Böhmen während der Hussitenkriege und die jammervolle Lage des deutschen Reichs liefern keineswegs den Beweis, dass das Regiment Sigismunds durch seine Handlungen auf der grossen Kirchenversammlung gekräftigt worden ist.

Die Stimme des Gewissens ist fernerhin nicht mehr in Betracht gekommen; er stürzt sich vielmehr mit um so grösserem Eifer in die Vollstreckung noch anderer Beschlüsse, mit der ihn die hohen Väter der Versammlung beehren. Zunächst gilt es, nachdem zwei der hadernden Päpste ihrer

Herrschaft hatten entsagen müssen, auch den dritten, den alten halsstarrigen Benedict XIII. herbeizubringen, dem bisher die spanischen Königreiche noch angehangen hatten. Sigismund nun sollte den Beitritt von Aragon und Castilien zum Concil und die Abdankung ihres Papsts erwirken. Es war gewissermassen ein letzter schwacher Schimmer kaiserlicher Autorität, der ihn umleuchtete, als ihn die Vertreter der abendländischen Kirche zu diesem grossartigen Unternehmen im Constanzer Dome feierlich einsegneten und sich selber verpflichteten für das Gedeihen desselben während der Dauer der Reise an jedem Sonntage grosses Hochamt und Procession zu halten. Es begann damit aber auch eine Episode in dem abenteuerlichen Leben dieses Fürsten, die so recht das Gepräge der Seltsamkeit an sich trägt. Eine Fahrt dieser Art war in der That ganz nach Sigismunds Geschmack; er hoffte Länder, Höfe, Herren und Damen zu sehen, zu denen er bisher noch nicht gekommen, bei ihnen mit seiner Ritterlichkeit zu glänzen, auch wohl bei der jammervollen Lage seiner Herrschaften im Südosten für einen Kreuzzug gegen die Türken zu werben. Selbst ein Besuch in Paris und London erschien nicht unmöglich. Um aber einigermassen in Uebereinstimmung mit seiner hohen Würde auftreten zu können, bedurfte er bedeutender Vorschüsse, die für ihn, seitdem er sein Leben lang in Geldnoth gewesen, nicht gerade leicht aufzubringen waren. So war es denn in jenen Tagen, als er dem klugen und reichen Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, der längst sein Gläubiger war, gegen neue Summen Mark und Kur von Brandenburg überliess und den Schweizern von Reichs wegen allerlei Ortschaften verpfändete, die man jüngst dem Herzoge von Oesterreich entrissen hatte. Dann erst durfte er hoffen seinen

reisigen Tross von 4000 Mann, unter denen sich auch eine Schaar fremder Magnaten und Prälaten befand, unterhalten zu können. So zog er im Sommer 1415 durch Savoyen und die Provence nach Narbonne und Perpignan. Aber Wochen, Monate verstrichen mit fruchtlosen Verhandlungen: der starre Eigensinn des alten Benedict, der auch ohne alle Obedienz Papst bleiben wollte, war nicht zu brechen; Sigismunds Lage unter den fremden Catalanen fieng an sehr misslich zu werden; unter seinen eigenen Leuten gab es Meuterei, der junge Graf von Würtemberg zog ohne Urlaub zu nehmen mit 300 Reitern nach Hause davon. Erst im December traten Aragon, Castilien und Navarra zum Concil in Constanz über, und einige Monate später folgten Portugal und Schottland ihrem Beispiel.

Damit hatte nun Sigismund freilich doch Einiges erreicht. Aber anstatt zurück zu eilen und den Gang der Kirchenversammlung durch seine Gegenwart zu beschleunigen, begab er sich zu Weihnachten gemüthlich nach Avignon, ergötzte sich mit Lanzenbrechen und Tanzen und liess sich von Pfaffen und Bürgern bestens tractiren und beschenken. Ihm gefiel es in der That in der Fremde viel besser als am Bodensee, wenn er dabei auch kaum eine bessere Rolle spielte als jene Hülfe suchenden Paläologen, die von Constantinopel bisweilen zum Besuche der Höfe des Abendlands erschienen. Da kam seinem Wunsche denn die ungeheuere Niederlage recht zu Statten, welche Heinrich V. von England jüngst den Franzosen auf der Walstatt von Agincourt beigebracht hatte. Schon vor der Katastrophe hatte Sigismund in seinem und des Concils Namen seine guten Dienste angeboten; aber die ins englische Heerlager abgefertigten Gesandten waren von den übermüthigen Franzosen nicht durchgelassen worden.

Wie, wenn es ihm jetzt gelingen sollte, in diesem den Westen Europas erschütternden Kampfe das heilige Amt des Vermittlers auszuüben? Er zog eben den Rhonestrom hinauf nach Lyon, als ihm Botschafter der französischen Regierung auf halbem Wege entgegen kamen ihn nunmehr um Dazwischenkunft zu bitten, ihm auch freie Kost und fürstlichen Unterhalt während seiner Anwesenheit zusicherten, eine Aussicht, an der ihm bei seinen Umständen viel gelegen sein musste. Sigismund ist dann schon am 1. März 1416 mit 800 Pferden und feierlich empfangen und begrüsst, so weit das die damalige Lage der Monarchie zuliess, in Paris eingezogen und im Louvre abgestiegen. Aber er muss es schmerzlich empfunden haben, wie locker die alten Beziehungen der Luxemburger zu den Valois geworden waren. Auch war er am Wenigsten geeignet, den wüthenden Groll der Factionen, von denen Frankreich zerrissen wurde und selbst die regierende Familie gespalten war, mit seinen Vorschlägen zu dämpfen. Graf Bernard von Armagnac, der Connétable und Führer der Orleans, der in höchster Erbitterung über die letzte schwere Niederlage von keinem Frieden mit den Engländern wissen wollte, wandte der Hauptstadt den Rücken, um nur nicht mit dem vornehmen Gaste zusammen zu treffen. Der vergnügte sich indess vier Wochen lang recht angenehm, denn es hat allen Anschein, dass ihm das damals schon leichte und luxuriöse Leben in Paris nicht wenig gefiel. Er liess es sich z. B. nicht nehmen, eines Tags 120 Pariser Damen im Louvre prächtig zu bewirthen und sie mit Ringen zu beschenken.

Ein anderer Einfall aber kam den Franzosen weniger harmlos vor. Es scheint, dass die Huldigungen und Ehrenbezeigungen, die sie ihm darbrachten, inmitten der schrecklichen Anarchie ihres Reichs, doch noch immer einen Rest

von Ehrfurcht vor der kaiserlichen Erscheinung offenbarten. So wohnte er eines Tags einer Sitzung des Pariser Parlaments bei, wo man ihn im Throne Platz nehmen liess. In der Sache, die unter gespannter Theilnahme des hohen Gastes zur Verhandlung kam, wurde ein Kläger abgewiesen, weil er kein Ritter und dem Gegner nicht ebenbürtig war. Da erhob sich Sigismund, zog sein Schwert und ertheilte jenem sofort den Ritterschlag. Diese Ausstrahlung kaiserlicher Herrlichkeit auf fremdem Boden missfiel den Franzosen höchlich; und namentlich wussten die Orleans den Vorfall geschickt auszubeuten. Der römische König aber erkannte, dass es ihm nicht leicht fallen werde von hier aus Frieden zu stiften. So entschloss er sich denn der warmen Einladung des Königs von England Folge zu leisten, der mit politischem Scharfblick aus mehr als einem Grunde eine persönliche Begegnung mit jenem seltsam durch die Welt streifenden Fürsten herbei wünschte. Ihm musste schon daran liegen, wegen Unterdrückung der kirchenfeindlichen Ideen in der Welt noch bestimmtere Verabredung zu treffen als das zu Constanz geschehn konnte; vor allen aber den mit kaiserlicher und kirchlicher Vollmacht als Vermittler auftretenden Fürsten aus der französischen Umgebung zu entfernen, ihn an sich heran zu ziehn und dadurch für seine Absichten auf Frankreich wenigstens unschädlich zu machen. Fest und klar fasste Heinrich diese Ziele ins Auge; sehen wir, wie weit er sie mit Hülfe einer merkwürdigen Zusammenkunft erreicht hat, die auch noch aus einigen anderen Gesichtspunkten einer eingehenderen Darstellung auf Grund der erhaltenen Details nicht unwerth ist.

In der zweiten Hälfte des April also gieng der reisige Zug über St. Denis, Beauvais, Amiens der Küste zu, doch zeigten sich die Bürger verschiedener Orte wie Abbeville,

Montreuil, Boulogne dem Könige Sigismund nicht eben sehr gewogen. Man sieht nicht recht, ob auch hier politische Gründe oder die kaiserlichen Ansprüche den Anstoss gaben oder ob vielleicht nur der Uebermuth der fremden Reiter herausfordernd gewesen; kurz, es gab sich ein schlechtes Verhältniss zwischen dem Haupte der deutschen Nation und dem französischen Volke kund. Ersterer freute sich daher am 27. in Calais englisches Gebiet zu betreten und wohl noch mehr darüber, dass das verabredete Gespräch nicht hier, sondern in England selbst Statt haben sollte.

Mit weiser Berechnung wollte Heinrich vor dem für äusseren Glanz so empfänglichen Besucher Pracht und Macht seines Königthums entfalten und ihm selber auch die Ehren zukommen lassen, die ohne viel Inhalt und Bedeutung doch noch immer den Nachfolgern Karls des Grossen ertheilt wurden. Auch, heisst es, harrte das englische Volk bereits mit Spannung auf so hohen Besuch. Die wieder bis auf etwa 1000 Pferde angewachsene kaiserliche Schaar, in welcher sich einige deutsche und italienische Reichsfürsten und der orientalische Aufzug der ungarschen und polnischen Herren vorzüglich bemerklich machten, wurde daher von der in Calais versammelten Ritterschaft ehrerbietigst eingeholt. An deren Spitze ritten Graf Warwick, den Sigismund von Constanz her kennen musste, und zwei durch ihre ausgezeichneten Thaten im Felde nicht minder namhafte Herren, Lord Talbot und Sir Walter Hungerford. Die fünf Häfen von Kent und der Themse hatten behufs Ueberführung der Gäste ihre zahlreiche, dem Kriegsdienste bestimmte Flotte stellen müssen; an die 300 Segel sollen zur Aufnahme bereit gelegen haben. Am 30. Mittags bestieg nun Sigismund sein Schiff und legte die Strecke bis Dover bei günstigem Winde in fünf Stunden

zurück, während ein Theil seiner Mannschaft sich erst am nächsten Morgen einschiffte und zwei Tage und Nächte auf den wilden Fluthen des Canals umhergeworfen wurde.

Die Landung Sigismunds, des ersten römischen Königs, der je die Insel betrat, geschah nun allerdings nach Vorschrift eines besonders ausgearbeiteten Ceremoniels, denn auch der Lancaster liebte es seine Macht in stattlichem Gepränge zu veranschaulichen. Hier war es, wo, ehe der Gast das Schiff verlassen, der Herzog von Glocester ihm mit blankem Schwerte entgegen geritten sein soll um zuvor ein feierliches Gelöbniss zu erhalten, dass Sigismund sich während seiner Anwesenheit im Königreiche keinerlei Handlung kaiserlicher Souveränetät erlauben wolle, wie das jüngst in Paris geschehn. Erst als die Zusage gegeben, trat er unter der Burg von Dover ans Land, wo alle Ritter der benachbarten Grafschaften, und unter ihnen mancher, der von Agincourt erzählen konnte, in geschlossenen Trupps zu Pferde hielten und dem Helden von Nicopolis ihren kriegerischen Gruss thaten. Die Strasse führte hierauf über Canterbury, wo, wie so manche hohe Pilger in jenem Zeitalter, auch die Deutschen nicht unterliessen den Nationalheiligen anzubeten und den von Gold und Edelsteinen strotzenden Schrein zu bewundern, der seine Gebeine umschloss, dann weiter über Rochester, wo der Herzog von Bedford, und über Dartford, wo der Herzog von Clarence, beide des Königs Brüder, die Honneurs machten. Endlich als die Thürme Londons schon in Sicht waren, auf der Höhe von Blackheath hielten der Lord Mayor und die städtischen Behörden zu Pferde und in dem überladenen Schmuck, wie sie ihn von je her geliebt haben, und darunter zuversichtlich auch die Meister der deutsch-hanseatischen Gilde, bewegt von dem besonders freudigen Gefühle, den Herrn ihres Heimatlands geleiten zu

dürfen. Herzlich genug mag die Begrüssung gewesen sein, doch war die Zeit knapp, denn als man sich den Thoren von Southwark näherte, erschien König Heinrich selber an der Spitze eines überaus glänzenden Gefolges von 5000 Mann zu Pferde um seinen Gast über die Brücke und durch die Strassen der City unter ähnlichem Gepränge nach seiner Residenz zu führen, wie es ihm jüngst selber bereitet worden war, als er mit seinem tapferen Heere sieggekrönt aus Frankreich heim kehrte. Eberhard Windeck aus Mainz, Sigismunds deutscher Secretär, kann nicht Worte genug finden um alle Pracht und Herrlichkeit zu schildern. »*Do mein ich werlich,*« sagt er, »*das nie ein mensch einen konig oder fursten noch ein menschen pilde kosperlicher enpfahen habe, denn der konig von Engellant den romischen konig Sigmunde. Denn do was auf den tag alles kosperlich und voll schoner herlichkeit, ane den konig von Engellant selber, die zwene bruder, die bischoffen und die lantherren in dem lande, ritter und knechte, kostlichkait der pferde und der gezewge, die zal der edeln zarten schonen frauen, burger und burgerin auf das allerkostlichste berait, als man erdencken mochte, vnd waren alle aus zu felde gegen dem romischen konig vnd furten ihn gein Lundenn mit grosser herlichkeit.*« Die prächtigen Gemächer des Königsbaus zu Westminster waren zur Aufnahme Sigismunds in Stand gesetzt, während sein höflicher Wirth auf der anderen Seite des Flusses in Lambeth beim Erzbischofe von Canterbury genügsam Wohnung nahm. Er hoffte jenen durch seine zuvorkommende Höflichkeit so vollständig einzunehmen, dass er, selbst wenn es wirklich zu einem Schiedsgerichte über den mit Frankreich schwebenden Streit kommen sollte, dabei jedenfalls nicht den kürzeren zöge. An Ehren und Vergnügungen hat es denn auch nicht gefehlt, obwohl dar-

über die ernsten Angelegenheiten der Christenheit keineswegs vergessen worden sind.

Es ist doch eine auch für die deutsche Geschichte nicht ganz uninteressante Thatsache, dass, als am Montage dem 4. Mai das Parlament, das eigens bis zur Ankunft Sigismunds ausgesetzt hatte, eine vereinigte Sitzung beider Häuser in der grossen Halle zu Westminster hielt, auch der römische König der Versammlung beiwohnte. Aber man bot ihm nicht den höchsten Ehrenplatz unter dem Baldachin wie kürzlich in Paris, sondern dort sass Heinrich selber in vollem, königlichem Schmuck um eine festliche Ansprache an seine getreuen Stände zu richten, in welcher dann freilich auch eine merkwürdige Bezugnahme auf den anwesenden Fürsten nicht fehlte, der sich die unverdrossenste Mühe gegeben die französische Regierung zu Frieden und Eintracht mit England zu bewegen. Man verhandelte nämlich in denselben Tagen mit dem Erzbischofe Rainald von Reims, der, vermuthlich doch in Folge von Sigismunds Anerbieten, als Gesandter Karls VI. eingetroffen war. Aber dessen Vollmachten waren für einen Sieger wie Heinrich V. schon nicht mehr genügend, der wollte nur unter der einzigen Bedingung auf Titel und Krone von Frankreich verzichten, wenn der einst im Jahre 1360 von Eduard III. erkämpfte Friede von Brétigny zur Grundlage des Vertrags gemacht, ihm also das halbe Frankreich Preis gegeben würde. Der Botschafter erwiderte natürlich, dass er auf so schimpfliche Bedingungen nicht eingehn könne, und dass seine Regierung zur letzten verzweifelten Entscheidung lieber nochmals zu den Waffen greifen werde. Es war nicht anders möglich, die Friedensartikel mussten verworfen werden. Man hatte ja auch in England hinlänglich Kunde von der unversöhnlichen Erbitterung des Grafen von Ar-

magnac und der von ihm vertretenen nationalen Partei. Fast zum Ueberfluss überbrachte noch ein laufender Bote Sigismunds bald darauf aus Paris die Nachricht, dass trotz aller Friedensversuche die Orleans Anstalten träfen das wichtige, von Heinrich eroberte Harfleur an der Seinemündung wieder zu gewinnen. Es heisst, dem römischen Könige seien dabei die Thränen in die Augen getreten. Er hatte entweder zu sanguinische Hoffnungen an sein Unternehmen geknüpft, oder, was eben so wahrscheinlich ist, sich selber im Voraus zu bedeutend compromittirt. Heinrich aber erkannte, er müsste ihn auf alle Fälle bei sich festhalten, während es voraussichtlich in Kurzem zu kriegerischen Auftritten kommen musste.

Daher denn eine Reihe von Festen und Spielen, wie sie der glänzende und ritterliche Hof von Westminster nur veranstalten konnte, vor allen aber ein feierliches Capitel des Hosenbandordens, das am Sonntage dem 24. Mai in der St. Georgskapelle zu Windsor begangen wurde. Heinrich hatte beschlossen, den vornehmen kaiserlichen Gast, der unendliche Stücke auf dergleichen hielt und selber einen Drachenorden gestiftet hatte, in die Genossenschaft der erlauchten Stiftung Eduards III. aufzunehmen. Zugleich mit Sigismund waren um die jüngst entstandenen Lücken auszufüllen Sir William Harrington, Lord de la Zouche und die Grafen von Huntingdon und von Oxford zu Rittern gewählt worden. Aber die Gelegenheit wurde als so ausserordentlich betrachtet, dass man für sämmtliche Mitglieder und Beamte des Ordens auf königliche Rechnung neue und besonders kostbare Gewänder anfertigen, ja, die gesammte Dienerschaft bis auf die Musiker und den Hofnarren herunter neu kleiden liess. Dass Kette und Hosenband, womit Heinrich seinen Gastfreund per-

sönlich schmückte, reich mit Juwelen verziert waren, versteht sich von selbst; und dieser scheint den statutarischen Bestimmungen, den Orden fleissig zu tragen, mit besonderem Vergnügen nachgekommen zu sein. Wie freuen sich die englischen Bevollmächtigten in Constanz ihrem Herrn berichten zu können, dass Sigismund dem ersten Hochamte nach seiner Rückkehr im vollen Schmuck der nationalen Insignien beigewohnt habe; und wie übel wird es in Frankreich vermerkt, dass der, welcher vermitteln wollte, sich auf solche Weise an den Landesfeind habe ketten lassen. Als ein Geschenk Sigismunds bewahrte die Kapelle zu Windsor bis in Heinrich's VIII. Tagen das Herz des heiligen Georg.

Aber fast noch schmeichelhafter und bedeutungsvoller war eine andere Aufmerksamkeit des Königs von England, wenn in der Folge nämlich dem Episcopat der Befehl ertheilt wurde bei den üblichen kirchlichen Umgängen und Gebeten eben so sehr des römischen Königs zu gedenken als des eigenen, da jener sich lange Zeit in der Fremde rastlos Mühe gegeben der heiligen Kirche ihre Einheit und Fürsten und Völkern den Frieden wieder zu verschaffen. Man meint dabei einen Blick in die schwungvolle Seele Heinrichs zu werfen, der den reinen Zug in Sigismunds Eifer sehr wohl zu schätzen wusste und auch späterhin bei einzelnen Anlässen gewisse geheime Documente über sein Verhältniss zu Frankreich und Burgund nur seinem vertrauten Ordensbruder und Freunde mitgetheilt haben wollte. Durch den Hosenbandorden und die gemeinsamen kirchlichen Ziele ist eine Vereinigung zwischen den beiden Dynastien zu Stande gekommen, welche erst, als die Dinge in der Welt völlig anders wurden, sich wieder gelöst hat.

Aber alle diese Artigkeiten und Einverständnisse haben Sigismund auch in England nicht vor Verdruss sicher gestellt, der nun einmal dem vom Concil aufgetragenen Werke vielfach angehaftet hat. Man hatte zu den Conferenzen auch den Herzog Wilhelm von Holland geladen, bekanntlich einen Enkel des Wittelsbacher Kaisers Ludwig. Der traf denn auch zu Anfang Juni ein; doch wird erzählt, dass Heinrich der englischen Etiquette gemäss Sigismund abgerathen habe, ihm nach deutscher Gewohnheit entgegen zu reiten, und dadurch Anlass zur Verstimmung gegeben habe. Der Holländer aber machte zuerst seine Aufwartung in Westminster und alsdann erst in Lambeth. Aus den Verhandlungen der drei Fürsten gieng dann schon am 13. der Vorschlag zu einem Waffenstillstande hervor, während dessen die Stadt Harfleur, auf die es besonders ankam, einstweilen in die Hut des römischen Königs und Wilhelms von Holland übergehn sollte. Die Armagnacs indessen scheinen sich um einen solchen Vergleich wenig gekümmert zu haben, sie versuchen vielmehr bald hernach den Ort mit Gewalt zu nehmen, doch bringt ihnen eine englische Flotte unter dem Herzoge von Bedford am 15. August eine tüchtige Schlappe bei und entsetzt Harfleur. Während also die Londoner Conferenz von Anfang an keine Aussicht auf Gedeihen hatte, kam es zu ferneren Misshelligkeiten zwischen Sigismund und Wilhelm. Letzterer wurde zwar, was man von englischer Seite keinen Grund zu verhindern sah, in Westminster mit seiner zum deutschen Reiche gehörenden Herrschaft belehnt; als er aber den Wunsch aussprach, auch seinem einzigen Kinde, der Tochter Jacqueline die Nachfolge zuzusichern, da verweigerte dieses Sigismund dem rechtlichen Herkommen gemäss. Zornig gieng jener von dannen und bestieg unter dem Vorwande eines

Ausritts seine Schiffe ohne sich auch nur am englischen Hofe verabschiedet zu haben. Wie misslich nun für Sigismund, der mit dem holländischen Geschwader bequem nach Hause zurückzukehren verabredet hatte; wie wurde es ihm nun immer klarer, dass er ganz in die Gewalt des Königs von England gegeben war. Heinrich hat ihn denn auch durch alle möglichen Gunstbezeigungen hingehalten, während in dem Parlamente und der Londoner Bevölkerung schon gewisse Stimmen laut werden über den fremden Fürsten, dessen Vermittelungsvorschläge nur blauer Dunst gewesen seien. Wir sehen daher, wie Sigismund, wahrscheinlich doch aus solchen Rücksichten, schon im Juli die Residenz verlässt und seinen Wohnsitz auf Schloss Ledes in Kent und in Canterbury nimmt; die Rüstungen, welche inzwischen sein königlicher Wirth persönlich in Southampton betreibt, sprechen seinem ganzen Vorhaben geradezu Hohn. Sein Aufenhalt gieng nun schon in den vierten Monat. Am Sitze des Concils raunte man sich zu, der König sei in England gefangen genommen oder wohl gar schon gestorben; und fast noch schlimmer hiess es in Paris, die Armuth und die Schulden Sigismunds trieben ihn in eine englische Alliance hinein.

Wie viel daran war und wie sicher auch Heinrich V. auf sein Ziel lossteuerte, sollte am 15. August zu Tage kommen, als die beiden Fürsten zu Canterbury um dieselbe Stunde, in welcher Bedford die Franzosen schlug, ein Schutz- und Trutzbündniss unterzeichneten. Sie geloben in ihrem und ihrer Nachkommen Namen sich auf ewige Zeiten Frieden und Freundschaft; Sigismund bezüchtigt die französische Regierung, dass sie das Schisma fortsetze, und will dem Könige von England und Frankreich zu seinem Recht verhelfen, dieser dagegen jenem beistehn die von den Franzosen längst

occupirten Gebiete des deutschen Reichs zurück zu gewinnen. Dem Parlamente und den Kurfürsten wurde eine Bestätigung des Tractacts vorbehalten; das erstere hat sie in der That schon im October vollzogen, während bei der Lage des Reichs trotz Sigismunds Bemühungen nicht ernstlich die Rede davon sein konnte.

Nun erst lässt Heinrich die längst gewünschten Schiffe in Stand setzen, beschenkt seinen Freund reichlich mit goldenen und silbernen Gefässen, mit kostbaren Perlen, Diamanten und Saphiren; auch fünftausend Goldnobel waren dabei und St. Georgsgewänder und Insignien bis zum Werthe von 11000 Kronen. Mit solchen Schätzen ist Sigismund am 24. August unter stattlichem Geleit — eine mit dreitausend Seeleuten bemannte Flotte bewacht den Canal — wieder nach Calais übergefahren, allein um wenige Tage später am 4. September dort noch einmal mit König Heinrich zusammen zu treffen und den letzten Versuch zu machen dem Westen den Frieden zu geben. Wir erfahren denn auch, wie die französische Regierung, freilich nicht wenig erbittert über den Vertrag von Canterbury, abermals den Erzbischof von Reims abgefertigt hat, der indess mit sehr gesteigerten Forderungen auftritt und verletzend genug die zwischen Deutschland und Frankreich streitigen Gebiete zur Befriedigung von Englands Ländergier hinhält. Daran knüpft sich im October eine Zusammenkunft mit dem Herzoge Johann von Burgund, der bei der Gelegenheit für das Reichslehn Alost Huldigung leistet. Aber die Interessen laufen auf allen Seiten aus einander, und das einzige Ergebniss ist ein kurzer Waffenstillstand während der Wintermonate. Am Freitag dem 16. October begibt sich dann König Heinrich nach England zurück, nachdem er am Schiffe von Sigismund den zärtlichsten Abschied

genommen. Es heisst, sie hätten sich einander nicht aus den Armen reissen können, nachdem sie so lange und so innig mitsammen verkehrt, dass der eine dem anderen sein ganzes Herz offenbart hätte und über solche Freundschaft eine allgemeine frohe Verwunderung entstanden wäre.

Endlich dachte nun aber auch Sigismund an die Weiterreise; aber wie jämmerlich und übel war er daran, wie wurde es ihm schwer gemacht seine Staaten wieder zu erreichen. Den Eberhard Windeck hatte er nach Brügge abgefertigt mit dem Auftrage, dort die meisten seiner schönen Geschenke zu versetzen und dafür von Lübecker Kaufleuten Geld aufzunehmen. Und die Gebiete des Holländers wie des Burgunders, der bei den flandrischen Städten, da sie nicht zum Reiche gehörten, den Durchzug untersagt hatte, glaubte er nicht ohne Gefahr betreten zu dürfen. Ein Glück für ihn, dass er die Stadt Dortrecht willig fand ihm einige Fahrzeuge zu stellen, die ihn, um gegen andere Mächte sicher zu sein, unter dem Geleite von vier englischen Kriegsschiffen von Calais aus in den Rhein gebracht haben. Fast wie ein Verbrecher musste der Träger der Deutschen Krone wieder ins Reichsland einschleichen; erst beim Herzoge von Jülich und in der Stadt Aachen wurde ihm wohl zu Muthe. Jahr und Tag waren vergangen, als er am 17. Januar 1417 wieder in Constanz eintraf, nachdem sein Friedenswerk völlig gescheitert und Heinrich V. sich eben erhob um Frankreich zu erobern.

Allerdings gelang es nun dem Concil trotz drohender Zerwürfnisse der Kirche in der Person Martins V. die Einheit wieder zu geben. Auch die Häresiarchen Wiclif und Huss und ihre akatholischen Lehren waren verdammt worden, und eines Tags im Jahre 1428 hat man dem Spruche gemäss

selbst das stille Grab zu Lutterworth aufgewühlt, die vermoderten Gebeine verbrannt und die Asche ins Wasser geworfen, damit sie durch Avon und Severn dem Ocean zugeführt werde und dort den letzten Atomen des böhmischen Genossen begegne. Aber was halfen alle diese Triumphe? Der geistliche Gegensatz, den die Reformation hatte hervorbringen helfen, sollte niemals wieder durch infallible Erkenntnisse von Papst und Concil entfernt werden können, und die Kämpfe der Völker, die sich daneben und daraus entwickelt, erfüllten die Welt mit ärgerem Blutvergiessen als vor dem Auftrage, mit welchem die frommen Väter von Constanz ihren kaiserlichen Vogt hinausgesandt.

Es scheint aber auch fernerhin der Gang der Ereignisse in Ost und West eigenthümlich parallel geblieben und zu Canterbury doch eine enge Wechselbeziehung geknüpft worden zu sein. Im Mai 1420 dictirt Heinrich nach grossen Erfolgen den Frieden von Troyes, der ihn selbst an die Stelle des Dauphin setzt, und unter dessen Garanten der römische König obenan steht. Dieser aber hat sich von unmittelbarer Theilnahme am Kriege in Frankreich mit der triftigen Entschuldigung entbunden, er habe gegen die rebellischen Böhmen zu ziehen, die sich derselben häretischen Lehre wie die Wiclifiten ergeben; und ebenfalls im Frühling 1420 tritt er den ersten Kreuzzug gegen diese Ketzer an. Man weiss, wie derselbe abgelaufen, und welche furchtbaren Kämpfe noch daraus erwachsen sollten. König Heinrich ist ihnen mit grosser Spannung gefolgt, und noch finden sich in englischen Archiven die Berichte, die ihm über den Sturm auf Prag und ähnliche Hergänge zugekommen sind. Auch handelt es sich im Jahre 1422 noch einmal um eine persönliche Zusammenkunft mit Sigismund, da ist der kühne Lancaster auf dem

Gipfel seines Ruhms im vollen Mannesalter einer rasch tödtenden Krankheit erlegen. In einem testamentarischen Entwurfe hat er den römischen König für den treusten Vertheidiger der Kirche und des Glaubens erklärt und ihm zum Andenken ein kostbares Schwert bestimmt.

Als darauf in der Folge die unnatürliche Herrschaft der Engländer in Frankreich immer misslicher zu werden droht und der Luxemburger noch immer erbittert mit den Hussiten um die verlorene Krone ringt, da erscheint man auf ersterer Seite besonders eifrig das Bündniss vom Jahre 1416 aufrecht zu erhalten. So hatte einmal Heinrichs Oheim, der reiche und weltkluge Cardinal Beaufort, im Jahre 1427 seinen Entschluss erklärt mit einem englischen Kreuzheere den so furchtbar gewordenen Hussitenkriegen beizuwohnen. Die ganze orthodoxe Welt jubelte, der Papst hatte ihn bereits zu seinem Legaten in Deutschland, Böhmen und Ungarn ernannt, und Lancaster und Luxemburg hätten sich nun endlich im Felde die Hand gereicht. Da wurden die langsam geworbenen und schliesslich eingeschifften Truppen dazu verwandt den ersten grossartigen Erfolgen der Jungfrau von Orleans dürftig Halt zu gebieten. Sigismund hat hierauf in seinen späteren, wenig erquicklichen Lebensjahren am St. Georgstage vermuthlich das Hosenband angelegt, während bei der Krönung Heinrichs VI. zu Westminster im Jahre 1430 ein prächtiger Tafelaufsatz den Kaiser und seinen verewigten Freund Heinrich V. darstellte mit dem kleinen gekrönten Knaben vor ihnen auf den Knien, eine Ballade gegen die Lollarden in der Hand haltend. Als auch Sigismund am 9. December 1437 gestorben, sind auf königlichen Befehl in allen Kathedralkirchen Englands für ihn Seelenmessen gelesen worden. Dem feierlichen Todtenamte in St. Pauls hat Heinrich VI. in Person, um-

geben von seinen Grosswürdenträgern, beigewohnt und das Hosenband, das jener getragen, seinem Schwiegersohne und Nachfolger im Reiche, dem Erzherzoge Albrecht von Oesterreich, verliehen. Um die Zeit, wo Luxemburg nicht mehr das kaiserliche Diadem behauptete, zeigten sich auch die ersten Spuren des Niedergangs von Lancaster. So begegnen sich ähnliche Richtungen in fürstlichen Charakteren, die sonst wenig mit einander gemein haben, und drücken den Stempel einmaliger Einigung auch ihren Dynastien und deren Schicksalen auf.

X. Die Jungfrau von Orléans.*)

Es gibt in der Geschichte gewisse Abschnitte des Uebergangs, wo die alte Ordnung der Dinge abstirbt und eine neue kaum begonnen hat. In dem Kampfe der alten mit den neuen Elementen treten da in den Zuständen so gut wie an den Persönlichkeiten ganz eigenthümliche Erscheinungen hervor, denen der Zauber des Seltsamen anhaftet, die, schon weil sie vereinzelt da stehn, als Wunder gelten. Eine solche Epoche ist für die Europäische Staatenfamilie das fünfzehnte Jahrhundert gewesen, wo das Mittelalter noch nicht abgelaufen, die moderne Welt noch nicht angebrochen war. Zwar waren in Kirche und Staat manche der eigenthümlichen Stützen, welche das Gebäude Jahrhunderte hindurch zusammen gehalten, längst morsch geworden und drohten bei dem ersten kraftvollen Andrange neuer Ideen zusammen zu brechen, zwar spürte man merklich das Wehen eines anderen Geistes auf weltlichem wie

*) J. Quicherat, Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc etc. 5 Vol. 1841—49.

auf geistlichem Gebiete, aber die Keime desselben, im Schutt und Moder der Vergangenheit gepflanzt, waren noch nicht hoch genug emporgeschossen um selbständig da stehn, um das Mittelalter ersetzen zu können.

Hier in Deutschland gab es einen Kaiser, der, so gering auch seine Macht war, den Reichsfürsten doch noch immer nicht die sämmtlichen Landeshoheitsrechte ohne Weiteres einräumen wollte. Und in England meinte der König noch immer die volle Souveränetät behaupten zu können, obwohl bereits ihm zur Seite unter denselben Formen, wie sie noch heute bestehen, das Parlament in zwei Häusern tagte. Dem Papste, als dem Oberhaupte der einheitlichen, abendländischen Christenheit, zollten zwar alle Reiche noch die alte Obedienz, aber lange schon weigerten sich die Regierungen wie ehedem die reichen Geldquellen ihrer Länder nach Rom fliessen zu lassen. An diesen Widerstand lehnte eine geistige Opposition, die sich von der Buchstabenautorität abwandte und nicht übel Lust bezeigte das ekklesiastische Dogma selbst anzutasten. Ueberall waren die Gemüther von religiösen Ahnungen erfüllt. Während in Deutschland fromme Männer in tief innerlicher Mystik den Seelenfrieden zu finden suchten, brannte es lichterloh an zwei Ecken des Abendlandes. In England hatte ein kühner nüchterner Priester mit fast puritanischem Eifer gewagt dem Jahrhunderte vorauszugreifen, der Kirche allen weltlichen Besitz abzusprechen und als Nachweis einer geläuterten Lehre das reine Wort Gottes aufzuschlagen. Scheiterhaufen über Scheiterhaufen suchten der Häresie der Lollarden dort lange Zeit umsonst zu begegnen. Der Funke war über Meer und Land geflogen und hatte in dem fernen Böhmen gezündet. Da prasselte in den Hussitenkämpfen ein Feuer auf, in welchem Glaubensmuth und Racenhass, ernst sittliche

Ueberzeugung und die wildeste Schwärmerei die rings um sich greifende Gluth schüren halfen. Gegen den Schaden Europas, den Verfall aller Zucht und Sitte im Kleinen wie im Grossen, war ein solches Mittel doch zu scharf, zu früh angewandt. Noch sollte sich kein Theil des Sieges freuen.

In Frankreich stand Manches wie in den Nachbarländern. Nur war die Fürstenmacht hier stetiger angewachsen, hatte die natürlichen Grenzen des Landes zu umfassen gesucht und der Kirche Rom gegenüber eine gewissermassen nationale Stellung zu wahren gewusst. Es schien bisweilen, als ob hier eine junge Staatsweisheit rascher als anderswo einem neuen Zeitalter entgegen arbeite. Aber dem Lande und seinen Regenten war eine Prüfung vorbehalten, durch welche sie für viele Jahre von der Bahn des Aufschwungs abgelenkt worden sind. König Karl VI. verlor nämlich bald nach seinem Regierungsantritt den Verstand, und wenn auch bisweilen lichte Augenblicke eintraten, so wurde doch eine solche Herrschaft von mehr denn vierzig Jahren der Tummelplatz für die Absichten und Gelüste einer ränkevollen ausländischen Gemahlin und einer Anzahl von Prinzen von Geblüt. Es war Herkommen die letzteren mit den grossen Provinzen und Pairien des Reichs auszustatten; aber es war auch Tendenz verständiger Herrscher diese Ausstattung nur als Kronlehn zu betrachten und nicht zur Landeshoheit werden zu lassen. Jetzt aber, wo ein blödsinniger Fürst die Krone trug, trachteten die Magnaten nicht allein darnach selbständige Herren zu werden, sondern zwei der vornehmsten stritten sich geradezu erbittert um die Regentschaft des Reichs, der Herzog von Orléans, des Königs Oheim, und der Herzog von Burgund, sein Vetter. Gleichzeitig waren, wozu der gallofränkische Stamm ja überhaupt leicht zugänglich, Genusssucht, Ueppigkeit und sitten-

lose Ausschweifung in allen Ständen, bei Hoch und Niedrig, beim Prälaten, beim Edelmanne wie beim Bürger eingerissen, dass alle Grundlagen der Familie unterwühlt waren, und die Bande des Bluts wie des Staats zu zerreissen drohten. In solcher Versunkenheit verklangen die wenigen gottesfürchtigen Stimmen, die noch zur Umkehr zu mahnen wagten. Da gab die Ermordung des lüsternen Herzogs von Orléans, die in den Strassen von Paris in einer dunklen Novembernacht des Jahres 1407 von vermummten Gesellen vollbracht wurde, das Signal zu einer Periode massloser Leiden und der tiefsten Erniedrigung. Die That war auf Geheiss Burgunds geschehn. Sie trug den Bürgerkrieg in seiner greuelvollsten Gestalt im Schoosse. Paris hat im Jahre 1793 kaum fürchterlichere Metzeleien erlebt, als sie die Factionen der Armagnacs und Burgunder damals schon gegen einander übten. Der Herzog von Burgund hatte dabei die Hefe des Pöbels und was es nur an demokratischen Elementen gab auf seiner Seite; der Adel, hauptsächlich in den südlichen Strichen des Landes, hielt zum Hause Orléans.

Da beschloss nun ein neuer kraftvoller Herrscher, der so eben in England den Thron bestiegen, dem Beispiele seiner Ahnen zu folgen und dem Nachbarreiche, das in tiefster Zerrüttung zusammensank, den Krieg zu erklären. Ein vermeintliches Anrecht auf die Krone der Valois lieh den Vorwand; der Zweck aber war die unruhigen Geister der Heimat, die theils von häretischen Ideen ergriffen waren, theils dem Hause Lancaster wegen des kühnen Staatsstreichs grollten, durch den es auf den Thron gekommen, auf einer grossen kriegerischen Expedition ins Ausland abzulenken. Wer hat nicht im Shakspere vom Prinzen Harry, von Heinrich V. gelesen, von seiner kühnen Landung vor Harfleur, von

dem unvergleichlichen Tage bei Agincourt, wo er, einer gegen fünf, mit 10000 Mann zum grossen Theile abgerissener, barfüssiger Bogenschützen die Blüthe des Adels von Frankreich, ein Heer stärker als 50000 schlug. Bald lag dem Eroberer ein grosses Stück des alten Francien besiegt zu Füssen, zumal nachdem Burgund, der sich Anfangs neutral gehalten, in Folge einer blutigen That zum Bundesgenossen geworden. Auf der Brücke von Monterau nämlich bei einem Gespräche, das die beiden Parteien behufs einer Versöhnung unter den heiligsten Eidschwüren abhielten, erdolchten die Armagnacs im Beisein des Dauphins den Herzog Johann zur Sühne für den Mord, den er zwölf Jahre zuvor an Orléans vollstrecken liess. Nun reichte Philipp, der Sohn und Nachfolger des Ermordeten, dem Eroberer die Hand, Isabeau, die Königin von Frankreich, trat dem unnatürlichen Bunde bei, und der Vertrag von Troyes stellte fest, dass Heinrich V. mit der Hand Katharinas — jener Käthe, die bei Shakspere englisch radebricht — den blödsinnigen Karl nach seinem Tode als König von Frankreich beerben, dass der Dauphin aber mit Zustimmung der eignen Eltern von Land und Leuten ausgeschlossen sein sollte. Es ist bekannt, wie der kühne Eroberer schon zwei Jahre hernach im Sommer 1422, und wenige Monate später der alte König Karl gestorben ist, und wie England und Frankreich nun faktisch ein Haupt besassen. Ein Kind in der Wiege, noch nicht einjährig, trug die Kronen dieser beiden Länder, die, scharf durch das Wasser geschieden, so selten in der Geschichte Hand in Hand gegangen sind. Das war wahrhaftig ein Wunder. Wie Viele mochten nicht neugierig fragen, ob es von Bestand sein werde.

Anfangs liess es sich in der That so an. Frankreich, auf das Aeusserste erschöpft, bog dem fremden Joche fast wider-

standslos den Nacken dar. Die Stände in den nördlichen Gegenden hofften vielleicht gar, ihre Privilegien, die von der einheimischen Dynastie so oft mit Füssen getreten worden, von dem parlamentarischen England geachtet zu sehen. Die ganze Kraft des Adels schien auf dem Felde von Agincourt vernichtet worden zu sein. Der junge, glänzende Herzog von Orléans, den man dort lebend unter den Leichenhaufen hervorgezogen, schmachtete auf einsamer Burg fern im Norden Englands dahin und richtete seine schmerzvollen, sehnsüchtigen Lieder an das Vaterland und an die trauernde Gemahlin; er hatte Musse genug, was ihm selten einer seiner Landsleute nachgemacht, so vollendet englisch zu lernen, dass er seine eigenen Verse dichterisch übersetzen konnte. Der Dauphin Karl wegen jenes Mords, den er zugelassen, von der Mutter verflucht, von vielen Franzosen verabscheut, irrte indess unstät und habelos im Süden des Loireflusses umher, nur von wenigen unbeugsamen, aber blutbefleckten Getreuen umgeben. Auch der Tod des Eroberers schien ihm keine Aussicht zu gewähren, denn mit kräftiger Hand ergriff Heinrichs Bruder, der Herzog von Bedford, als Statthalter die Zügel der Regierung, ein Mann, dessen Gaben im Felde denen des Verstorbenen gleich kamen, der ihn in den Eigenschaften des Staatsmannes vielleicht noch übertraf. Mit einer Umsicht, die Bewunderung erregt, wusste er eine Weile das unterworfene Reich zu beherrschen; die höchsten Tribunale des Landes, das Pariser Parlament und die dortige Universität, fügten sich von Tage zu Tage williger seinen Vorschriften. Wären die Finanzen nicht in Folge der langen Kriegsläufte in beiden Reichen heillos zerrüttet gewesen, hätten nicht so manche andere Uebel einer minorennen Regierung im Wege gestanden, und wäre auch Bedford nicht

schliesslich von einem frühen Tode ereilt worden, so hätte er mit seinem Talente wohl gar eine begeisterte Erhebung der Franzosen niederzuhalten, ein anglofränkisches Doppelreich zu behaupten vermocht. Einstweilen war er Herr in allen Strichen nördlich von der Loire und in den Küstenländern bis an die Pyrenäen. Nur was man damals Touraine und Languedoc nannte, die Mitte und das südöstliche Frankreich, war nicht unterworfen; dort sass kein englischer Seneschall auf den Burgen, und beherrschten die Yeomen von Lincoln und Derby mit ihren Pfeilen nicht die Landstrassen. Zwar fehlte es auch im Norden nicht an Kämpfen, denn bisweilen fielen die Armagnacs in die Normandie oder Champagne ein; aber eine Handvoll Engländer schlug sie stets im offnen Felde, und zuletzt raufte man sich nur noch hie und da um den Besitz einiger fest und hoch gebauten Schlösser.

Da wurde nun im Jahre 1428 auf einem Feldherrnrathe zu Paris beschlossen den Krieg über die Loire zu tragen und durch Eroberung der Stadt Orléans, des Schlüssels jener Gegend, den ersten entscheidenden Schlag zu führen. Umsonst warnte der Herzog von Bedford im Bewusstsein der unzureichenden Mittel und der im Süden fehlenden Sympathien; böser Einfluss bei der Regierung in London hat seine Stimme übertönt. Ein tapferes Heer unter dem Grafen von Salisbury unternahm also den Angriff. Nachdem es die Vorstadt auf der Südseite des Flusses eingenommen, wurde Orléans selbst mit Schanzen umgürtet, denn auf das Verzweifeltste wehrten sich Bürger und Besatzung, manch kühner Parteigänger hatte sich zu ihnen geschlagen, immer wieder schlüpften sie mit Zufuhr und mit Beute zwischen der Artillerie des Feindes hindurch. So verflossen sechs lange Wintermonde, in denen sich das Wohl oder Weh von Frankreich, seine ganze Zu-

kunft an diesen einen Ort kettete. Noth und Verzweiflung der Belagerten stiegen ins Ungeheuere: mit der letzten Ermannung schien die Nation rettungslos zusammen zu sinken. Hatte sich doch ihr legitimer Fürst, der Dauphin selbst, verloren gegeben. So recht ein Bild seines entnervten Volks vertändelte er die Tage, wo die tapfere Stadt so unsägliche Leiden erduldete, ehr- und schamvergessen in den Armen einer Geliebten und achtete der seltsamen Warnungen nicht, die der Himmel damals auch an ihn erliess.

Die religiöse Stimmung der Zeit hatte endlich auch das französische Volk ergriffen. Aber die Bettelmönche, welche Busse predigend durch das Land zogen und das arme Volk mit den düsteren Gesichten aus der Apokalypse zur Sinnesänderung riefen, wurden wie bei den Engländern auch von Karl ausgewiesen und verfolgt. Und als dann gar gemeldet wurde: Orléans muss fallen und mit ihm ist der Rest Deines Reichs verloren, da fasste der im Sinnenrausch befangene Fürst den Gedanken lieber zu fliehen, als mit den letzten tapferen Herzen unterzugehn. Die Absicht Heinrichs V. schien erreicht: Frankreich, die selbständige Verbindungsstätte der Civilisation der alten und der neuen Zeit, eine Provinz des Inselstaates geworden zu sein, als ein Wunder, so eigenthümlich, wie die Geschichte kein zweites zu erzählen weiss, gleichsam ein Engel vom Himmel Rettung brachte. Ein zartes, gebrechliches Wesen, ein Weib sollte gerade diese Nation, bei der sich die Männer so gern ihrer ritterlichen Thaten rühmten, und die Frauen schon vor Alters in der Gesellschaft keine ihrer würdige Stellung eingenommen, zu unvergleichlichem Siege führen.

Es ist nicht die Absicht an dieser Stelle ein vollständiges Gemälde des Lebens und der Thaten der Jungfrau von Orléans

aufzurollen oder mit psychologischen Blicken den geheimnissvollen Schleier dieser wunderbaren Erscheinung zu lüften. Es soll nur noch einmal versucht werden mit Hülfe der jetzt sehr umfassenden Materialien die Hauptzüge ihres Wesens klar und anschaulich zu zeichnen. Sie steht, wie sie leibt und lebt, so menschlich schön, so zauberisch hoch da, dass keine Kunst, weder Poesie noch Malerei noch Sculptur, der rein historischen Gestalt bisher Gerechtigkeit gethan. Es sind endlich keine Legenden, sondern ernst beglaubigte Thatsachen, die in dürren Urkunden zu lesen stehn.

Nicht weit von den Quellen der Maas, hart an den Grenzen der Champagne und des Herzogthums Lothringen, dort wo sich vor Alters deutsche Mundart von französischer Zunge schied, liegt der Weiler Domremy, der nebst seinem Pfarrdorfe Greux dem Sprengel von Toul angehörte, in jenen Tagen bekanntlich noch ein Bestandtheil des deutschen Reichs. Es war ein heimisch stilles Thal von Hügeln eingeschlossen, auf denen ein alter Eichwald, der Bosc-chesnu, seine Wipfel in die Wolken streckte. Hier lebten in ihrer schlichten Hütte Jaques Darc und seine Frau Isabelle Rommée, treuherzige, fromme Bauersleute, deren nächste Vorfahren vielleicht noch leibeigen, an der Scholle gebunden gewesen. Unter fünf Kindern war ihnen zu Anfang des Jahres 1412 auch eine Tochter geboren, die in der heiligen Taufe den Namen Johanna empfieng. Im Dorf nannte man sie Jeannette. Frühzeitig lernte sie von ihrer frommen Mutter ihr Pater noster und Ave Maria beten, bald stand sie dieser beim Nähen und anderen häuslichen Arbeiten zur Seite. Sie war in allen Stücken ein williges, treues, besonders aber aufrichtig frommes Kind. Wie sie von der Mutter ihren Glauben geerbt, so verdankte sie dem Vater die Liebe zum Vaterlande. In ihrem fast ganz von burgundisch

gesinnter Nachbarschaft umringten Dorfe hatten Jaques Darc und seine Gevattern einen harten Stand. An seinem heimischen Heerde war auch viel von der allgemeinen Noth Frankreichs und von dem Leiden seiner Fürsten die Rede. Doch wussten die guten Leute in ihrer Abgeschiedenheit davon fast nur aus Hörensagen, durch den harten Druck der Steuern, oder durch die Raufereien unter der Jugend der benachbarten Dörfer, wenn die Knaben Franzosen und Burgunder spielten. Nur einmal erschien eine wirkliche burgundische Streifschaar und zwang auch die Darcs in dem benachbarten festen Neufchateau auf vierzehn Tage Schutz zu suchen. Nach der Heimkehr begann dann für Jeannette das häusliche, fleissige Leben von neuem, das nur von ihren Andachtsübungen unterbrochen wurde, oder wenn sie einmal, was nicht allzu oft geschah, den Auftrag erhielt, die wenigen Schafe des Vaters auf die Weide zu treiben. Nur das Mährchen, das freilich früh genug entsprungen, hat sie als Schäferin — la pauvre bergerette — gefasst, die lange Tage sinnend im Freien zugebracht und im geheimen Verkehr mit den Vögeln in den Zweigen gestanden. Sie ist dagegen nachweislich recht eigentlich unter den Augen frommer Eltern aufgewachsen. Auch einer anderen Behauptung, auf die sich späterhin die schwärzesten Anschuldigungen gestützt haben, muss entschieden widersprochen werden. In dem benachbarten Walde gab es allerdings eine Quelle, von der es hiess, dass sie das Fieber heile, und eine steinalte Buche, um welche, wie noch alte Leute gesehn haben wollten, bei nächtlicher Weile die Feen den Elfenreigen tanzten. Aber die Angst des Landvolks vor der bezauberten Stätte war längst dahin; vielmehr hielt die Jugend bei der Wiederkehr des Frühlings dort ihre Maien, und las zu Himmelfahrt unter den schattigen Aesten des majestätischen Baums der Pfarrer im

Freien das Evangelium. Sicherlich hat Johanna an den fröhlichen Spielen Theil genommen; dass sie jedoch abergläubisch den alten Sagen des Orts nachgegangen wäre und überhaupt einen Hang zum Geheimnissvollen und Uebernatürlichen gehabt hätte, das wird von Augenzeugen, die täglich mit ihr verkehrt, auf das Bestimmteste widerlegt. Man sah sie im Gegentheil fleissig zu einer kleinen Kapelle pilgern, die ebenfalls am Walde lag, dort der Messe beiwohnen und der Mutter Gottes ihre kleine Kerze darbringen. Sie war durchaus nicht abergläubisch, sondern kindlich gläubig.

Da geschah es nun im Sommer 1424, als das aufwachsende Mädchen sich im väterlichen Garten befand, dass sie eine sanfte Stimme zu vernehmen meinte, die von der Seite der Kirche her erscholl. Obwohl es heller Mittag war, dünkte es ihr auf der Ecke doch noch heller zu werden. Noch zweimal wiederholte sich diese seltsame Erscheinung und ganz deutlich glaubte das erschreckte Kind zu vernehmen, wie ein Engel sie anrede, der ihr den Beistand Gottes verhiess und ihr gebot dem Königreiche von Frankreich zu Hülfe zu ziehn. Diese Gesichte kehrten ihrer zunächst auch aus körperlicher Ursache erregten Phantasie schon in wenigen Tagen wieder und stellten sich in der Folge regelmässig, zwei, dreimal die Woche ein; es war ihr, als sähe und hörte sie auf das Bestimmteste den Erzengel Michael, der ihr hin und wieder auch von St. Katharina und St. Margareta begleitet erschien. Unmittelbar fühlte sie sich angeredet als: »Liebes Kind, Jungfrau Johanna!« Die Angst schwand, ihre Stimmen, wie sie sie nannte, wurden ihr lieb und verschmolzen bald mit ihrem religiösen Glauben, dessen mystische Richtung zugegeben werden muss. Innig flehte sie auch zu den beiden heiligen Jungfrauen, denn ihnen gedachte sie nunmehr nachzustreben.

Sie zweifelte nicht, dass ein unmittelbarer Verkehr mit himmlischen Wesen stattfinde, in deren greifbare Existenz sich ihr lebhaftes Gemüth nun einmal ganz versenkt hatte. Mag auch das zarte Lebensalter, in dem sie stand, einen gewissen Schlüssel des Verständnisses bieten, so versichern doch wieder urkundliche ärztliche Zeugnisse, dass ihr Körper durchaus gesund gewesen. Von Betrug ferner war in ihrer reinen Seele keine Spur zu finden, und, wie wir noch sehen werden, sie war mit einem hellen Verstande begabt, der für absolute Schwärmerei am wenigsten Raum hatte. Ihr war der wunderbare Zustand, in den sie sich versetzt meinte, jedenfalls eine Wirklichkeit, eine Offenbarung, ein Ergriffensein, das denn in der That den Anstoss zur Befreiung von Frankreich gegeben hat.

Fünf lange Jahre verstrichen, in denen das Mädchen stattlich heranwuchs. Leute, die sie gesehn, schildern uns die schöne, schlanke Gestalt, das offene, heitere Antlitz, von langen dunklen Locken umwallt, den ungemein lieblichen, fast schwermuthvollen Blick der Augen, die sanfte, wohltönende Stimme nur von der vortheilhaftesten Seite. Aber die Erscheinungen, von denen sie noch keiner Menschenseele erzählt, begleiteten sie beständig; im Jahre 1428 geschah, wie sie hernachmal aussagte, die himmlische Mahnung immer häufiger, immer dringender: sie solle sich aufmachen in die benachbarte Stadt Vaucouleurs und den Vogt derselben, den Ritter Beaudricourt, um Geleit zum Dauphin bitten. Wohl mochten die Eltern und der Beichtvater an gewissen hastigen Aeusserungen, die immer nur den König und das Vaterland betrafen, von dem gemerkt haben, was in ihr vorgieng; doch liess sich ja Alles so einfach durch die Leiden von ganz Frankreich erklären. Dennoch hat man in jenen Tagen versucht sie

fast gewaltsam zu einer Heirat zu bewegen; allein sie widersetzte sich und erklärte nur Gott und dem Reiche dienen zu wollen. Dann träumte dem Vater wieder, er sähe die Tochter mit einem Haufen Soldaten davon ziehn; lieber aber, versicherte er, wollte er sie mit den eigenen Händen ertränken als solche Schande erleben. Darum behielt er sie denn aufmerksam in den Augen. Als man ihr aber dennoch erlaubte einen Oheim, Durand Laxart, der nicht weit von Vaucouleurs zu Hause war, auf einige Tage zu besuchen, eröffnete sie diesem zuerst, dass sie, das arme Mädchen von Domremy, berufen sei zum Dauphin zu gehen und den Königssohn nach Reims zur Krönung zu geleiten. Mit aufgerissenen Augen starrte der Bauer sie da wohl an, aber gieng auf ihr stürmisches Dringen, um dem Ritter Beaudricourt die Anzeige von ihrem Kommen zu machen. Schlecht genug freilich empfieng ihn der Edelmann, indem er ihm den Rath gab das thörichte Ding durch einige Backenstreiche zur Besinnung zu bringen und sie in ihr elterliches Haus zurück zu nehmen. Aber Jeannette ruhte nicht. Trotz alles Hohns trat sie nun selbst bei Beaudricourt ein, wäre es auch nur um ihm anzukündigen, dass in den nächsten Fasten der Herr dem Dauphin Rettung bringen, dass sie es sei, die ihn nach Reims führen werde.

Wir finden sie alsdann noch einmal zu Hause, immer unruhiger, immer erhobener; denn die Kunde von der Belagerung der Stadt Orléans, von ihrer Gefahr, von dem nahen Falle läuft angstvoll von Mund zu Mund, von Land zu Land. Da glaubt ihr Ohr die klare Stimme des Erzengels zu vernehmen: »Erhebe Dich, meine Tochter, Du bist es, welche Rettung bringen soll!« und nun kennt sie kein Säumen mehr. Indem sie die Eltern beredet, dass ihr Oheim sie zu häuslichen Diensten verlange, geht sie davon. Allerdings

ist sie sich dabei der Unwahrheit, der Täuschung bewusst; aber noch späterhin hat sie erklärt, sie wisse sich von solcher Sünde frei, denn Gott habe es so gewollt, und der sei mehr denn hundert Väter und hundert Mütter. Es war in den ersten Tagen des Jahrs 1429, im tiefen Winter, als sie mit dem Oheim ihr väterliches Dorf verliess, nur kurz den Gespielinnen à dieu bietend, die sie auf der Strasse fand. Noch waren die Fasten nicht da, als sie sich wieder bei Beaudricourt melden liess. Dieser, dem die Sache nicht geheuer vorkam, hatte seinen Priester kommen lassen um im Nothfalle dem hartnäckigen Mädchen die Unholde durch Beschwörung auszutreiben. Allein nachdem sie den ehrwürdigen Herrn um seinen Segen gebeten, sagte sie: »Wisst Ihr nicht, dass es geschrieben steht, das Reich, das durch ein Weib zu Grunde gerichtet, soll durch eine Jungfrau aus den Marken von Lothringen gerettet werden?« Und in der That waren in jenen Tagen bei der immer heftigeren Aufregung der Gemüther ähnliche, von manchen dem alten weisen Merlin zugeschriebene Prophezeiungen an den Tag gekommen — ein Umstand, der ohne Frage dazu beigetragen, dass ihr bei ihrem zweiten Aufenthalt in Vaucouleurs schon mehrere Leute entschieden Glauben schenkten, ausser ihrem Oheim namentlich ein Rittersmann Jean de Metz und Herr Bertrand de Toulengy, brave, ehrliche Leute, denen sie sich in jeder Beziehung anvertrauen durfte. Aber noch immer konnte sie den Burgvogt nicht bewegen ihr Geleit zu geben; er zauderte, da er entweder mit einem so abenteuerlichen Vorhaben nichts zu schaffen haben wollte, oder noch Antwort auf eine Anfrage abwartete, die er in der Sache an den Hof seines Fürsten in Chinon gerichtet hatte. Endlich, erst am 23. Februar, liess er sie ziehn, begleitet von jenen beiden Rittern, einem

königlichen Herolde und drei Dienstleuten. Da sie hinfort nur mit Männern zu verkehren haben würde, hatte sie zur eigenen Sicherheit Mannestracht angelegt. Selbst Beinschienen und Sporen fehlten nicht. Die Einwohner von Vaucouleurs, deren Herzen sie in kurzer Zeit gewonnen, hatten zusammen geschossen um ihr ein Pferd zu kaufen, und beim Abschiede reichte ihr Beaudricourt selber einen Degen, freilich mit den kalten, ungläubigen Worten: »Geh hin, komme was wolle.« Damit schliesst die erste Episode dieser wundervollen Geschichte, in welcher wir die begeisterte Jungfrau den Gedanken, den sie lange mit sich herumgetragen, endlich ihren Landsleuten mittheilen und zur Ausführung bringen sehn. Das gelang aber nur, indem ihr ähnliche sympathetische Stimmungen des Heimatlands zu Hülfe kamen. Gerade in jenen Gegenden, wo einst der heilige Remigius den Frankenkönig Chlodwig getauft und gekrönt, lebte der alte Glaube an das Königshaus, die Treue zu der Krone der Lilien unerschütterlich fort. Ueberall gab es dort von alter Zeit her Kirchen, jenem Heiligen geweiht; auch die von Domremy trug seinen Namen. Es war gewissermassen eine Religion des nationalen Königthums, welche unvertilgbar in den Massen schlummerte und durch das Erscheinen der Jeanne Darc sofort geweckt wurde.

Folgen wir aber der Jungfrau auf ihrer Sendung. Am eilften Tage hatte sie nicht ohne Mühsal und Gefahr die Loire überschritten und traf in Chinon ein. Nachdem sie einen Tag in heftiger Spannung in ihrer ärmlichen Herberge verbracht hatte, wurde sie am 9. März zur ersten Audienz beschieden. Da schritt sie denn unbefangen durch den glänzend erleuchteten Saal und die strahlende Umgebung auf den Fürsten zu, der sich schlicht und einfach angethan vor ihr

zurück zu ziehen schien, und redete ihn an: »Edler Dauphin, ich bin Johanna die Jungfrau; der himmlische König thut Euch durch mich zu wissen, dass Ihr in der Stadt Reims sollt gekrönt und sein Statthalter auf Erden werden.« Das Gespräch, welches Karl hierauf mit einigen Fragen anknüpfte, wurde bald nur vor wenigen Zeugen geführt; und ein geheimes Verständniss, eine Mittheilung geheimnissvoller Art erweckte in dem Fürsten sofort eine Hinneigung zum Vertrauen. Welcher Art jene Mittheilung gewesen, ist nicht klar. Nach einer Erzählung soll ihn die Jungfrau bekanntlich an sein Gebet erinnert haben, das er in stiller Kammer einst zum Himmel gerichtet, dass, falls er der wahre Spross des Königshauses sei, er in Castilien oder Schottland Rettung finden möge. Karl empfieng sie freundlich; sein leichtes, gefühlvolles Herz erkannte wohl die Echtheit der Begeisterung, die ihn hier, von den niederen Schichten seines Volks ausgehend, aus dem Munde dieses jungen Mädchens ansprach. Es frappirte ihn, als sie bei der Begrüssung des Herzogs von Alençon diesem sagte: »Seid willkommen! je mehr Prinzen von Geblüt zusammen halten, desto besser!« Er horchte auf, als sie mit fast zärtlicher Empfindung von dem geliebten Herzoge von Orléans redete, dem man Errettung aus seiner Haft in Pontefract Castle bringen müsste. Die ganze Liebe ihrer Brust galt ihrem Fürsten, ihrer Heimat; für die Liebe des Weibes zum Manne, die ihr die Wuth ihrer Feinde und das Bedürfniss der Dichter hat zuschreiben wollen, ist darin niemals Raum gewesen. Aber so wohlgefällig der Dauphin sich ihr bezeigte, so sehr er auch das Wunder ahnen mochte, das in ihr erschienen, eben so sehr hörte er doch auch auf andere bei ihm sehr einflussreiche Stimmen, die ihm zuflüsterten: die Bauerndirne ist entzückt, wohl gar behext,

man muss sie, ehe man sich mit ihr einlässt, von der geistlichen Inquisition prüfen lassen. Gerade die Lässigkeit, mit welcher Karl sie im Grunde stets behandelt hat, dient als das schönste Zeugniss gegen die heftigsten Beschuldigungen der Engländer, die Franzosen hätten sich ihrer als einer Puppe bedient um das Heer gegen den Nationalfeind zu begeistern. Während sie selbst unablässig zur That drängt, hat vielmehr eine kleine, aber mächtige Partei bei Hofe ihre ganze Aufgabe rastlos zu stören gesucht.

Das war vielleicht gleich von vorn herein die Absicht, als Karl sie nach Poitiers sandte, um dort von einem Tribunale von Doctoren der Gottesgelahrtheit vernommen zu werden. Man hat ihr jedenfalls arge Fallen gestellt, doch hat sie über alle Hinterlist mit ihren treffenden Aussprüchen triumphirt, in denen sie eine nicht hinreichend beachtete Seite ihres Wesens, den gesunden Menschenverstand, aufdeckt und den Beweis liefert, wie sie neben ihrer hohen geistigen Exaltation auch zu praktischen Dingen das Zeug hatte. Die Examinatoren erkundigten sich natürlich auch nach ihren Visionen. Einer der frommen Väter aber, der den stark provinziellen Dialect des Limousin redete, hatte die Unbefangenheit zu fragen, welche Sprache denn die Heiligen sprächen, worauf Johanna erwiderte: »Eine bessere als die Eure.« »Glaubst Du an Gott?« wollte einer der Richter wissen, worauf die Antwort lautete: »Ja, vielleicht mehr als Ihr.« Und als dann ein Dritter noch verfänglicher fragte: »Wenn Dir Deine Stimmen verkünden, dass Gott Frankreich erlösen werde, wozu bedarf es dann noch der Soldaten?« versetzte sie eben so sicher: »Die Soldaten werden kämpfen, aber Gott wird den Sieg verleihen.« Die geistlichen Herren waren sicherlich mehr betroffen als überzeugt, als sie das Erkenntniss abga-

ben: sie sei ein schlichtes, frommes Mädchen, das offenbar von göttlicher Begeisterung angeregt worden; man solle sie ziehen lassen nach Orléans. Nachdem sie mit derselben Offenheit noch ein anderes Verhör vor der Königin von Sicilien, der Schwiegermutter des Dauphin, und anderen edlen Damen bestanden und alle nur in das Lob dieses reinen unschuldigen Wesens einstimmten, erhielt sie endlich nach Monatsfrist die Genehmigung zu ihrem Vorhaben. Karl selber gab ihr auf ihr Verlangen eine vollständige stählerne Rüstung; der Herzog von Alençon schenkte ihr ein Ross. Nach ihren eigenen Angaben wurde die Standarte ausgefertigt, welche auf weissem Grunde mit goldenen Lilien besäet den Heiland auf der Erdkugel darstellte, zwei Engel betend zur Seite, darüber die Worte: Jhesus, Maria. Man hat jüngst die Rechnung von 25 Livres aufgefunden, welche dem Künstler dafür gezahlt worden sind. Das Schwert endlich liess sie aus einer Katharinenkapelle zu Fièrbois, wo sie auf der Reise einmal ihre Andacht verrichtet, herbeischaffen; es war dort an dem Grabdenkmale eines Ritters angebracht gewesen. Alsdann wurde ihr gleich einem Kriegsführer ein förmlicher Hofstaat beigegeben: jene beiden getreuen Ritter, einige Pagen, ein Caplan und als Schildknappen zwei ihrer Brüder, die zu ihrer unaussprechlichen Freude mit der Verzeihung und dem Segen ihrer Eltern zu ihr gekommen, und deren Schutze sich das einsame Mädchen am allersichersten anvertrauen konnte. In solchem Aufzuge erschien sie nun zu Blois, wo ein kleines Heer zusammen gezogen worden, mit welchem man die Rettung der Stadt Orléans versuchen wollte.

Wie wurde sie da angestaunt, als sie geharnischt einherritt und nach einigen Uebungen ihre Waffen geschickt genug zu handthieren wusste. Nur die ersten Nächte, die sie im

Panzer zubrachte, meinte sie erdrückt zu werden, wie zerschlagen stand sie des Morgens auf; aber ihre kräftige Natur und die Gewohnheit halfen in Kurzem. Viel schwerer indess wurde es ihr der Rohheit des Lagerlebens zu begegnen, doch standen ihr auch hier brave Männer zur Seite, und durch ihr eigenes Beispiel forderte sie nicht allein zu streiten, sondern auch zu beten und zu beichten auf. So gewann allmälich eine religiös begeisterte Stimmung Platz, obwohl sich Johanna noch oft über das übermässige Fluchen und Schwören zu beklagen hatte. Bemerkenswerth freilich ist es, dass sie selbst in der That einen Anflug dieser ritterlichen Unsitte angenommen; denn da sie in ihrer Umgebung die Leute bei Himmel und Hölle, den einen bei seiner Dame, den anderen noch egoistischer bei seinem Barte schwören hörte, pflegte sie, so oft sie in Eifer gerieth, bei ihrem Commandostab, *par mon Martin!* ihrem Martin, wie sie ihn nannte, zu betheuern.

Zu solchem Eifer und heiligen Unmuth nun gab vor allen die finstere Partei bei Hofe nur zu häufig Anlass. Anstatt, wie sie verlangt, mitten durch die Schanzen der Engländer hindurch in die Stadt zu dringen, setzte man auf das Südufer des Flusses über. In Begleitung des tapferen Grafen Dunois hat sie dann am 29. April unter dem Geschützfeuer des Feindes zu Schiff nach Orléans hinein schwimmen müssen. Wie sie den Engländern in einem begeisterten Drohbriefe von ihrer Sendung Anzeige gemacht, so wusste die erschöpfte Besatzung auch bereits von ihrem Erscheinen. Von dem Einzuge der geharnischten Jungfrau, von ihrer ersten Heldenthat, die wie ein elektrischer Funke den gesunkenen Muth wieder erweckte, ist es nicht erforderlich des Weiteren zu erzählen. In einer kurzen Woche, in welcher Johanna durch ihre demüthige Frömmigkeit in der Kirche, durch ihre klaren

Aeusserungen bei der Berathung, durch ihren Heldenmuth beim Sturme auf die feindlichen Schanzen die enthusiastische Verehrung aller, die ihr zur Seite fochten, gewonnen, war Orléans befreit. Am 8. Mai hoben die Engländer hastig die Belagerung auf. Der erste Auftrag der himmlischen Sendung war vollbracht, der nationale Drang nach Befreiung war entfesselt worden um wie das Wasser, das den Damm durchbrochen, fortzubrausen. Die Heldin in Helm und Harnisch, die mit ihrer heiligen Fahne in der Hand mitten im Pulverdampf, oder wo die Pfeile am dichtesten schwirrten, gesehen worden, und die doch, als sie, von einem Pfeile getroffen, zum ersten Male das rothe Blut aus der Wunde fliessen sah, ganz wie ein Mädchen weinte, musste sie den Freunden nicht wie ein Engel vom Himmel erscheinen, während der tief gekränkte Engländer, den sie keck von der Mauer herab angeredet, der ihrer schimmernden Gestalt immer wieder mitten im dichtesten Gewühle begegnet war, sie bereits für eine Ausgeburt der Hölle, ein Glied des Satans, eine teuflische Hexe erklärte. Den einen hatte sie das Siegesbewusstsein wieder gegeben, den anderen es schmerzlich entrissen.

Ihre Stimmen trieben indess immer vorwärts zur nächsten Aufgabe. Allein bei Hofe, wo sie nach der ersten Heldenthat allerdings freudig empfangen wurde, gab es abermals die Zaghaftigkeit des Fürsten und die bösen Gedanken jener stolzen unbeugsamen Herren zu bekämpfen, die über Johanna fast wie der Feind dachten und in ihrer Herkunft, in der durch sie bewirkten Erhebung der niederen Stände eine schlimmere Gefahr für das Reich erblickten, als es die Fremdherrschaft war. Allein sie kannte keine Furcht. Einst als man zum Rathe versammelt war, klopfte sie an, warf sich vor dem Fürsten auf die Knie und sagte: »Edler Dauphin, rathschlagt nicht lange,

sondern macht Euch so bald als möglich auf nach Reims, dort wartet Eure Krone auf Euch«. Der junge Herzog von Alençon war wieder derjenige, der ihr Streben ganz durchschaute und sich ihr freudig anschloss. Sie begleitete ihn, als er von der Herzogin Abschied zu nehmen gieng. Auf deren zärtliche Bitte, den Gemahl in ihre Hut zu nehmen, entgegnete sie mit ritterlicher Zuversicht: »Fürchtet Nichts, Madame, ich werde ihn Euch gesund zurückbringen, dass Ihr Eure Freude haben werdet.« Wie war sie dann froh, als sie wieder zu Pferde sitzen und an der Loire hinziehen konnte um den Feind aus den letzten Schlössern zu vertreiben. Zwei junge Herren von Laval, die unter die Fahnen des Herzogs geeilt waren, schrieben als sie ihr unterwegs zuerst begegnet, bezaubert an ihre Mutter: »Als wir sie in ihrem Quartier besuchten, liess sie Wein kommen und sagte, sie hoffe, wir würden bald mit ihr in Paris anstossen. Aber was sollen wir von ihrem himmlischen Anblick sagen? Wir sahen sie ganz gewappnet in hellem Stahl, nur das Haupt nicht, und eine kleine Streitaxt hielt sie in der Hand. Ein grosser schwarzer Hengst stand ungestüm scharrend vor der Thüre und wollte nicht leiden, dass sie aufsitze. Als sie aber geheissen ihn an das Kreuz vor die Kirche zu führen, stand er unbeweglich, so dass sie aufstieg. Dann sagte sie ganz mit Frauenstimme: »Ihr Priester, betet für uns; und ihr Soldaten, vorwärts!« — So gieng es ihrer Fahne nach, unter welcher am 11. Juni wieder ein heisser Tag bestanden wurde. Der Sturm auf die Burg Jargeau dürfte wohl als der Gipfel ihres Heldenthums bezeichnet werden. »Lasst die Trompeten schmettern! vorwärts, edler Herzog, in Gottes Namen! Fürchtet nicht, habe ich nicht Eurer Frau versprochen Euch wohlbehalten zurückzuführen?« so lauteten ihre Worte an Alençon, als sie neben

ihm den Wall hinankletterte. Auch als sie von einer gewaltigen Steinkugel getroffen, in den Graben hinabgeschleudert wurde, und der Feind schon Jubel schrie, war sie sogleich wieder auf den Beinen und mit den Worten: »Freunde, drauf, drauf! der Herr hat die Engländer verdammt, zu dieser Stunde sind sie unser!« gieng es in der That zum Siege. Solche Zuversicht liess nicht zu Schanden werden. Eines Tages auf dem Felde von Patay, als man sich in der Nähe einer starken feindlichen Abtheilung unter dem gefürchteten Lord Talbot befand, fragte Johanna plötzlich die Ritter: »Habt Ihr gute Sporen?« »Wozu? etwa um den Rücken zu wenden?« meinten jene. »Nein! nicht Ihr, sondern die Engländer, denn die werden nicht Stand halten. Um sie aber zu verfolgen bedarf es guter Sporen.« Und sie hatte abermals recht. Die Engländer wurden zum ersten Male nach vielen Jahren wieder im offenen Felde geschlagen und ihre tüchtigsten Anführer zu Gefangenen gemacht. Die Prinzen und Feldherren in Johannas Begleitung konnten sich nicht genug wundern über ihr Geschick bei Anordnung der Heerhaufen und des Geschützes so wie über die Sicherheit des Erfolgs, wenn sie die Massen begeisterte.

Aber noch einmal musste sie nach Orléans zurück, denn der Dauphin hatte sich noch immer nicht aufgemacht, der böse Geist des Herrn von La Trémouille hielt ihn offenbar gebannt, wie er auf alle Weise den Triumph der Jungfrau zu schmälern suchte, nachdem sie schon so siegreich begonnen die Strasse nach Reims vom Feinde zu säubern. Durch seine Schuld sind noch mehrere Wochen unthätig verstrichen. Aber eben in dieser Zeit begann der Name der Heldenjungfrau durch die Welt zu fliegen; aus diesen Tagen rühren die ersten urkundlichen Angaben, die wir über sie besitzen. Jean

Charlier de Gerson, der alte hochberühmte Doctor vom Constanzer Concil her, schrieb damals dem Grabe nahe in seinem letzten Werke: »Die Gnade Gottes ist in dem Mädchen aufgegangen.« Bei uns in Deutschland war alle Welt aufmerksam auf sie geworden; die Universität zu Cöln nahm für und wider sie Partei; ein Geistlicher zu Speyer nennt sie, wie es ja auch Shakspere thut, die Sibylle von Frankreich und vergleicht sie mit denen des Alterthums. Auf der königlichen Bibliothek zu München liegt noch der Bericht, den sich Kaiser Sigismund über das in Frankreich geschehene Wunder erstatten liess; und auf dem Jahrmarkte in Regensburg ist schon im Jahre 1429 das Bildniss des Mädchens von Orléans gezeigt worden.

Der Zug nach Reims konnte endlich ohne viele Fährlichkeiten und ohne dass die Eroberung von Troyes noch lange Zögerung bereitet hätte, im Juli ausgeführt werden. Die Schilderung der Salbung und Krönung Karls an der heiligen Stätte, wo seine Ahnen seit Jahrhunderten Krone und Scepter empfangen, darf hier wohl erspart werden. Mit ihrer Standarte in der Hand hatte Johanna ganz in der Nähe des Fürsten gestanden, bis nach dem Te Deum sie unter Freudenthränen vor ihm niederstürzte und ihn also anredete: »Nun ist der Wille Gottes vollbracht, der mir befohlen Orléans zu entsetzen und Euch zur Krönung zu geleiten!« Es war der Tag ihres höchsten Glücks, das auch durch die Anwesenheit ihres alten Vaters erhöht wurde, der um den König und die Tochter zu schauen nach Reims gekommen und da, wie wir aus den noch vorhandenen Rechnungen ersehen, als Ehrengast der Stadt behandelt worden ist.

Fast in allen Büchern über Jeanne Darc, und ihrer sind hunderte, wird erzählt, dass die Jungfrau nach der Krönung

ihren Abschied begehrt habe, weil ihre Sendung nun zu Ende sei, dass Karl sie wider ihren Willen zurückgehalten habe und dass sie seitdem von ihren Stimmen und vom Glücke verlassen gewesen. Das ist einer der vielen Irrthümer, die sich legendenartig an ihre wunderbare Geschichte angesetzt haben. Hätte sie in der That den Wunsch gehabt, so würde die bei Hofe mächtige Partei sie wahrhaftig nicht gehindert haben nach Hause zu gehn. Wir besitzen aber hinreichende Zeugnisse des Gegentheils. Dem englischen Regenten lässt sie in einem Drohbriefe melden: sie sei gekommen um ihn und die Seinen aus Frankreich zu verjagen; und der Herzog von Alençon hat späterhin eidlich erklärt, dass sie als ihre Aufgabe betrachtet: Orléans zu entsetzen, den Dauphin zur Krönung zu führen, die Engländer aus dem Lande zu treiben und den gefangenen Karl von Orléans zu befreien. Sie ist dieselbe geblieben, und wenn das Glück nachmals von ihr gewichen, wenn die durch das Heldenmädchen entzündete Begeisterung nicht mehr dieselben Erfolge gewirkt wie im Anfange, so war das vielmehr die Schuld der bösen Leute, denen der König sein Ohr lieh. Furchtlos wie bisher, nur nicht, wie sie selbst einmal sagt, vor Verrath, hatte sie so lange getrieben, bis man gegen Paris zog. Schon war hier ein heftiger Kampf in den Vorstädten entbrannt, wobei die Jungfrau sich trotz einer schweren Verwundung in alter Weise hervorthat, schon bestand ein geheimer Verkehr mit vielen Einwohnern, die ihren angestammten Fürsten herbeisehnten, die beste Aussicht war vorhanden das fremde Joch zu sprengen, da erschien der Befehl nach der Loire umzukehren. Wir können uns den Schmerz Johannas denken, die nur nach vollständiger Befreiung ihrer Heimat dürstete, als sie sich geradezu böswillig an ihrem tapferen Beginnen verhindert sah. Auch

als Alençon sich anbot in Gemeinschaft mit ihr die Engländer in der Normandie anzugreifen, wurde es nicht gestattet. So vergieng der Winter kleinere Streifpartien abgerechnet völlig unbenutzt. Die Adelsverleihung, womit Karl VII. ihr für so grosse Heldenthaten als Weihnachtsgeschenk zu lohnen dachte, hat ihr kaum Freude bereitet, sie selbst hat niemals das stolze Wappen angelegt, das man ihr gegeben: ein Schwert mit einer Krone auf der Spitze, zwischen zwei goldenen Lilien von Frankreich.

Unaussprechlich lang wurde ihr diese Unthätigkeit, bis sie an dem guten Willen ihres Herrn verzweifelnd im Frühling 1430 mit einer Handvoll Leute ohne Abschied zu nehmen davon gieng, im Vertrauen darauf, dass, wo sie sich zeige, sich die Franzosen ihr zuwenden und im Kampfe mit dem Feinde beistehn würden. Da vernahm sie auf ihrem Zuge, dass die Burgunder die im vorigen Herbste eroberte Stadt Compiègne wieder belagerten, und auf der Stelle war sie entschlossen den Bedrängten Hülfe zu bringen; der Gedanke an ihre kleine Schaar machte ihr keine Angst. In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai stürmte sie mitten durch die feindlichen Linien in die Stadt hinein. Sobald es Morgen war, rief sie die Besatzung unter die Waffen, redete sie in feurigen Worten an und machte dann an ihrer Spitze einen Ausfall, dessen Stoss die englisch-burgundischen Abtheilungen sofort zum Weichen brachte. Aber die Uebermacht derselben war zu gewaltig, von allen Seiten erschienen neue Massen, sie lief Gefahr umzingelt und vernichtet zu werden. Dennoch deckte sie mit Löwenmuth den Rückzug, sie zu allerletzt dem Feinde zugewandt. Schon waren von den Ihrigen fast alle über die Zugbrücke gerettet, als ein Schütz keck an sie heransprang und sie am Rockzipfel vom Pferde herabriss. Der Herr von

Wandonne ergriff sie, als sie rettungslos da lag, ohne dass ihr noch durch einen Ausfall aus der Burg hätte geholfen werden können. Sie war gefangen; ihr Glück hatte sie auf immer verlassen.

Mit Blitzesschnelle lief die Nachricht von diesem Ereignisse durch das Land; die Feinde frohlockten, ganz Frankreich wurde von tiefem Schmerz ergriffen. Wäre Karl VII. ein Mann gewesen, bei dem die Dankbarkeit gegen seine Erretterin alle Schranken, die ihm andere setzten, überwinden gekonnt, so hätte er sich jetzt noch aufgemacht und sie aus ihren Banden zu erlösen gesucht. Aber er rührte sich nicht an der Loire, während Johanna ungeduldig nach Rettung ausschaute und vergebliche Versuche machte, aus der strengen Hut des Herrn von Ligny, der sie anvertraut, zu entkommen. Da es indess Burgunder waren, denen sie in die Hände gefallen, konnte sie vielleicht immer noch auf ein milderes Schicksal hoffen. Aber das Schlimmste war zu gewärtigen, seitdem die Engländer sich vornahmen sie in ihre Gewalt zu bringen. Schon wenige Tage nach der Gefangennahme wandten sich die Pariser Inquisition und die dortige Universität an Herzog Philipp mit dem Ersuchen die Jungfrau auszuliefern: sie sei eine Hexe und Ketzerin und müsse vor das geistliche Gericht gestellt werden. Und bald hernach erschien in dem Bischof von Beauvais, der den wenig schmeichelhaften Namen Pierre Cauchon trug, das Werkzeug, welches das unschuldige, begeisterte Wesen durch ein entsetzliches Verbrechen aus der Welt schaffen sollte. Obwohl Franzose, hatte er sich doch in Aussicht auf das erledigte Erzbisthum von Rouen mit Leib und Seele den Engländern ergeben. Er erklärte, die Gefangene sei in seinem Sprengel ergriffen, er habe daher das Verfahren gegen sie zu leiten; und nachdem

Jean de Ligny von der englischen Regierung ein hohes Blutgeld angenommen, das diese in unterjochten französischen Provinzen eingetrieben, war sie sein. Wir wissen, wie sich Johanna bei der Kunde dieses Verkaufs von der Höhe des Thurms von Beaurevoir herabgestürzt, aber lebend, obwohl verletzt, aufgenommen wurde. In der Beichte gestand sie, wider den Rath ihrer Stimmen gehandelt und eine Sünde begangen zu haben. Aber sie wusste, was sie von den Engländern zu erwarten hatte; und sie täuschte sich nicht. Denn als man sie zu Ende des Jahrs nach Rouen geschafft, erschien ein Decret König Heinrichs VI., worin es hiess, auch wenn sie nicht für schuldig befunden würde, gedenke er sie doch in seiner Haft zu behalten.

Wir kommen nunmehr zu dem letzten, zu dem tragischen Abschnitt dieser kurzen, wunderbaren Geschichte. Ein Mädchen von kaum 19 Jahren wird in Folge der grössten Thaten, die je ein Weib vollbracht, des fürchterlichsten Verbrechens im Mittelalter, der Ketzerei und der Zauberei angeklagt. Ein hohes geistliches Tribunal von mehr denn 60 Beisitzern, von denen manche, wie namentlich die Domherren von Rouen, als gute Patrioten nur durch Drohungen zur Theilnahme zu bewegen waren, hatte über sie zu entscheiden. Zwei Monate hindurch dauerten die Sitzungen und Verhöre. Aus dem dunklen, engen Kerker, in welchem die Gefangene an Händen und Füssen gefesselt und Nachts noch mit einer grossen Kette um den Leib an ihr Bett angeschlossen lag, schleppte man sie von einem Tage zum anderen vor die in der Schlosskapelle tagende düstere Versammlung. All ihr Flehen sie zur Beichte, zur Messe gehen zu lassen wies der vorsitzende Bischof unerbittlich ab, sie sollte von vorn herein als überführte, von jeder christlichen Gemeinschaft ausgestossene Hexe gelten.

Es ist hier nicht der Ort den schrecklichen Process in seiner ganzen Bedeutung darzustellen. Mag es hinreichen darauf aufmerksam zu machen, dass auch in dieser letzten Noth das schwache Mädchen ein Heldenthum entwickelt hat, wodurch ihre Tapferkeit in der Schlacht noch weit überboten wurde. Da ihr kein Vertheidiger gestattet war, hatte sie, die weder lesen noch schreiben konnte, einzig und allein auf ihre gute Sache, ihre Unschuld, ihren klaren Verstand gestützt jenen hochgelehrten und in den Augen der Welt weisen und frommen Herren gegenüber zu treten. Man liess sie schwören nur die Wahrheit aussagen zu wollen, und das that sie gern, über Alles, was sie von Kindesbeinen an wusste; nur in Betreff ihrer Offenbarungen und des geheimen Gesprächs, das sie mit dem Dauphin gehabt, erklärte sie, solle keine Menschenseele jemals von ihr den Thatbestand erfahren. Man warf ihr dann besonders ihre Mannstracht vor und das Kriegshandwerk, dem sie sich hingegeben, sie habe dem weiblichen Anstande Hohn gesprochen und Dinge gethan, zu denen Gott nur den Mann bestimmt; aber auch hier zeugt jede Antwort von rührender Reinheit. Sie versichert ihr Banner stets lieber als das Schwert geführt zu haben um Blutvergiessen zu vermeiden, und ihres Entsinnens habe sie nie einen Menschen getödtet. Wenn man aber in der männlichen Kleidung eine Abgötterei finden wollte, so gab sie voll zarter Scham doch deutlich genug zu verstehen, dass allein in solchen Gewändern sie sich einigermassen sicher fühle. Selbst im Kerker aus Furcht vor ihren Wächtern getraue sie sich nicht sie abzulegen. Man hat sie auch mit vielen verfänglichen Fragen wahrhaft teuflisch versucht und immer nur zur eigenen Beschämung die lautersten Aeusserungen, die von fleckenloser Unschuld, vom reinsten Glauben, von der streng-

sten Orthodoxie zeugten, als Antwort erhalten. Die Thränen, die ihr stets leicht flossen, bewiesen allen, die sie sahen, wie sie so ganz weiblich und mädchenhaft geblieben. Als selbst der Anblick der Folter mit ihren Marterwerkzeugen nicht half, nachdem das Mädchen durch die masslosen körperlichen und geistigen Leiden in eine lebensgefährliche Krankheit verfallen, aber durch sorgfältige Pflege zu einem schrecklicheren Ende geheilt worden, erkannte man sie schuldig von klein auf mit Feenspuk und Zauberei zu schaffen gehabt, in jungen Jahren ein sittenloses Leben geführt, sich mit schamloser Frechheit in Mannskleider gesteckt, das Schwert geschwungen und durch satanische Hexenkünste die Massen zum Aufruhr gegen die bestehende Regierung aufgewiegelt zu haben. Solches Urtheil konnte nur gefasst werden, indem man ihr das Wort im Munde verdrehte und schändliche Lügen und Erfindungen einschob. Sie werden auch nicht durch eine Sylbe im Protokoll begründet, welches das Gericht zu seiner eigenen Schmach und unbewusst der Nachwelt zur Beurtheilung des ganzen Verfahrens hat führen lassen. Ja, man wagte sogar nicht einmal den Tod zu verhängen. Denn als am 24. Mai auf offener Strasse in Rouen vor den Augen der gesammten Bevölkerung der Spruch gefällt wurde, bewog man das arme, schwer geprüfte Geschöpf im Angesichte des Henkers und seiner scheusslichen Anstalten zum Widerruf. In Folge so vieler endlosen Qualen, und obenein von der lang entbehrten frischen Frühlingsluft fast betäubt sagte sie mit irr lächelndem Gesichte Ja zu dem Papiere, das man ihr vorlas. Man schnitt ihr alsdann das lange Haar ab, legte ihr weibliche Kleidung an und verurtheilte sie zu lebenslänglichem Gefängnisse.

Allein ihre Erlösung stand nahe bevor. Nach wenigen

Tagen verlautete, sie sei rückfällig geworden. Man hatte ihr nämlich die alte Mannstracht wieder zugesteckt, und um vor der Rohheit ihrer Wächter und, wie es heisst, sogar eines englischen Edelmanns geschützt zu sein hatte sie sie angezogen. Auch ihre Erscheinungen hatten sie nicht verlassen; sie gestand dies offen und erklärte todesmuthig auf die Vorlage der Abschwörungsformel von Allem, was dieselbe enthalten, Nichts zu wissen. Nun war in den Augen des Gerichts nichts weiter erforderlich als die Bestätigung des früheren Urtheils. Am Mittewoch dem 30. Mai früh um 8 Uhr sah man den Altmarkt zu Rouen von einer dichten Menschenmasse wie besäet, das hohe geistliche Gericht, den englischen Hof und die Regierung beisammen. Man hatte der Verurtheilten endlich die Beichte und die letzten Tröstungen der Religion zugestanden. Dann trat sie von einigen mildherzigen Priestern geleitet den letzten fürchterlichen Gang an. Ihnen gestand sie gern, dass ihr der Feuertod grässlich sei, und dass sie viel lieber ihr Haupt lassen wolle. Auch fragte sie: »Wo glaubt Ihr, dass ich diesen Abend sein werde?« »Meine Tochter,« erwiderte einer ihrer Begleiter, »glaubst Du denn nicht an Gott?« »Ja gewiss,« sagte sie, »und ich habe die Zuversicht, dass er mich in sein Paradies aufnimmt.« Im langen weissen Gewande, mit Ketten beladen, stand das bleiche jugendliche Mädchen noch einmal vor den Richtern um das letzte Urtheil zu vernehmen. Dann fiel sie auf die Knie und betheuerte unter heissen Zähren bei Allem zu verharren, was sie ausgesagt. Auf ihre Bitte reichte man ihr ein kleines Kreuz, das ein englischer Soldat flink aus einem zerbrochenen Stabe zusammengefügt. Sobald sie an den Pfahl befestigt und schon die Flamme aufloderte, winkte sie noch einmal mit der Hand dem frommen Mönche, der nicht von ihr lassen

wollte, zurück zu treten. Man hörte sie nur noch die Worte: Maria, Jesus! ausrufen, dann war's in wenigen Augenblicken vorbei. Als das Feuer gelöscht wurde, fand sich nur ein Häufchen Asche, in der man indess das tapfere Herz noch erkennen wollte. Alles wurde sofort in den tiefen Fluss geworfen. Aber der Henker selbst bekannte, es sei eine Heilige gewesen, die er ums Leben gebracht.

So endete die Jungfrau von Orléans, so herrlich und erhaben wie nur irgend jemand, den die Kirche kanonisirt hat. Der Feind, der sie ergriffen, hatte seine Rache gestillt ohne jedoch jemals wieder das Werk, das sie vollbracht, rückgängig machen zu können. Sie hatte den Anstoss gegeben zur Befreiung von König und Vaterland, und für beide war sie in den Feuertod gegangen. Erst späterhin, als die Engländer vom französischen Boden vertrieben worden, musste auch Karl VII., der so ernstlich an ihrem Ausgange betheiligt war, der keinen Finger gerührt ihr zu helfen, von der öffentlichen Stimme der Nation gedrängt, sich zu ihrer Ehrenrettung erheben. Es war im Jahre 1455, als mit Genehmigung des Papsts Calixtus III. auf dringende Bitte der Mutter und der Brüder Johannas ein Rehabilitationsprocess eröffnet wurde, in welchem noch einmal alle überlebenden Zeugen vernommen worden sind und das frühere Urtheil als aller Gerechtigkeit zuwider laufend umgestossen wurde. Die Akten der beiden Processe sind gegenwärtig für den Historiker das reinste Denkmal, das von der Jungfrau vorhanden ist. Erst in den letzten Jahrzehnten hat man sie vollständig veröffentlicht, und es sind sehr kleine Bruchstücke dieser unschätzbaren Sammlung, welche dieser kurzen Darstellung zu Grunde liegen. Nachdem Frankreich frei geworden, und man der Erretterin zu Orléans und Rouen Monumente gesetzt und Feste

gefeiert, nachdem sich im Laufe der Jahrhunderte viele unmittelbare Traditionen zersetzt und verflacht hatten, nachdem Voltaire im achtzehnten Jahrhunderte die reinste Erscheinung der Vergangenheit ungestraft mit widrigem Schmutze hat bewerfen dürfen, nachdem die Revolution sie sammt dem Königthume auf immer verdammt, hat die Gegenwart endlich sie in ihrer Wahrhaftigkeit und Grösse zu fassen gesucht und ihr von Neuem Standbilder errichtet. Möge Frankreich stets in Ehren stolz bleiben auf Johanna, das Mädchen von Orléans!

XI. Herzog Humfrid von Glocester.

Bruchstück eines Fürstenlebens im fünfzehnten Jahrhunderte.

Unter den Söhnen Eduards III., denen allen es weder an Talenten noch an Ehrgeiz gebrach sie geltend zu machen, leuchtet einer, der Geburt nach der dritte, vorzüglich hervor, Johann von Gent, der Herzog von Lancaster. Reichthum und ein in seinen Tagen nicht eben gewöhnlicher Grad von Bildung hielten die Augen der Zeitgenossen auf ihn geheftet; als Eidam Peters des Grausamen von Castilien beanspruchte er die dem Schwiegervater von einem Usurpator abgerungene Königskrone und hatte sie sogar eine Weile mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen gesucht; bei den ersten wichtigen Vorgängen in dem Parlamente seines Heimatlandes stand er dann an der Spitze einer Partei; Chaucer, der erste grosse Dichter, erfreute sich seiner Huld, Wiclif, der erste Reformator, suchte nicht vergebens Schutz unter seinem mächtigen Arme. Mitten in einem Zeitalter, wo es in den bedeutendsten

Sphären des staatlichen und geistigen Lebens gewaltig gährte, begegnen wir dem Herzoge Johann überall thätigen Antheil nehmend.

Wie so häufig sollte ein Enkel von dem Sinne und den Eigenschaften des Grossvaters erben, natürlich nicht ohne den Ansprüchen einer späteren Generation Rechnung zu tragen. Wir wissen, dass Johanns einziger legitimer Sohn, Heinrich, nicht völlig in die Fusstapfen des Vaters trat: frühzeitig hatte er seinem Vetter, dem Könige Richard II. und dessen leichtfertiger Herrschaft in Kirche und Staat Opposition gemacht; der Gedanke sich selber an dessen erhabene Stelle zu schwingen wurde vielen unverhofft zu rascher That; und Heinrich IV. begründete eine neue Dynastie, indem er mit Kraft und Klugheit die gestürzte Partei niederhielt und vor allen dem orthodoxen Klerus die Zügel schiessen liess um wo möglich die freien evangelischen Bestrebungen, denen der Vater wenigstens eine Weile zugethan gewesen, mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Uebergehen wir hier seine kurze und doch so bedeutungsvolle Herrschaft, schweigen wir auch von seinen drei älteren, zum Theil hoch berühmten Söhnen und wenden wir uns dem vierten und jüngsten zu, der, wie uns bedünken will, noch einmal mehr als die anderen an den Grossvater erinnert.

Noch war der spätere Heinrich IV. schlichter Graf von Derby und dachte schwerlich daran jemals ein anderes Diadem als das eines Herzogs zu tragen. Er hatte kürzlich an der ersten Bewegung der hohen Herren gegen den König Richard II. eifrig Theil genommen und sich dann, als friedlichere Zeiten eingetreten, im Jahre 1390 auf eine Kreuzfahrt begeben, ein Unternehmen, für welches man einen eigenthümlichen Hang im Leben dieses Fürsten hat wahrnehmen wollen. An der

Spitze einer kleinen auserwählten Schaar hatte er sich aufgemacht um die deutschen Ritter in Preussen auf einem ihrer grösseren Auszüge gegen die heidnischen Litthauer zu begleiten; nach der Campagne überwinterte er in Danzig, als zu Anfang des folgenden Jahrs ein englischer Schiffscapitän ihm die Nachricht überbrachte, dass seine Gemahlin Maria, die Erbin der an der Mark von Wales einst mächtigen Grafen de Bohun, ihn kürzlich abermals mit einem Söhnlein beschenkt habe, dem in der Taufe der Name Humfrid gegeben wurde. Neun Jahre später ist der Vater König von England, und vier kräftig heranwachsende Söhne stehen unerwartet der Krone nahe. Wegen der gewaltsam durchbrochenen Erbfolge mussten besondere Parlamentsacten die Anrechte der einzelnen Prinzen bestimmen.

Bis zu seinem 23. Jahre hören wir wenig von Humfrid, dem jüngsten, und können nur aus späteren Thatsachen zurückschliessen auf die Art, wie er seine Jugend verbracht haben mag. Erst dann, auf dem Parlamente des Jahres 1414, erhebt ihn sein Bruder, König Heinrich V., zum Grafen von Pembroke und Herzog von Glocester. Als solcher hat er im Jahre darauf den ersten Feldzug nach Frankreich und die glorreiche Schlacht bei Agincourt mitgemacht. Es wird erzählt, dass bei dem letzten, furchtbar entscheidenden Angriffe, den das englische Fussvolk, die tapferen, nur mit Bogen und Streitaxt bewaffneten Bauernsöhne aus Lincoln und Derby, unter der persönlichen Führung ihres Heldenkönigs gegen die drei doppelt so starke, in Stahl gehüllte Ritterschaft von Frankreich machten, gleich anderen vornehmen Herren auch Herzog Humfrid verwundet niedergestürzt und nur vom Tode gerettet worden sei, indem sein Bruder der König, wie ein Löwe fechtend, mit dem rechten Beine über ihn hinweg schritt.

Als Zeuge jener glänzendsten Waffenthat der Zeit hat Glocester dann auch nicht bei anderen, kaum minder denkwürdigen Vorgängen jener siegerfüllten, doch leider so kurzen Regierung fehlen dürfen. Seine Wunden waren längst geheilt, als er am 30. April des Jahrs 1416 zu Dover als Constable der Burg und Lord Warden der fünf Häfen im höchsten Auftrage einen sehr vornehmen Gast zu empfangen hatte. Sigismund, der König von Ungarn und römischer König, hatte sich mit einer Vollmacht des in Constanz tagenden ökumenischen Concils aufgemacht um in den Reichen der abendländischen Christenheit Frieden zu stiften, damit diese dem Skandal, mit welchem das Schisma am römischen Hofe Europa erfüllte, ein Ende machen und sich dann mit einmüthiger Rüstung gegen die muhamedanischen Feinde im Osten erheben könne. In fünf Stunden fuhr das Schiff mit dem kaiserlichen Besuche an Bord über; die Standarten und die Wimpel hoch am Maste flatterten lustig im Winde, die Trompeten schmetterten, die Ritterschaft der benachbarten Grafschaften hielt in glänzender Rüstung zu Pferde am Ufer, da ritt der Prinz an der Spitze einiger Edelleute und Hofwürdenträger dem Fahrzeuge, das den Nachfolger Karls des Grossen trug, entgegen; das Thier bis an den Gürtel im Wasser und das blanke Schwert in der Hand, richtete er im Namen seines Bruders und Königs an Sigismund die Aufforderung, während seiner Anwesenheit in England keine Handlung souveräner Machtvollkommenheit oder Gerichtsbarkeit vollziehen zu wollen. Erst nach einem Gelübde dieser Art, welches wegen eines kürzlich in Paris geschehenen Actes nicht ganz überflüssig gewesen zu sein scheint, gestattete man dem fremden Fürsten unter den ihm zugedachten Ehren die englische Küste zu betreten. Merkwürdig genug, der Herzog Humfrid hatte noch

im selben Jahre einen ähnlichen nassen Ehrenritt zu thun. Denn als im October ein Gespräch zwischen den beiden Königen Sigismund und Heinrich und dem Herzoge Johann von Burgund in Calais angesetzt war, zu welchem letzterer nur gegen Geisselstellung für seine Sicherheit die Hand bieten wollte, musste Glocester sich für die Dauer der Verhandlung an der Grenze, die mitten durch das Wasser von Gravelingen lief, den Burgundern als Bürgen ausliefern. Auch scheint es, dass er den römischen König auf seiner Rückreise bis Dortrecht begleitet habe. Auf dem Feldzuge, der mit immer grösseren Erfolgen im Jahre 1417 wider Frankreich eröffnet wurde, befand sich der Herzog dann abermals in der Nähe seines königlichen Bruders. Allein er kommt in den uns gebliebenen Nachrichten keineswegs häufig zum Vorschein, die Geschichte der Zeit hat weder von glänzenden Feldherrnproben, noch von besonderer Tapferkeit dieses Lancasters zu berichten. Fast will uns bedünken, als sei er nunmehr für eine Weile von dem öffentlichen Schauplatze zurückgetreten und habe in der Heimat im Verborgenen bereits jene Rolle des Intriguenspiels begonnen, die ihm in der Folge zur Last gelegt werden muss.

Sein Bruder, der ruhmgekrönte König Heinrich V., der Eroberer und Erbe von Frankreich, war viel zu früh für England am 31. August 1422 gestorben und hatte seinen Thron einem Knaben von neun Monaten hinterlassen, Heinrich VI., der factisch Herr beider Reiche war. Sofort trat Glocester in doppeltem Charakter an das Licht. Wie einst sein Grossvater bei der Minderjährigkeit Richards II. begann er wühlend in die bestehende Ordnung des Staats einzugreifen, gleich jenem trachtete er darnach sich auf Grund einer Heirat zunächst im Auslande Herrschaft und Macht zu ver-

schaffen. Sein Verhängniss wollte, dass er an ein Weib gerieth, von welchem der Leumund des In- und Auslandes so eben gerade nicht viel Vortheilhaftes erzählte. Es sieht so aus, als ob der Prinz wohl eben deshalb seine Freude daran gefunden eine solche Frau zur Gemahlin zu machen.

Jacqueline oder Jakobäa von Baiern war die Urenkelin und Erbin Margaretas, der Gemahlin Kaiser Ludwigs IV., und besass das Nord- und Südende der Niederlande, die Grafschaften Holland und Hennegau, als Eigenthum. Obwohl erst 21 Jahre alt, war sie doch bereits zweimal verheiratet gewesen. Ihr erster Mann, Johann, der Dauphin von Frankreich, war bald nach der Hochzeit gestorben; mit dem zweiten, dem Herzoge Johann IV. von Brabant, hatte sich das leidenschaftliche und grundsatzlose Weib in wenigen Jahren so ärgerlich überworfen, dass an keine Versöhnung zu denken war. Der Familienzwist aber gab Anlass, dass auch politisch viel zündbarer Stoff, der sich längst in fast allen Gauen der Niederlande angesammelt hatte, in Brand gerieth. In Holland, wo Kaiser Sigismund schon früher, da es sich um ein Reichslehen handelte, dem Weibe die Anerkennung versagt hatte, begann im Kampfe zweier nationalen Factionen, der Hoeks und der Kabeljaus, Alles drunter und drüber zu gehen; zu jenen hielt Brabant, zu diesen seine Gemahlin; den Herzog aber stachelte ausserdem sein kluger Vetter, der Herzog Philipp von Burgund, mit seiner Gemahlin nicht auch die Anwartschaft auf deren Besitzungen, besonders auf Hennegau fahren zu lassen. Wusste er doch sehr wohl, dass von einer Verständigung nicht mehr die Rede sein konnte, und dass Johann von Brabant ein Schwächling und der letzte wäre um sich zu nachhaltigen Anstrengungen zu erheben; und sah er doch selbst im Geiste voraus, dass ihm, dem Herrn von Flan-

dern, in nicht gar langer Zeit die gesammten niederländischen Herrschaften zufallen müssten. Mittlerweile hatte Jacqueline, gestützt auf eine Bulle des abgesetzten Papstes Benedict XIII., sich eigenhändig von dem Gatten geschieden und nach einigen fruchtlosen Versuchen in Holland und Hennegau sich nach England gewandt. Es stellt sich heraus, dass es ein Vertrauter des Herzogs von Glocester war, der Ritter Ludwig Robessart, der im Jahre 1422 sie über das Meer dorthin geleitete. Heinrich V. noch setzte ihr ein fürstliches Wartegeld von 100 Pfund Sterling für den Monat aus; auch ist es wahrscheinlich, dass sie noch bei seinen Lebzeiten, aber sicher ohne sein Wissen, Glocesters Gemahlin wurde. Nur wenige, selbst in England, hielten ihre Ehe mit dem Herzoge von Brabant, unter dem Vorwande einer zu nahen Verwandtschaft für illegal oder gaben etwas auf die Bulle des nur noch auf einem kleinen Flecke in Spanien anerkannten Papstes, den jüngst das grosse Concil feierlichst seiner angemassten Würde entkleidet hatte.

Dies schreckte aber den Herzog Humfrid nicht ab die Ansprüche des Weibes zu den seinen, und sobald das Kind Heinrich VI. zum Könige proclamirt war, zunächst durch Behauptung der Statthalterschaft in England mit Nachdruck geltend zu machen. Statt zu Hause und namentlich in Frankreich seinem älteren Bruder dem Herzoge Johann von Bedford, der wie ein ganzer Mann klug und tapfer gegen stets wachsende Schwierigkeiten ankämpfte, mit uneigennütziger Aufopferung zur Seite zu treten, erhob er also im Staatsrathe und im Parlamente, gestützt auf das Wohlwollen des grossen Haufen, die rücksichtsloseste Opposition gegen diejenigen, die kraftvoll und ehrlich zugleich die Politik des vierten und des fünften Heinrichs, als zur Erhaltung der Dynastie noth-

wendig, nach Innen und nach Aussen durchzuführen bestrebt waren, während er gleichzeitig einen unklugen Versuch auf die Niederlande unternahm und dadurch das englische Gouvernement in Frankreich mit dem einzigen bedeutenden Bundesgenossen überwarf, den es dort besass. Der Hergang aber war der folgende.

Heinrich V. hatte auf seinem Sterbebette dem älteren Bruder Johann von Bedford die Regentschaft von Frankreich nebst einer Oberaufsicht über England, dem jüngeren Glocester die Statthalterschaft von England übertragen. Wenige Wochen hernach in einer Sitzung der englischen Kronräthe wurden diese Anordnungen zum Gesetz erhoben, bei welcher Gelegenheit sich klar erwies, dass die eigentliche Machtfülle in diesem Collegium beruhte. Vergeblich erhob sich Herzog Humfrid voll Ehrgeiz und Herrschsucht gegen eine solche Abhängigkeit, vergeblich brachte er vor, dass er schon früher seinen königlichen Bruder vertreten habe ohne anderen untergeordnet gewesen zu sein. Auch auf dem wenige Tage später eröffneten Parlamente vermochte er mit seinen Protesten nicht durchzudringen: Lords und Gemeine blieben dabei, ihn nicht zum Gouverneur oder Regenten des Reichs zu proclamiren, ihm vielmehr nur den Titel Protector und Defensor desselben zu ertheilen, und zwar ausschliesslich für die Zeit, dass sein Bruder in Frankreich beschäftigt sei. Sie geben ihm deutlich zu verstehen, dass er keineswegs der Krone am nächsten stünde, dass sie aber sein Trachten wohl durchschaut hätten. Bitter hat es ihn gekränkt, wenn sich nunmehr seine Befugniss kaum weiter erstreckte, als dass er dem Geheimen Rathe vorsass, an der Spitze desselben zeichnete und höchstens über die Verwaltung der königlichen Parks und den Kirchenpatronat frei verfügen konnte.

Solchen Fesseln suchte er sich jetzt durch eine auswärtige Unternehmung zu entwinden. Ohne dass wir von einer Zustimmung Bedfords und der englischen Kronräthe erfahren, machen sich Glocester und seine ruhelose Gemahlin Jacqueline im October 1424 auf; an der Spitze von 5000 englischen Truppen landen sie in Calais und werfen sich quer durch französisch Flandern auf Hennegau. Im December befand sich die Gräfin wieder im Besitz ihrer alten Herrschaft. Aber nur kurze Zeit sollte sie sich dieses Erfolges freuen. Der Herzog von Burgund blieb nicht müssig und machte Miene von der Seite der Engländer auf die ihrer Gegner überzutreten. Den tief gekränkten Brabanter nöthigte er zu einem Bündnisse, dessen Zweck die Vertreibung der abtrünnigen Gemahlin war. Glocester aber liess er der Sitte der Zeit gemäss zum Zweikampfe herausfordern, wobei abenteuerlich genug dessen Bruder Bedford als Unparteiischer zu fungiren verhiess. Wir durchschauen die Gründe nicht klar, welche Glocester im Frühling 1425 aus der bereits gefährdeten Stellung im Hennegau nach London zurückriefen. Die Geschichten erzählen, er habe dort Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Duelle treffen wollen, und erwähnen die grosse Zärtlichkeit, mit welcher er von Jacqueline geschieden sei. Wir fürchten, er war ihrer bereits herzlich überdrüssig geworden, und es war ihm vor allen darum zu thun seine Ränke in der Heimat fortzuspinnen. Er hat nichts Ernstliches unternommen, um die durch ihn heraufbeschworene Katastrophe in den Niederlanden zu hemmen. So drangen die Brabanter ungehindert ins Hennegau, blockirten Mons und zwangen schon im Juli die Besatzung ihre Herrin sammt dem festen Orte auszuliefern. In der Capitulation musste sich die Gräfin dazu bequemen, in Gent unter der Hut Herzog Philipps von Burgund sich

ruhig zu verhalten, bis Papst Martin V. über sie entschieden haben würde. Der aber drohte mit dem Bannstrahle wider ihr letztes mit dem englischen Prinzen geschlossenes Ehebündniss und trat auch dem beabsichtigten Zweikampfe kräftig entgegen. Da entwich um den Streit nur noch ärger zu entfachen die abenteuernde Frau schon wenige Monate später aus ihrer Haft. Es gelang ihr in Mannskleidern aus ihrer Haft zu entkommen, in Antwerpen ein Schiff zu besteigen und sich nach Holland zu werfen. Kaum zeigte sie sich im Haag, so eilten ihre Anhänger die Hoeks ihr jubelnd zu, während die Gegner nicht ruhten, bis sie die Burgunder auch hierher gerufen. Fast drei Jahre lang, unter mancherlei Wechselfällen hat Jacqueline diese ihre letzte Provinz gegen die gewaltig um sich greifende Macht Philipps zu behaupten gesucht. Anfangs leistet ihr Glocester noch Hülfe: 500 Engländer unter Lord Fitzwalter unternehmen es ihre Sache zu verfechten; aber immer spärlicher fliessen die Vorschüsse, welche im Namen Heinrichs VI. »seiner theuren und geliebten Tante, der Herzogin von Glocester« geboten werden. Bald heisst sie in den Erlassen weit unhöflicher nur die Dame von Glocester. Während Johann von Brabant stirbt und Herzog Humfrid an Jacqueline und ihrem Treiben längst die Lust verloren hat, versiegt die elende Politik Englands in den Niederlanden vollends, und 1428 muss sich die Gräfin zum zweiten Male an Burgund ergeben. In dem am 3. Juli vollzogenen Vertrage erklärt sie selber niemals die rechtmässige Gemahlin des englischen Prinzen gewesen zu sein, sich niemals wieder vermählen und Herzog Philipp während ihres Lebens als Ruwaert von Holland, nach ihrem Tode aber als Erben ihrer sämmtlichen Besitzungen anerkennen zu wollen. Hat die treulose Frau dann auch einige Jahre später noch

einmal ihr Wort gebrochen und sich einem einheimischen Edelmanne, Jan van Borselen, in die Arme geworfen, so hat sie damit nur eine raschere Lösung herbeigeführt. Im Jahre 1433 muss sie ihre sämmtlichen Staaten an Philipp übergeben, nachdem dieser ihren Geliebten ergriffen und mit seiner Hinrichtung gedroht; und am 8. October 1436 hat ihr viel bewegtes Leben ein frühes Ende erreicht. Man möchte an dieser wunderlichen Fürstin fast ähnliche schlechte Züge gewahren, wie sie das Bild der Maria Stuart verunstalten. Wider die Interessen seines Hauses und seines Vaterlandes aber hatte Humfrid sich solcher Gestalt verleiten lassen einen schwankenden Bundesgenossen zu reizen und das Seine dazu beizutragen, dass der mächtigste Vasall der französischen Krone Provinzen an sich brachte, deren Unabhängigkeit politisch und commerciel für England von unendlicher Bedeutung war.

Ohne einen Fussbreit Lands in Hennegau und Holland nannte der Lancaster sich stolz Humfrid von Gottes Gnaden, Sohn, Bruder und Oheim von Königen, Herzog von Glocester, Graf von Hennegau, Holland, Flandern und Pembroke, Herr von Friesland, Grosskämmerer des Königreichs England, Protector und Defensor des Reichs und der Kirche von England, — und machte wiederholte Ansätze diese hochtönenden Titel zu verwirklichen. Allein schon längst trat ihm eine Gestalt, fest wie ein Thurm, hemmend in den Weg. Man hat den Cardinal Beaufort nach Shaksperes scharfen Umrissen in der Regel als das Schreckbild ungeheuerlichen Geizes und schrankenloser Herrschsucht, und darauf bauend als das zerstörende Moment in den Parteikämpfen jener Zeit gefasst. Ein Blick in das überlieferte geschichtliche Material genügt um zu erkennen, dass der Kirchenfürst im Gegentheil conservativ und patriotisch durchaus die lancastersche Politik ver-

fochten hat, während Glocester ränkevoll und unvernünftig sie einzureissen bestrebt war. Heinrich Beaufort nun war der zweite Sohn, den Johann von Gent einst mit seiner Maitresse und nachmaligen dritten Gemahlin Katharina Swynford erzeugt hatte, also ein Oheim Glocesters und seiner Brüder. Gleich mehreren Geschwistern war er zwar nachträglich legitimirt, aber ausdrücklich von jedem Anrechte an die Krone ausgeschlossen worden. Dafür entschädigten indess Reichthum und vornehme Stellung einigermassen; Heinrich fand Beides schon frühzeitig durch Beförderung in der Kirche. Er erhielt als Bischof den reich begüterten Sprengel von Winchester und dadurch einen tief greifenden Einfluss in Kirche und Staat. Seine besondere Vorliebe war einst dem Prinzen von Wales, dem nachherigen Heinrich V. zugewandt gewesen; heute noch erzählt man sich in Oxford, wie dieser unter seiner Leitung dort im Königin Collegium studirt habe; es sind dunkle Andeutungen vorhanden, nach denen bei den Zerwürfnissen, die der lockere Prinz einst mit seinem kranken, mürrischen Vater hatte, Beaufort auf der Seite des Lieblingsneffen gestanden. Dieser hat ihn daher auch in seinem Testamente nicht übergangen und ihn ausdrücklich als einen der Vormünder seines Söhnleins eingesetzt. Als Mitglied des Geheimen Raths war er schon seit Jahren bei Erledigung aller grossen Fragen thätig, und eine Weile sogar Kanzler gewesen. Sein kolossaler Reichthum, den er meisterhaft zu verwalten und anzulegen wusste, und dessen Vergrösserung allerdings seine Herzensfreude gewesen zu sein scheint, stand bei zunehmender Verlegenheit dem Staate wiederholt zur Verfügung. Heinrich V. schon hatte er 30000 Pfund Sterling vorgestreckt, bald schuldet ihm die gegenwärtige Regierung ähnliche Summen. Das stolze Gebahren des Prälaten, seine Speculationen,

sein kraftvolles Auftreten bei so mancher Gelegenheit hatten ihm, wie sich denken lässt, allerdings auch Neider und Feinde erweckt. Da er sich nur zu oft tadelnd über seinen Neffen Glocester äussern musste, über die ehrgeizigen Absichten desselben auf die Regierung, die kirchenfeindliche Verbindung mit Jacqueline und die Einbussen in den Niederlanden, konnte es nicht fehlen, dass die beiden als vorzügliche Gegner an einander geriethen und um die Obermacht zu ringen begannen. Der Bischof, wie so mancher Prälat seiner Tage ohne eigentliche innere, geistliche Würde, aber voll politischer Einsicht und Kraft, erschien dabei als Wortführer des fast durchweg lancasterisch gesinnten Adels; der Herzog dagegen, dem die Vornehmen nicht trauten, suchte seinen Anhang im Volke; die Bürger Londons schwärmten für ihn, da er sie durch huldvolle Herablassung und Schmeichelkünste vortrefflich zu gewinnen verstand.

Während jener Expedition ins Hennegau hat Beaufort zum zweiten Male das Staatskanzelariat inne und benutzt die Abwesenheit seines unruhigen Neffen um eine starke, zuverlässige Garnison in den Tower zu legen. Von dieser Feste aus hofft er die leicht entflammten Gemüther der Hauptstadt in Ordnung zu halten. Kaum aber ist Glocester so unverhofft rasch zurück gekehrt, so greifen die Bürger unter ihrem Mayor für ihn zu den Waffen. Den Tower freilich getrauen sie sich nicht zu erobern, aber über die Brücke wollen sie ziehen und an dem Bischofe in seinem Palaste, dort am anderen Ufer der Themse ihren Muth kühlen. Allein der hat es seinerseits nicht an Gegenanstalten fehlen lassen, Ritter und Schützen sperren die Strasse und haben in den nächsten Häusern Posten gefasst. Eine Weile steht man sich drohend gegenüber und erst nach längerer Vermittelung, namentlich von geistlicher Seite,

ist es gelungen die kampflustigen Gegner zu vermögen aus einander zu gehn. Der Zorn in den Herzen der beiden Führer war damit aber keineswegs gedämpft; er leuchtet uns noch aus einem Briefe entgegen, den der Bischof von Winchester am 30. October 1425, dem Tage nach diesen Auftritten, an den Herzog von Bedford nach Frankreich schrieb: eilig möge er herüber kommen den Streit zu schlichten, falls nicht das Land in die Gefahr des Bürgerkriegs gestürzt werden sollte. »Ihr habt hier einen solchen Bruder, aus dem Gott allein einen guten Mann machen kann.«

So schwer es Bedford unter den ernsten Umständen in Frankreich wurde, so zauderte er doch nicht lange; Friede in England war dringend nöthig, wenn man die fremde Eroberung behaupten wollte. Der Regent machte sich daher in den ersten Tagen des neuen Jahrs nach London auf um Versöhnung zu stiften und die hadernden Gemüther zu Erreichung eines grossen Zwecks zu gewinnen. Es war sein Plan, ehe die Sache vor dem Parlamente zur Sprache kam, noch einmal zu versuchen seinen Bruder in Güte umzustimmen. Darum fertigte er denn eine vornehme Commission unter dem Erzbischofe von Canterbury an ihn ab, die ihn auffordern sollte, etliche Tage vor Eröffnung der Sitzungen in Leicester sich wegen seines Unwillens über den Kanzler zu erklären. Glocester zog es vor auf dem Parlamente selbst mit einer heftigen Anklagebill gegen seinen Oheim vorzugehen, musste aber sofort zu seinem nicht geringen Aerger gewahren, dass Herren und Gemeine nicht so dachten wie er. Bei Beauforts würdevollem Benehmen blieb ihm nichts Anderes übrig als ihm die Hand zu reichen, dazu sprechend: »Lieber Oheim, ich bin recht froh, dass Ihr Euch für so wohlgesinnt gegen mich erklärt habt, und dafür nehme ich Euch denn auch.« Das

war nicht aufrichtig von Herzen geredet. Ein ganzes Jahr scheint Bedford in England geblieben zu sein um die bösen Zwistigkeiten zu legen, die bereits so nachtheilig auf die Lage der Dinge in Frankreich einzuwirken begannen. Als er vor seiner Abreise dem Staatsrathe bereitwillig den Eid auf die Regentschaftsordnung erneuerte, wie sie für die Minderjährigkeit Heinrichs VI. festgesetzt worden, hatte sich sein Bruder missvergnügt von der Sitzung fern gehalten, stellte sich krank und meinte wohl damit einem ähnlichen Schwure auszuweichen. Laut, dass Jedermann es hörte, sagte er: »Lasst meinen Bruder, dieweil er im Lande ist, nur regieren so viel er Lust hat; so bald er wieder nach Frankreich geht, will ich herrschen, wie es mir gut scheint.«

Die nächst folgenden Jahre haben für England in reicher Fülle die bitteren Früchte dieses herrschsüchtigen Trotzes und der durch Glocester offen gehaltenen Spaltung an den Tag gefördert. In rascher Folge trafen ja Schlag auf Schlag. Das wunderbare Erscheinen der Jungfrau, die Erhebung der Franzosen wider die fremden Eroberer, der unheilvolle Tod des Herzogs von Bedford, nachdem dieser brave Mann fast Uebermenschliches geleistet, der offene Abfall Burgunds, das waren Ereignisse, die in weniger als zwanzig Jahren die völlige Vertreibung der Engländer aus Frankreich herbeiführten. Fragen wir, wie hat sich Herzog Humfrid diesem Verlaufe der Dinge gegenüber benommen. Noch einmal finden wir ihn mit seinem Oheime, dem nunmehr zum Cardinal erhobenen Bischof von Winchester in Streit. Der neue römische Titel namentlich bot Anlass genug vor allen die Gemeinen gegen ihn zu hetzen; die alten Statute gegen die Eingriffe der Curie wurden hervorgezogen um einen englischen Prälaten aus dem Geheimen Rathe und von jeder Theilnahme an

den Reichsgeschäften zu verdrängen, zur selben Zeit als dieser auf eigene Kosten Truppen angeworben, die freilich nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung getreu gegen die Hussiten nach Böhmen zogen, aber nicht wenig dazu beigetragen haben dem ersten Aufschwunge der Franzosen unter Jeanne Darc Schranken zu setzen. Geradezu ein Process auf Hochverrath schwebte über dem Haupte des Cardinals, es gelang ihm aber wiederum die Gefahr zu verscheuchen, so bald er nur im Gefolge des jungen Königs vom Festlande heimkehrte und bei dem immer ärger werdenden Drange der Umstände wegen seines Reichthums als ein Retter in der Noth begrüsst wurde. Noch einmal finden wir denn auch den Herzog von Bedford in England, nicht lange vor seinem Tode. Es gilt abermals Ruhe und Frieden zu sichern, doch hat er sich selber sogar gegen hämische Anschuldigungen zu vertheidigen, die ohne Frage von Glocester ausgiengen. Er hat diesen Ruhestörer auch jetzt noch nicht aus der ihm einmal angewiesenen Stellung verdrängt, ihm aber sein sehr verderbliches Eingreifen in die nicht wenig zerrütteten Finanzen des Staats zu legen gesucht. Mit Ingrimm hat Humfrid damals dem edlen Beispiele Bedfords folgen müssen, als dieser freiwillig den eigenen Gehalt auf 1000 Pfund herabsetzte, sich aber an ihm gerächt durch mäkelnde und gehässige Aeusserungen über die Massregeln, welche der treffliche Bruder unermüdlich zur kräftigen Wiederaufnahme des Kriegs betrieb. Erst nachdem Bedford zu Rouen im Grabe lag, nahm Glocester, der bisher zu Gunsten des Kriegs nur den Mund gewaltig vollgenommen, damit aber die Gemüther der Menge zu seinem Vortheile zu entflammen hoffte, persönlich wieder an einer Waffenthat Theil. Die Burgunder waren im Jahre 1436 vor Calais gezogen und gedachten keck diese alte ruhmvolle Beute

Eduards III. dem Feinde zu entreissen; da erschien ein englisches Geschwader unter dem Oberbefehle des Herzogs, der stolz sich Graf von Flandern nannte, und flugs machten sich die Gegner aus dem Staube ohne eigentlich die Schwerter zu messen. Allein auch der englische Prinz hatte hier keine Lorbern gesucht. Rasch war er in die Heimat zurückgekehrt. Immer wieder begegnen wir ihm auf den alten krummen Pfaden, auf denen er zu selbständiger Macht zu gelangen vermeinte. Während der Cardinal fest und entschieden an die Spitze seiner Partei tritt, die einen offenen Vergleich und ehrlichen Frieden mit Frankreich anzubahnen bemüht ist, ruft Glocester beständig nach Krieg, ohne selber jemals ernstliche Anstalten zu treffen; seine unablässigen Wühlereien tragen die Schuld, wenn das Verderben, welches über die Herrschaft des Hauses Lancaster in Frankreich gekommen, nun auch in England einzureissen droht.

Seltsam genug, aber verhängnissvoll greift ähnlich wie vor Jahren wiederum ein Weib tief in die Lebensgeschichte Glocesters ein und trägt einen nicht geringen Antheil an den folgenden eigenthümlichen Katastrophen. Bei jener Expedition ins Hennegau im Jahre 1424 hatte sich im Gefolge der Gräfin Jacqueline ein Fräulein Eleonore Cobham, die Tochter des Lords Reginald Cobham von Sterborough, befunden. Wir hören nicht, dass ihre Reize besonders anziehend gewesen, ihre Tugend aber soll schon damals in keinem guten Rufe gestanden haben. Im Juni 1425 kehrte sie mit Herzog Humfrid nach England heim, und bald war es in London kein Geheimniss mehr, dass sie mit ihm als seine Maitresse lebe. Es dauerte nicht lange, so erhob er sie zu seiner Gemahlin, unbekümmert darum, dass der Segen eines Priesters einst seinen Bund mit Jacqueline geschlossen, die damals noch

sich treulos und hartnäckig mit ihren Gegnern herumschlug. Die Ehe mit Eleonore reizte aber selbst in der Sphäre der Anhänger des Herzogs zu lauten Aeusserungen des Unwillens. Einmal, wird erzählt, begab sich ein Haufe ehrbarer Londoner Weiber mit einem Bittgesuche ins Haus der Lords, um hier vor dem höchsten Tribunale ohne Rückhalt Klage zu führen über die Schande und den Unfug, dass ein Prinz von Geblüt ein ihm angetrautes Weib in Holland sitzen lasse, um sich wider Gottes Gebot mit einer übel berüchtigten Person zu verbinden. Allein was halfen solche Vorstellungen? Glocester fand einmal an Damen von absonderlichen Eigenschaften seinen Geschmack; sein eigener flatterhafter und sittenloser Sinn hatte ihn längst von einer standesmässigen Ehe abgezogen. Sein Einfluss bei Hofe und in der Regierung war dagegen stark genug, um durchzusetzen, dass Eleonore Jahre lang als seine Gemahlin betrachtet worden ist. Ja, König Heinrich VI. hat sie als solche behandelt und der Dame von Glocester, wie sie nun auch heisst, zu Neujahr artige Geschenke gesandt. Und dennoch sollte diese Dame einen jähen Sturz erleben und den schliesslichen Fall Glocesters herbeiführen, gerade als dieser noch einmal alle Hebel ansetzte dem verhassten Oheime ein Bein zu stellen. Die Friedensbemühungen des Cardinals, die Befreiung des Königs von Schottland und des Herzogs von Orléans aus englischer Haft, dachte er, müssten prächtige Artikel zu einer neuen Anklage auf Hochverrath abgeben.

Eine solche war in der That anhängig gemacht worden; immer wieder wies Glocester auf seinen berühmten Bruder Heinrich V. hin um die Politik des Cardinals durch sein Kriegsgeschrei zu vernichten, da verlautete im Jahre 1441 so recht im Sinn und Geist der Zeit von einem abenteuer-

lichen Treiben, das auf der Stelle Stadt und Land mit Scandal erfüllte. Aus der Zahl der Gelehrten, Astrologen und Schwarzkünstler, mit denen der wissbegierige Herzog zu verkehren liebte, wurde plötzlich ein gewisser Roger Bolingbroke, der die Weihen der Kirche besass, eingezogen unter der schweren Beschuldigung, dass er in Gemeinschaft mit einem anderen Standesgenossen durch Beschwörung und ähnliche finstere Mittel den Tod des Königs habe erwirken wollen. Kaum hatte der Verbrecher eines Sonntags am Schandpfahl die vorschriftsmässige Busse gethan, als in der zweitfolgenden Nacht Lady Eleonore plötzlich aus ihrer Wohnung entwich und im Asyl der Abtei zu Westminster ihr Heil suchte. Es verlautete, dass sie tief in ähnliche hochverrätherische Anschläge verwickelt sei, und Bolingbroke gestand nunmehr, dass er von ihr angespornt worden vermittelst der schwarzen Kunst ihre Zukunft zu erforschen; ihr Gemahl und sie stünden dem Throne so nahe, vielleicht liess sich von den überirdischen Mächten in Erfahrung bringen, ob sie ihn jemals einnehmen würden. Auch wurde eine Zauberin, die sogenannte Hexe von Eye ergriffen, die schon vor Jahren wegen ähnlicher nichtswürdiger Vorgänge belangt worden; sie sollte der Dame von Glocester beigestanden haben den Herzog ihren Gemahl durch Liebestränke in ihre argen Künste zu verstricken. Dies war wohl die populäre, oder gar officielle Auslegung so absonderlicher Enthüllungen um Herzog Humfrid von dem bösen Schatten des Verdachts, der natürlich auch auf ihn fallen musste, einigermassen zu entfernen. Das Verfahren gegen seine Geliebte freilich vermochte er nicht zu hemmen. Ein aus Geistlichen und Criminalrichtern nach Weise einer Ketzerinquisition zusammengesetztes Tribunal bezüchtigte sie, das Bildniss des Königs in Wachs unter

geheimnissvollen Zurüstungen in der Art, wie schon Lavinia bei Horaz gethan, wie es im Mittelalter auch an vielen anderen Orten geschah, einem langsam glimmenden Feuer ausgesetzt zu haben, um, wie das Wachs hinschwinde, das leibliche Befinden des Königs zu vernichten. Erinnert man sich, dass Heinrich VI. sich niemals weder körperlich noch geistig entwickelt hat, vielmehr bald hernach in Blödsinn verfallen ist, und erinnert man sich ebenfalls, dass damals, eben weil sich die Naturwissenschaften noch in der Kindheit befanden, die geheimnissvollen Kräfte der Natur dem Wahnwitz und dem Aberglauben zur Ergründung des menschlichen Geistes wie zur Erforschung der Zukunft dienen sollten, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn wegen solcher Thorheiten auf die stärksten Strafen des Hochverraths erkannt wurde. Jene Mitschuldigen starben martervoll wie die gemeinsten Verbrecher; Lady Eleonore wurde nur durch ihre hohe Verbindung vom Tode errettet, nicht jedoch von einer Busse gleich erniedrigend für sie und für denjenigen, der ihr Gemahl gewesen. Die Chroniken der City von London wetteifern in der ausführlichen Schilderung, wie Eleonore Cobham eines Montags in einer Barke von Westminster nach der Werfte am Tempel gebracht worden sei, barhaupt und barfuss, im weiten Pönitenzkleide, eine brennende Kerze in der Hand. Sobald sie ans Land gestiegen, sei sie vom Lord Mayor und den städtischen Behörden empfangen und Fleetstreet hinauf durch die dicht gedrängte gaffende Menge in seltsamer Procession in die St. Paulskirche geleitet worden, um dort an den Altären der Heiligen ihre Sünden zu bekennen und ihre Kerze auszulöschen. Am Mittewoch und am Freitag sah man sie in einem ähnlichen Aufzuge nach anderen Kirchen der Stadt schreiten. Hierauf wurde sie dem Sir

Thomas Stanley, einem bewährten Rittersmanne und Vorfahren eines berühmten Adelsgeschlechts, in strenge Hut übergeben, in der sie ihr Leben verbracht hat, zuerst auf dem Schlosse von Chester, dann in Kenilworth und zuletzt auf der Insel Man. Damit verschwindet sie aus der Lebensgeschichte des Herzogs, der die Schmach, die sie vor aller Welt über ihn gebracht, nicht überwunden und sich von dem harten Schlage niemals völlig erholt hat. Wie weit er bei dem Beginnen Eleonorens schuldig gewesen, ist eine Frage, die sich aus den erhaltenen Materialien schwer beantworten lässt; andere, freilich edlere Züge in seinem Wesen, von denen noch die Rede sein wird, lassen vermuthen, dass er allerdings betheiligt war.

Inzwischen begann die Zeit und auch die Generation in England eine andere zu werden. Glocester, so sehr er sich auch sträubte, so oft er namentlich auf die noch keineswegs völlig erloschene Volksgunst trumpfte und zum Widerstande gegen den Landesfeind aufrief, wurde nicht minder von dem Schauplatze der Ereignisse zurückgedrängt wie der hochbetagte Cardinal Beaufort. Im Jahre 1445 hatte man den schwachsinnigen König mit Margareta von Anjou vermählt, deren unbeugsames, hartes Gemüth in der Folge unvertilgbare Spuren in der englischen Geschichte zurückgelassen hat. Man vermeinte durch diese Heirat einem ehrenvollen Frieden mit Frankreich die Bahn zu brechen. Der Graf von Suffolk, der kühn sich dazu verstanden die erforderlichen Verträge abzuschliessen, muss recht eigentlich als Fortsetzer der Politik des Cardinals betrachtet werden; sein Regiment lehnte sich eng an die hierarchisch-aristokratischen Principien Heinrichs V. an. Uns sind die Einzelnheiten unbekannt, weshalb sich Suffolk und die Königin Margareta, die damals ihre ersten ju-

gendlichen Schwingen rührte, zu einem raschen, vernichtenden Schlage gegen Glocester erhoben haben. Seiner Natur getreu hat dieser sicherlich die alten Ränke fortgesponnen, wenn er auch arglos in die ihm gestellte Falle gegangen zu sein scheint.

Auf den 10. Februar 1447 war ein Parlament nach der geräumigen Abtei von Bury St. Edmunds, einem Lieblingsaufenthalte des Königs, ausgeschrieben. Erst am 18. war Herzog Humfrid eingetroffen und mit nicht eben zahlreicher Begleitung im Hospitale für die Pilger abgestiegen. Die Vertheilung von Landwehren auf den Strassen, die strenge Bewachung der Zugänge zu der Wohnung des Königs hätte ihn mahnen sollen, auf seiner Hut zu sein, denn gegen irgend Jemand wurde etwas im Schilde geführt. Da erschienen noch am Tage seiner Ankunft bald nach der Mahlzeit die Herzöge von Somerset und Buckingham nebst Lord Beaumont dem Constable in seiner Behausung, um ihn kraft einer Anklage auf Hochverrath zu verhaften. Alle Gemüther waren gespannt auf den Process, der vor den Pairs unverzüglich eröffnet werden sollte, als man am Nachmittage des 23. in das verriegelte Gemach des Herzogs dringen musste und ihn todt in seinem Bette fand. Die Leichenschau ergab keine Spur einer äusseren Verletzung; wie er zu seinem Ende gekommen, wird immerdar dunkel bleiben.

Die Zeugnisse der Zeit sind nämlich unendlich widersprechend. Unter den Anhängern Humfrids, namentlich in London kam, wie es denn nicht anders sein konnte, sofort das Gerücht auf, er sei ermordet worden; die Leute erzählten sich, man habe ihn unter Federbetten erstickt gefunden, wie vor fünfzig Jahren seinen Grossoheim, der ebenfalls Herzog von Glocester gewesen; oder er sei gar auf die scheussliche Art umgebracht wie einst der unglückliche

Eduard II. Lieh doch die gewaltsame Verhaftung und der entschlossene Character des gefürchteten Grafen von Suffolk einer solchen Annahme nicht geringen Vorschub. Und war es nicht ein vorbedachter Schlag, unbeirrt durch alle Consequenzen, dass an demselben 18. Februar eine nicht unbeträchtliche Anzahl Anhänger und Dienstleute des Herzogs auf seinem Gute bei Greenwich verhaftet und durch ein summarisches Verfahren bis unter den Galgen gebracht wurde? Sie hätten tollkühn mit bewaffneter Hand gen Bury St. Edmunds ziehen, den König entthronen, Humfrid von Glocester an seiner Statt einsetzen und Eleonore Cobham seine Gemahlin befreien wollen; — arge Verbrechen, die ihnen zur Last gelegt wurden. Der Umstand, dass man die Angeklagten begnadigt hat, spricht freilich schon gegen die Wahrheit der Beschuldigung. Auch darf nicht übersehen werden, dass der Herzog unstreitig ohne Gefahr zu ahnen ins Netz gieng, dass er nicht von Greenwich aus, sondern von seiner fern in Wiltshire gelegenen Burg Devizes nach Bury kam. Freilich hat der arme König Heinrich VI. in der Folge beständig daran festgehalten, sein geliebter Oheim habe ihm nach Leben und Krone getrachtet, niemals hat er zugegeben, dass das Andenken des Verstorbenen nachträglich durch das Parlament entsühnt werde; nicht ohne Widerspruch scheint selbst der Leichnam standesgemäss in der Abtei St. Albans bestattet worden zu sein.

Das spricht aber Alles keineswegs für eine gewaltsame Todesart. Vielmehr schreiben dem Herzoge befreundete Federn — unstreitig dieselben, die auf Grund seines lange betriebenen Liebäugelns mit den Bürgern Londons und wegen seines Widerstandes gegen die damalige, bereits gründlich verhasste Regierung den Beinamen des guten Herzogs von Glocester überliefert haben — sie schreiben mit grosser Be-

stimmtheit, dass Kummer und Gram über die plötzliche harte Haft natürlich, aber rasch, das Ende verursacht hätten. Wir besitzen jedoch noch ein anderes Zeugniss, das allerdings indirect, aber wie uns scheint mit Sicherheit, die Gegner von dem Verdachte des Mordes reinigt. Es ist doppelt wichtig, weil es auch ausserdem ein grelles Licht auf das ganze Wesen des Fürsten wirft, in welchem Dunkel und Helle einander merkwürdig berührten. In seinem fünf und vierzigsten Lebensjahre, also eilf Jahre vor seinem Tode, hat der Herzog seinen Leibarzt Gilbert Kymer, denselben, den wir späterhin vor dem Parlamente ein Gutachten über den Irrsinn Heinrichs VI. abgeben sehen, aufgefordert seine Leibesbeschaffenheit zu untersuchen und ihm zu erklären. Weniger Angst vor einer nahen Auflösung als derselbe Wissensdrang, der den Herzog zu guten und bösen Dingen antrieb, ist die Veranlassung dieser schrecklichen Diagnose gewesen. Wir verschweigen ihren widerlichen Wortlaut. Genug, der Arzt gibt gar Nichts mehr auf die Gesundheit seines hohen Patienten, indem die inneren Organe, von denen schon recht wissenschaftlich gehandelt wird, in Folge massloser sinnlicher Ausschweifungen gänzlich geschwächt und abgenutzt, die Nerven durch geistige und körperliche Ueberreizung aufgerieben seien. Welch ein Blick in die wilden, unbändigen Leidenschaften, die dieses Gemüth durchwühlen; welche Erklärung über den Hang Glocesters zu seiner unwürdigen Frauenzimmern. Aber bedarf es noch eines anderen Zeugnisses dafür, dass zumal bei einer heftigen Gemüthsaufwallung ein so morscher Körper plötzlich zusammensank? Schon vor eilf Jahren hatte ihn ein weiser Arzt durchschaut, mit seiner warnenden Stimme aber schwerlich Gehör gefunden. Das in einem bemalten Fenster der Kirche von Greenwich erhaltene

Bildniss des Prinzen bewahrt noch heute seine vor der Zeit alt und schlaff gewordenen Züge.

Es klingt widersinnig, wenn nach solchen Andeutungen aus dem Leben Glocesters hier nun schliesslich ein Wort des Lobes stehen muss. Allein seine Schwächen und Fehler grenzten nun einmal scharf an durchaus edle Eigenschaften. Seine Freude an Alchymie und Magie wurzelt in einem echt wissenschaftlichen Sinne, nicht minder das Verlangen den inneren Bau des eigenen Leibes zu verstehen. Dieser Sinn war weit und unbegrenzt wie die Leidenschaften Humfrids. In einem Zeitalter der Auflösung und Zersetzung, des Uebergangs zu neuer, besserer Bildung, als die bisherige gewesen, wo wir weder den phantastischen und kraftvoll rohen Gestalten des Mittelalters noch den kühnen, die Wirklichkeit der Dinge ergreifenden Geistern der modernen Zeit begegnen, steht demnach der Herzog von Glocester, in seinem Vaterlande freilich noch sehr vereinzelt, als ein ahnungsvoll in die Zukunft schauender Mann da. Thorheit und echtes Wissen, Aberglaube und Aufklärung freilich sind dabei bunt durch einander gemischt. In einer Schrift des Sir Thomas More hat sich eine artige Erzählung erhalten, wie Herzog Humfrid, der nicht mehr an Wunder und Legenden glaubte, einst zu St. Albans, wo er mancherlei Beziehungen gehabt zu haben scheint, einen bettelnden Betrüger, der sich blind gestellt und durch Berührung der Reliquien sehend gegeworden sein wollte, mit scharfem Spott entlarvt habe. Nicht minder wie sein Grossvater, der vor Zeiten an einem trefflichen Dichter seine aufrichtige Freude gehabt, zog Humfrid Alles an sich heran, was in dem verkommenden Jahrhunderte noch in England dichtete und forschte. Aber er war ausserdem, was Johann von Gent nicht gewesen, ein Zeitgenosse der ersten Morgenröthe echter, classischer Wissen-

schaft, deren Samenkorn auf antikem Boden zunächst die ersten grünen Keime trieb und vornehmlich bei Gelegenheit des Concils zu Basel in die während des Mittelalters im nördlichen Europa entsprungenen Staaten verpflanzt worden war. Zu Wien soll sich noch handschriftlich ein Brief finden, den Glocester an jene grosse Kirchenversammlung gerichtet hat. Ein frischer Hauch des italienischen Humanismus hatte daher unstreitig auch ihn berührt, der mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit als einer der ersten Priester dieser Lehre in England zu betrachten ist. Es lässt sich nicht sagen, auf welche Weise er dazu gekommen, ob bei seinem gelegentlichen Aufenthalte in Frankreich und den Niederlanden, ob die neue, bereits mächtig vordringende Geistesrichtung ihm unbekümmert um Raum und Zeit angeflogen sei. Allein eins ist sicher, selten war ein Boden zur Aufnahme der Aussaat so bereit wie die wissbegierige Seele des Herzogs. Wie überall im Anfange der Ernte Weizen und Spreu schwer zu scheiden sind, so auch hier. Die Fehler und lasterhaften Seiten der Humanisten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts treten auf das Grellste auch an diesem merkwürdigen Lancaster hervor.

An seinem Hofe, den er als Statthalter in der Hauptstadt, wo er in Baynard-Castle am Flusse zu wohnen pflegte, oder noch ungebundener auf einem seiner vielen Landsitze hielt, müssen eigenthümliche Gestalten fremdartiger Herkunft und sehr verschiedenen Werthes einander begegnet sein. Da waren zunächst die Naturforscher, wie wir gesehen selbst geistlichen Standes, deren Physik und Chemie noch nicht das Gebiet der schwarzen Kunst und der Zauberei geräumt hatten. Hörten sie nicht bereits von wunderbaren, Epoche machenden Entdeckungen, durch welche die beiden grossen Seiten

des Lebens, Krieg und Friede völlig umgestaltet werden sollten? Hatten sie nicht als Muster die Experimente und Schriften ihres grossen, unvergleichlichen Landsmannes Roger Bacon vor Augen, der, fast ein englischer Faust des dreizehnten Jahrhunderts, halb Magier, halb Naturphilosoph schien; und ertheilte ihnen die Regierung nicht wiederholt die eifrig begehrten Patente den Stein der Weisen zu entdecken, das Mittel aller Mittel zu erforschen oder aus gemeinen Stoffen köstliches Gold zu bereiten? Sie erfreuten sich der besonderen Huld ihres hohen Gönners, und zwar so weit, dass kaum ohne seinen Antheil ihre Kunst zum Verbrechen wurde.

Er sammelte ferner die wenigen Engländer um sich, die in seinen Tagen literarische Bedeutung hatten: Johann von Whethamstead, den Abt von St. Albans, der in seiner schwülstigen, geistlosen Chronik doch mit Wärme von dem Fürstensohne spricht, dem er in seiner Abtei zur Seite des Protomartyrs von England das Grabdenkmal hat errichten lassen, und einen anderen Historiographen der Zeit William Botoner, der, gleichfalls ein echtes Kind des Jahrhunderts, sich mit chronologischen, heraldischen, astronomischen und sogar medicinischen Arbeiten zu schaffen machte. Dann treffen wir natürlich auf den damaligen Hofpoeten John Lydgate, einen Mönch des Stifts Bury St. Edmunds, der ohne die geringsten poetischen Gaben, ohne eine Spur von Chaucers Geist zu besitzen, dennoch in der von diesem geschaffenen Form eine Fluth von Versen gemacht hat, von denen die grössere Masse glücklicherweise niemals gedruckt worden ist. Der Herzog soll ihn veranlasst haben ein Buch des Boccaccio ins Englische zu übersetzen; er erhält dann auch sein Theil von den Schmeicheleien und Lobhudeleien, mit denen Lydgate bei officiellen und pri-

vaten Anlässen stets bei der Hand war. Es ist dem herzoglichen Ehrgeize schon Recht, wenn er in dem Encomium auf die Krönung Heinrichs VI. zu Paris nicht übergangen wird. Da heisst es:

> Herzog von Glocester nennen sie den Fürsten,
> Der trotz des hohen Rangs und hoher Ehren
> Im Herzen nährt ein dauerndes Gelüsten
> Nach Allem, was die alten Bücher lehren;
> So glücklich gross ist hierin sein Begehren,
> Dass tugendsam er seine Zeit verbringt
> Und trunkne Trägheit männiglich bezwingt.

Lydgate hat mit dem an Glocester eingesandten Gedichte »für seinen leeren Geldbeutel« sicher nicht umsonst gebettelt.

Allein nicht nur die Schriften des alten Florentiner Novellisten scheint Herzog Humfrid gern gehabt zu haben, er hat auch die ersten gelehrten Italiener, die nach England kamen, freundlich bei sich aufgenommen, insonderheit einen solchen, gebürtig aus Forli, der sich, wie damals nicht selten unter seinen Landsleuten, einen berühmten classischen Namen, den des Titus Livius beigelegt hatte. Arm und reiselustig, wie dieser selbst erzählt, war er ausgewandert um einen fürstlichen Gönner zu suchen, der seine Talente zu schätzen und zu lohnen wisse. Er fand ihn in dem Herzoge von Glocester und liess sich von ihm bestimmen, das Leben und die Thaten seines berühmten Bruders, des Königs Heinrich V., in einer nicht ganz schlecht geschriebenen Biographie zu schildern. Humfrid erhebt den Verfasser dafür zu seinem Hofdichter und Orator und nöthigt den König ihm das englische Indigenat zu ertheilen. Zu anderen, berühmteren italienischen Gelehrten steht er in naher Beziehung. Es ist eine merkwürdige Nachricht, dass Leonardo Aretino, eine der Zierden des akademischen Hofhaltes des alten Cosmo di Medici, ein Mann, der durch sein gutes Latein glänzte und auch Griechisch verstand,

dem englischen Prinzen seine Uebersetzung der Politik des Aristoteles zugeeignet hat. Das hat dann einen anderen, den späteren Archivar des gelehrten Papstes Nicolaus V., Pietro Candido Decembrio ermuthigt, da er so viel Herrliches über Glocester gehört hat, ihm die Uebersetzung eines nicht minder berühmten Werks, der Platonischen Republik anzubieten. Der Erzbischof von Mailand steht nicht an, diese Bitte mit einer warmen Empfehlung zu begleiten und dem Herzoge durch einen Vergleich mit Julius Caesar und Caesar Octavianus zu schmeicheln. Der interessante Briefwechsel liegt noch handschriftlich unter anderen in München und Durham und bewahrt auch die Antworten Glocesters, der von London und Penshurst aus seine lebhafte Freude zu erkennen gibt über den Aufschwung der Wissenschaften und den Eifer so vieler des Lateinischen und des Griechischen kundigen Männer, jenes Anerbieten mit Dank annimmt und, als Decembrio nur die fünf ersten Bücher der Republik eingesandt, im März 1439 um das Ganze bittet, obwohl die einzelnen Stücke ursprünglich verschiedenen Freunden der Literatur gewidmet werden sollten. Mit wahrhaft fürstlicher Munificenz hat sich der Herzog, wie mehrfach erwähnt wird, gegen alle diese Leute benommen.

Dass er auf das Eifrigste Bücher gesammelt, lässt sich gleichfalls bestätigen. Namentlich mit Miniaturen schön verzierte Codices sollen ihm die Vorsteher reicher Klöster, die sich um seine Huld bewarben, häufig verehrt haben; eigenhändig habe er dann auf dem leeren Blatte vor dem Titel seinen Wahlspruch eingetragen: *Moun bien moundain* — mein weltlich Gut! Eine Handschrift im Britischen Museum, ein Werk über Schottland, ist freilich nicht durch diese Worte, aber ebenfalls französisch und höchst wahrscheinlich autograph als sein ehemaliges Eigenthum bezeichnet. Ebenso ein

Commentar zur Genesis, die in Oxford aufbewahrt wird, die Arbeit des als Geschichtschreibers und Theologen bekannten Augustinerbruders John Capgrave, der Glocester ebenfalls nahe stand und sogar sein leider noch nicht aufgefundenes Leben geschrieben haben soll. Vielleicht dass Poggio Bracciolini, der bekanntlich 1420 nach England kam um auch dort nach Manuscripten der Classiker zu forschen, schon damals mit Glocester in gelehrte und buchhändlerische Verbindung getreten.

Das alte Universitätsregister von Oxford enthält unter dem Jahre 1443 die Notiz, dass der Herzog eine Bibliothek von 135 Bänden der Universität testamentarisch vermacht habe. Schade nur, dass nicht einmal ein Katalog derselben übrig geblieben ist; er würde uns gestattet haben einen tieferen Blick in die geistige Thätigkeit des Prinzen zu thun so wie in die Zusammensetzung einer fürstlichen Bibliothek, die, obwohl die Buchdruckerkunst eben erfunden wurde, nur aus Handschriften bestanden haben kann.

Wohl ist es eine Freude nach so vielem Tadel über ein durch Ehrgeiz und Leidenschaft verfehltes Leben den Herzog von Glocester doch auch loben zu dürfen. Allein selbst wegen seiner humanistischen Bestrebungen gebührt ihm keineswegs der ihm wahrscheinlich nur aus politischen Parteigründen beigelegte Name des Guten. Es ist nun einmal die schwache und böse Seite des Humanismus gewesen, dass seine Jünger die Sitte oder vielmehr Unsitte des klassischen Alterthums über christliche Zucht und Tugend erhoben. Auch in Herzog Humfrids Leben ist von keiner Moral, viel weniger von Religiosität die Rede. Die Stimme Wiclifs und seiner Prediger, die mit den Worten des Evangeliums zur Sinnesänderung gerufen, war im Feuerqualm der Scheiterhaufen erstickt worden;

der Prinz, der gelegentlich auch an diesen Verfolgungen der Ketzer Theil genommen, lebte in Zeiten, wo der hohe Klerus noch einmal ungehindert und unbekümmert um das eigene und anderer Seelenheil ein gottloses und gottvergessenes Leben führen durfte, wo Päpste und hohe Kirchenfürsten, wenn sie überhaupt nach feinerer Bildung trachteten, etwa nur glaubten und dachten wie die alten Heiden zu Athen und Rom. Ist es darum unter so vielen Beispielen sehr zu verwundern, wenn Herzog Humfrid vielleicht den Plato und Aristoteles zur Hand nahm um klüger als andere zu seinen Herrscherzwecken zu gelangen, wenn er aus ähnlichen Gründen das Leben seines Bruders schreiben liess und selbst in seinen edleren Trieben nicht frei von starker Eitelkeit blieb? Der Mangel an Zucht und Sitte trieb endlich auch seine Neugier, seine Lust an der Forschung auf schlimme, verderbliche Abwege; ihm ist er schliesslich selber erlegen nicht unähnlich einem uns Deutschen so viel vertrauteren, kühneren Vorkämpfer derselben Geistesrichtung, dem Ritter Ulrich von Hutten.

XII. London im Mittelalter.*)

Mit Recht darf Paris sich rühmen, als ein Abbild des alten Roms während des Mittelalters unter den Nationen, welche nunmehr die Weltgeschicke in ihrer Hand hielten, in geistiger und selbst politischer Beziehung als Metropole und Schwerpunkt zu gelten, von dem die Pulsschläge des öffentlichen Lebens ausgiengen. Die gewaltigen Schwingungen der Kreuzzüge fanden vor allen am Hofe der Könige von Frankreich die kräftigste Förderung, die Pariser Universität glänzte bald als Hochschule des Abendlands in allen Stücken, welche die erhabenste Wissenschaft der Menschheit betrafen; in Kunst, Geschmack, feinem Wesen und guter wie schlechter Sitte gaben die Pariser schon damals den Ton an, der sofort bei Romanen und Germanen nachklang. Auch in Grösse, Reichthum und Schönheit stand die Stadt ohne Frage eine Weile über allen anderen im Norden der Alpen.

*) Munimenta Gildhallae Londoniensis. Vol. I. Liber Albus A. D. 1419. Ed. H. T. Riley. London 1859. Rerum Britan. Medii Aevi Scriptores.

In einigen dieser Eigenschaften jedoch hatte sie frühzeitig eine Nebenbuhlerin, die ausserdem noch, mit anderen trefflichen Anlagen ausgerüstet, ihr hier und da bald den Rang streitig zu machen begann. Wenn London nicht gleich Paris in der politischen und civilisatorischen Fortschrittsbewegung beständig die Blicke der Welt auf sich zog, so hängt das mit seiner insularen Lage zusammen. Aber gerade hierin schlummerten doch wieder die ungeheuren Vortheile, die es nach anderen Richtungen hin einzig in seiner Art machen sollten. Auf einem Eilande, das die Natur selber mit unerschöpflichen eigenen Hülfsmitteln ausgestattet, erhob sich die Stadt an einem breiten Strome, eben dort, wo derselbe nicht allzu weit von der Mündung noch die ganze Gewalt der ewig unveränderlich wiederkehrenden oceanischen Fluthen verspürt. An beiden Ufern landeinwärts steigen in sanfter Wellenform Hügelreihen auf, an denen sich das meilenweite Flussbett der Vorzeit erkennen lässt, die aber zu geringfügig sind um dem ungeheuren Wachsthume der grössten Stadt der Welt unübersteigliche Schranken zu setzen, vielmehr in alten und neuen Zeiten gleich dem Flusse wesentlich den Charakter Londons haben bilden helfen. Es gab wohl keinen Fleck der Erde, der eine günstiger gelegene Zwischenstation geboten hätte, sobald Nordeuropa in das Weltleben eingetreten; er behauptete seinen Rang, nachdem Amerika und das Erdenrund entdeckt worden.

Es ist natürlich, dass die Völkerschaften, aus denen im Laufe von Jahrhunderten die englische Nation erwachsen, mehr oder weniger ihre Fussstapfen auch auf dem Boden Londons zurückgelassen haben, denn London ist ja England. Von den alten Briten freilich fabelt ihr Gedächtniss nur in ihrer Weise fort. London, Caer-Lud, Ludgate sollen den Namen

eines jener mythischen Könige aufbewahren, die ihr Geschlecht durch Brutus auf Troja zurückleiteten. Heisst doch London noch bei den ersten namhaften englischen Dichtern die neue Troja. Neuere möchten den Ortsnamen gern walisisch, die Schiffstadt, deuten, oder im Tower den uralten Sitz eines Trinobantenfürsten, in vielen merkwürdigen Resten die Spuren der ersten britischen Bevölkerung nachweisen. Sicher nur ist nach des Tacitus vollgültigem Zeugnisse, dass die Römer schon, sobald sie sich in England näher umzusehen begannen, auf der Nordseite der Themse in London eine bedeutende Handelstadt vorfanden, in welcher ein lebhafter Verkehr viele Kaufleute verschiedener Länder zusammenführte. Ein so trefflich gelegener Ort wurde, zumal nach einem allgemeinen Brande, bald römisch, erhielt einen römischen Namen und nahm die vielen ausgezeichneten Einrichtungen an, in denen die römischen Colonien mit der Mutterstadt wetteiferten. An manchen Stellen der City werden heute noch fünfzehn Fuss unter der Oberfläche römisches Pflaster, antike Mosaikfussböden und ähnliche Kunstdenkmäler aufgefunden, und nicht nur der Hügel von St. Pauls, sondern auch andere heilige Stätten haben nach den vielen dort ausgegrabenen Urnen in heidnischer wie in früh christlicher Zeit als Begräbnissplätze gedient. Da man Aehnliches auf der gegenüber liegenden Seite beobachtet, hat zu der Römer Zeit vielleicht gar schon eine grosse Brücke beide Ufer verbunden. Die alten römischen Mauern, die einst quadratisch die Stadt einschlossen, ihre vier Hauptthore lassen sich noch heute annähernd verfolgen; noch mancher wohl erhaltene Ziegel offenbart die Richtung, in der jene gelaufen, und den Fleck, wo diese gestanden.

Diese frühe Herrlichkeit gieng dann in den barbarischen Wirrsalen des fünften und sechsten Jahrhunderts jammervoll

zu Grunde. Die Sachsen, an Feld und Wald gewöhnt, mieden die Stadt, deren Mauern indess noch Jahrhunderte lang Wind und Wetter so wie wilden Feinden allerlei Schlags Trotz geboten zu haben scheinen. Nur wie ein einsamer Lichtfleck in der Finsterniss erscheint ein Bischof, aus den Trümmern eines Dianentempels auf dem höchsten Punkte der Stadt erhebt sich die St. Paulskirche, und zwei bis drei Millien stromauf inmitten einer kleinen dornbewachsenen Insel, wo einst Apollos Bild gestanden, gründet ein frommer König von Essex dem heiligen Petrus eine Abtei. In der That, von einem sächsischen London lässt sich kaum erzählen, denn als Aelfred nach den wüsten Verheerungen der Dänen die Stadt wieder aufbaute, geschah dies unstreitig aus römischem Material und nach dem alten, noch nicht verwischten Grundrisse. Erst gegen das Ende des Jahrtausends stösst man wieder auf Anzeichen, dass die Naturanlage zur Handelstadt unverwüstlich gewesen. Mitten in schrecklichen Zeiten finden wir fremde Kaufleute, namentlich Deutsche, vielleicht auch Skandinaven in bevorrechtetem Verkehr mit den Einwohnern. Als die dänischen Freibeuter ihre Augen und Arme rach- und habgierig auf die Stadt richteten, vertheidigten sich die Londoner mit Muth und Erfolg. Damals wahrscheinlich hatten die furchtbaren Feinde auf Southwark festen Fuss gefasst, gruben um die Brücke zu umschiffen einen Canal, dessen Lauf noch lange erhalten war, und liessen sich endlich gar sesshaft nieder. St. Olavskirche und Tooleystreet sind höchst merkwürdige Wahrsteine skandinavischer Bekehrung auf englischem Boden.

Auch die Geschichte Londons wie die von Kirche und Staat hebt dann ein neues Capitel an mit Wilhelm dem Eroberer. Die Stadt hatte gleich dem übrigen England sich unter

sein Joch beugen müssen und wurde, so viel wir wissen, für eine Weile absolut behandelt. Im Osten, wo Briten, Römer und Sachsen unstreitig schon eine Feste zur Beherrschung des Flusses unterhalten hatten, erhob sich aus unzerstörbarem Stoffe der Weisse Tower, um für alle Fälle der Noth dem Fürsten als Zufluchtsort oder Zwingburg zu dienen. Zwei andere Thürme etwas stromauf, aber in der dem Flusse zugekehrten Mauerlinie, übertrug Wilhelm zweien seiner Edlen, Baynard und Montfichet, als erbliches Lehn mit feudalen Rechten und Pflichten. Die Nachkommen des ersteren namentlich erhielten sich geraume Zeit in diesem Besitz und genossen, selbst nachdem London in voller jugendlicher Kraft da stand, als Burgvögte und Bannerherren der Stadt grosse Vorrechte. Dafür leisteten sie, wenn das Land Krieg führte, dem Magistrate an der Spitze von zwanzig Pferden Ritterdienst und nahmen in feierlichem Aufzuge an den Pforten der Kathedrale die Standarte Londons in Empfang. Das war eine echte Schöpfung des kraftvollen Eroberers so gut wie die mit cyklopischem Cemente zusammengefügten Grundgewölbe des Towers oder die aller Zeit trotzenden Mauern, auf welchen der zweite Wilhelm die grosse Halle neben der Abtei von Westminster aufführen liess. Die bewusste Gewalt solcher Fürsten nach entsetzlichen, Alles mit Vernichtung bedrohenden Jahrhunderten trug auch ihre guten Früchte und scheint namentlich der Stadt London in reichem Masse zu Gute gekommen zu sein. Ein Gemisch aus verschiedenen Völkern und Ständen fand hier neben den sächsisch-normännischen Bewohnern hinter festen Mauern sicheren Schutz und persönliche Freiheit, um sich emsig und erfolgreich der Schiffahrt, dem Handel und allerhand nützlichem Gewerbe hinzugeben; und kaum drei Menschenalter später erzählt William Fitz-

Stephens, einer der gleichzeitigen Biographen des gemarterten und kanonisirten Erzbischofs Thomas Becket, Wunderdinge von den Herrlichkeiten seiner Vaterstadt, die, wenn sie sich nicht durch unzählige Beweise als Thatsachen herausstellten, nothwendig diese erste Schilderung als ein Fabelbuch brandmarken müssten. Seit jenen Tagen ist der Aufschwung stetig und unaufhaltsam. Politisch theilt London, oft unmittelbar selbständig eingreifend, alle Geschicke des zu immer grossartigerer Entwickelung fortschreitenden Feudalstaats, commerciel behauptet es nicht nur den ersten Rang im Lande, sondern lernt auch den Fremden, die es wegen der ausländischen Producte und des Wechselgeschäfts halber so gastfrei bei sich aufgenommen, bald mit solchem Erfolge ihre Fertigkeiten ab, dass die betriebsamen Bürger schon im vierzehnten Jahrhunderte, hauptsächlich durch die Ausfuhr der einheimischen Woll- und Lederschätze, nicht mehr allein receptiv wie bisher, sondern activ mit ganz Europa in grossartige Verbindung zu treten begannen. Die lange glänzende Regierung Eduards III. vor allen hat der Stadt ihren mittelalterlichen Stempel aufgedrückt, der trotz des grossen Feuers vom Jahre 1666 und trotz nivellirender Aenderungen der Neuzeit immer noch nicht völlig vertilgt ist und der, wie er uns in einer Menge von Nachrichten und urkundlichen Ueberlieferungen beschrieben wird, in folgenden kurzen Angaben vergegenwärtigt werden soll.

Es darf uns nicht verdriessen, die nöthige Topographie vorauszuschicken. Der Lauf der alten Stadtmauern zunächst war vielfach abgeändert worden. Nur im Osten hatten sie vor dem ungestümen Drängen Richards Löwenherz, der für ein neues Vorwerk des Towers Raum verlangte, zurückweichen müssen; an allen übrigen Stellen, besonders im Westen, waren sie am Ausgange des Mittelalters mehr oder weniger vor-

geschoben worden. Sie hatten aber schon viel von ihrem ursprünglichen Charakter eingebüsst, denn nach der untrüglichen Beschreibung in Sir Thomas More's Utopia waren sie zwar hoch und dick in Steinen aufgeführt und mit vielen Warthürmen und Bollwerken, namentlich dem starken in Nordwesten vorgeschobenen Barbican befestigt, der tiefe und breite Graben jedoch war beinah wasserlos oder nur ein trüber Pfuhl, über welchem Buschwerk und Dornen üppig wucherten. Neben den vier alten Thoren aus der Römerzeit waren längst eine Menge anderer entstanden. Ihre Namen haften heute noch, nachdem die Stadt wie ein Ungethüm die Fesseln gesprengt und längst, Wall und Graben über den Haufen werfend, sich nach allen Seiten hin ins Riesenhafte ausgebreitet hat. Im Mittelalter aber galten diese Thore als die schützenden Verschläge der Communication, waren mit grosser Sorgfalt und Zierde aufgeführt und bargen manche seltene Erinnerung aus frühen Tagen. Im Südosten war dem Tower gegenüber wegen des Verkehrs mit der königlichen Burg eine Pforte nöthig geworden, welche die Autoritäten jedoch bald verfallen liessen, beides sowohl sicher als unbekümmert wegen der Befestigungen des Towers. Etwas nördlicher folgte dann, noch von den Sachsen gegründet und benannt, ein volles Thor Aldgate, nordöstlich von diesem Bishopsgate, dessen Erhaltung und Vertheidigung in Kriegsgefahr von Heinrich III. als Pflichtdienst für unvergleichliche Privilegien der Gilde der deutschen Hanseaten übertragen wurde. Die Nordseite der Stadtmauer war zunächst von Moorgate durchbrochen, da wo sich der Graben durch Ansammlung verschiedener Gewässer zu einem Morast ausbreitete, dann kam Cripplegate, wo schon unter den Sachsen sich bettelnde Krüppel herbeidrängten um durch Berührung der Reliquien St. Edmunds zu genesen.

Das Hauptthor für den Norden indess war von Anfang an Aldersgate gewesen, wie römische Reste, die dort gefunden, zur Genüge darthun. Im Nordwesten wurde dann im zwölften Jahrhundert Newgate erbaut; es nahm schon unter König Johann in seinen oberen Räumen Gefangene auf. Ludgate, das Hauptthor im Westen am Fusse des Hügels von St. Paul, galt für das älteste Denkmal des keltischen Londons und wurde frühzeitig gleichfalls als Gefängniss benutzt. Die Mauer auf der Wasserseite begann wohl schon unter den Normannenkönigen zu verschwinden, als wegen der Landungsplätze an den vielen öffentlichen und Privatwerften zahlreiche Wasserthore erforderlich wurden. Noch mehrere an den Fluss führende Strassen, von Dowgate bis Billingsgate, erinnern an diese Pforten. Ein einziges grosses Thor aber mündete im Süden, das Brückenthor.

London Bridge, bis weit in das vorige Jahrhundert die einzige Brücke der Stadt, galt schon im Mittelalter für einen bewunderungswürdigen Bau und hat bis in neuere Zeiten den Ausdruck grosser Eigenthümlichkeit bewahrt. Nachdem die Sachsen auf derselben Stelle und vor ihnen vielleicht schon die Römer eine hölzerne Brücke besessen hatten, begann Heinrich II. im Jahre 1176 eine solche aus Stein zu erbauen, die jedoch erst im Jahre 1209 unter seinem Sohne Johann vollendet wurde. Feuersbrunst und Wassersnoth und Unerfahrenheit mit einer so kunstvollen Construction haben noch manche Aenderung und Herstellung erfordert, bis endlich das Werk auf zwanzig gewaltigen, aber unregelmässigen Bögen aus festen Quadersteinen, mit einer grossen Zugbrücke in der Mitte, dauernd da stand. Durch die Bögen wälzte sich der mächtige Strom auf und ab; auf der Brücke aber entstand im Laufe der Zeit eine förmliche Strasse, denn der Bau war

fest genug um zu beiden Seiten hohe stattliche Häuser zu tragen und gewährte selbst hinreichend Raum für ein Turnier, das im Jahre 1395 auf dem Brückenpflaster abgehalten wurde. Fast in der Mitte stand eine gothische Kapelle, dem heiligen Thomas geweiht, wo ein Priester regelmässig Messe las. Auf dem nördlichen wie dem südlichen Ufer schloss ein festes Burgthor, crenelirt und mit Fallgatter versehen, den Eingang. Jahrhunderte lang war es Brauch die Zinnen dieser Thore mit den auf Spiessen gesteckten Köpfen der grossen Landesverräther zu schmücken. Die Häupter Llewellyns, des letzten Waliserfürsten, des tapferen Wallace, des verwegenen Günstlings Hugo de Spencer und vieler anderen Helden und Bösewichter haben von dort auf das bunte Menschengewühl herabgegrinst. In unruhigen Zeiten hieng meistens das Schicksal der Stadt von dem Besitz ihrer einzigen Brücke ab; bei dem grossen Bauernaufstande des Jahrs 1381 und bei Jack Cade's Rebellion im Jahre 1450 war London verloren und befreit, je nachdem die Aufrührer Herren der Brücke waren oder über dieselbe zurückgetrieben wurden. Im Jahre 1425 lag Herzog Humfrid von Glocester auf der Nord-, und der Bischof von Winchester auf der Südseite, ein jeder mit Heeresmacht, und um ein Haar, so hätten Oheim und Neffe den persönlichen und den politischen Groll hoch über den Fluthen der Themse blutig ausgefochten. Dies waren jedoch glücklicher Weise ziemlich seltene Vorgänge, und Jahrzehnte, ja, Jahrhunderte lang schlossen sich die Brückenthore keinem Feinde. Nur Nachts verlangte die gute Ordnung die Fallbrücke aufzuziehen und die Gatter herabzulassen. Alle übrige Verbindung zwischen Middlesex und Surrey geschah durch Fähren, die von bestimmten Stellen schon frühzeitig durch eine eigene Klasse von Bootsleuten bedient wurden.

Was nun das Innere der alten City betrifft, so hat der in früheren Zeiten noch viel mehr kenntliche Wechsel von Hügel und Thal unstreitig das Meiste zur Anlage ihrer Strassen und Quartiere beigetragen. Der Langburne, ein einst auf der Höhe von Hampstead entspringender Bach, durchschnitt ehemals die Stadt in südlicher Richtung und trennte den St. Paulshügel im Westen von der Erhebung im Osten, die in Towerhill ausläuft. Zwei andere Bäche, der Walbroke und Sherburne entsprangen in einer Quelle an der östlichen Mauer und ergossen sich im Herzen der Stadt in den Langburne. Diese Gewässer jedoch wurden frühzeitig überbaut und zur Fortführung eines grossartigen Cloakensystems benutzt, welches London unstreitig von den Römern vermacht erhalten. Der der Stadtmauer im Westen entlang rinnende, einst viel bedeutendere Fleet hatte ein ähnliches Schicksal, doch sind Theile seines Laufs bis in neuere Zeiten unbedeckt geblieben oder wurden durch Brücken überspannt. Schon im dreizehnten Jahrhunderte waren mehrere dieser Rinnsale nicht mehr zu gebrauchen, und reichten selbst die einst ihrer Klarheit wegen hoch gepriesenen Quellen von Holiwell, Clerkenwell und St. Clementswell nicht mehr aus um die Stadt mit Trinkwasser zu versehen. Die Noth zunächst trieb zur Anlage grossartiger Wasserleitungen, die Fitz-Stephens schon gleich den Abzugskanälen eine Nachahmung der Wunder Roms nennt. In Bleiröhren führte man das Wasser oft mehrere Millien weit herbei und liess es dann in geschmackvoll aufgeführten Brunnen unter gothischen Bogen und sinnbildlichen Figuren reichlich ausströmen. Die grosse im Jahre 1285 angelegte Wasserkunst in West Cheap wurde das Muster zu mehreren anderen, die namentlich im fünfzehnten Jahrhunderte an verschiedenen offenen Punkten der Stadt eingerichtet wurden und

fortan bei Einholungs-, Krönungs- und ähnlichen Jubelfesten das Centrum der städtischen Belustigungen bildeten. Da liess man statt des nüchternen Wassers in grosser Fülle weissen und rothen Wein springen und errichtete besonders gern an diesen Plätzen die Schaubühnen für die allegorischen Darstellungen, an denen sich Fürsten und Volk ergötzten.

Hügel und Wasser haben aber einen noch sichtbareren Antheil an dem alten Grundplane der Stadt. Die St. Paulskirche stand ziemlich frei auf ihrer Höhe, nach Westen durch Ludgate und über den Fleet entstand Fleetstreet, nach Osten Cheapside, die Kaufseite mit den Läden, das sich bald am Langburne und Walbroke in mehrere Zweige spaltete: Cornhill und Leadenhallstreet, Lombard- und Fenchurchstreet, die beide nach Aldgate auslaufen. Ziemlich parallel mit diesen Strassen, dem Flusse zunächst und durch ihn erfordert stammen wahrscheinlich aus frühster Zeit Themsestreet und seine Fortsetzung Towerstreet mit den vielen kleinen Gassen, die ans Wasser führen. East Cheap aber bildet gleichsam den Knäuel, wo alle jene Strassen von der von der Brücke herführenden, Fishstreet, durchschnitten werden, die in nördlicher Richtung durch Gracechurch nach dem Bischofsthore, in nordwestlicher nach Moorgate und Aldersgate geleitet. Andere mehr oder minder wichtige Strassen münden in den verschiedenen Thoren, alle aber sind winklicht und krumm, wie alten Städten eigen.

Die Häuser wurden in frühster Zeit höchst einfach und kümmerlich aus Holz und Lehm errichtet und mit Stroh oder Rohrgeflecht bedeckt. Ein grosser, allgemeiner Brand unter König Stephan hatte auf die zugleich mit der Bevölkerung steigende Gefahr aufmerksam gemacht und seit 1189, dem ersten Regierungsjahre des Richard Löwenherz, be-

stimmte die noch erhaltene erste städtische Bauordnung, dass fortan die Seitenwände der Häuser wenigstens aus drei Fuss dicken behauenen Steinen und sechszehn Fuss hoch aufgeführt werden sollten. Darüber erhob sich dann ein hölzernes Giebelwerk, von verschiedener Höhe und in der Regel in die Strasse vorspringend. Es war mit Kalk beworfen und bemalt, oft auch durch Schnitzwerk verziert und statt des Strohs bald ausschliesslich mit Schindeln, Ziegeln und selbst mit Blei gedeckt. Der Flur zu ebener Erde war meistens von den für Geschäft und Handwerk nothwendigen Räumlichkeiten in Beschlag genommen; das Hauptgemach, auch in England der Söller (Solar) geheissen, nebst den Kammern lag im ersten Stock noch innerhalb der Brandmauern. Weitere Stockwerke lassen sich erst seit dem vierzehnten Jahrhunderte nachweisen. Damals wurde es auch Sitte zum Aushängen der Waare vom Söller aus kleine bewegliche, hölzerne Erker in die Strasse hinauszuschieben. Die Polizei aber verlangte, dass sie wenigstens neun Fuss über dem Boden erhaben sein und nicht zu weit vorspringen dürften, um von unten Wagen und Reiter, von oben das Himmelslicht durchzulassen. Die grossen massiven Kellergewölbe mit einem Treppeneingange von der Strasse her und der weite Bodenraum im Giebel waren die unumgänglichen Erfordernisse der Kaufmannsstadt. Auf die Ableitung des Regenwassers wie auf die Anlage der Abzugskanäle wurde von der Behörde mit besonderer Sorgfalt gehalten. Die Fenster waren zu Zeiten Richards I. schwerlich durchweg mit Glas versehen; erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts finden wir diesen wichtigen Artikel unter den Gegenständen der regelmässigen Einfuhr verzeichnet, und seit Eduard III. sorgt dann eine eigene Gilde der Glaser dafür, dass die Räume hell und warm erhalten werden. Der

Schornstein war lange Zeit ebenfalls ein Luxusgegenstand, indem in den gewöhnlichen Bürgerhäusern sich der Rauch, so gut er konnte, den Weg bahnen musste. Erst mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts wird es allgemein Rauchfänge aus Stein und fester Masse anzulegen. Die Brand- und Strassenmeister erhalten damals gemessene Vorschrift darüber zu wachen, dass ein Rauchfang, zumal wo gebacken, gebraut oder gekocht wird, sich nicht in allzu grosser Nähe von Holzwerk befinde.

Von den Prachtbauten der alten City hat die grosse Feuersbrunst vom Jahre 1666 fast gar keine verschont, doch sind Schilderungen genug vorhanden um uns mehrere derselben zu vergegenwärtigen. Das städtische Rathhaus, die Gildhalle, lag so ziemlich im Mittelpunkte der Stadt, da wo in sächsisch-dänischen Zeiten das Gerüst zum öffentlichen Gerichtstage, die Hustings gestanden. Unter den Regierungen des vierten, fünften und sechsten Heinrichs liess der Magistrat in dem zierlichen Stile der Zeit ein stattliches Gebäude aufführen, von dem heute nur noch die Mauern stehen, mit späterer Zuthat umgeben. Eine schöne Capelle mit einer trefflichen Bibliothek galt in alten Tagen als der vornehmste Stolz der Gildhalle. Mit dem steigenden Reichthum und Einfluss der Zünfte, hauptsächlich im fünfzehnten Jahrhunderte, begannen diese sich oft sehr schöne Gesellschaftshäuser, Hallen wie sie in London heissen, anzulegen, von denen leider keine mit entschieden mittelalterlichem Typus auf uns gekommen ist. Endlich besassen Krone, Adel und Prälaten allerlei Eigenthum in der Stadt, das sich bald durch den Stempel ihrer Wohlhabenheit und ihres Geschmacks auszeichnete. Die Edelleute, die Bischöfe, Aebte und Prioren, die oft mehrmals im Jahre die Hoftage und das Parlament zu be-

suchen kamen, trachteten darnach in- oder ausserhalb der Thore ein passendes Stück Land zu erwerben, wo sie sich dann in Garten und Hofraum eine mitunter fürstliche Wohnung einrichteten. Die Krone aber erhielt durch Erbschaft und Verwirkung manch trefflichen Fleck mitten in der Stadt: in Baynard Castle haben Herzog Humfrid von Glocester und nach ihm die Yorks gewohnt; Heinrich IV. schenkte ein ihm vermachtes Haus an der Themse Coldharbour, nicht allzu entfernt von den verführerischen Weinkneipen in East Cheap, seinem lockeren Sohne, dem Prinzen von Wales; und kurz zuvor ehe Richard III. seinen verwegenen Staatsstreich ausführte und nach Baynard Castle übersiedelte, hielt er Hof in Crosby-Hall, dessen gothisches Gewölbe und Erkerfenster heute noch mitten im Gewimmel von Bishopsgate fast gespenstisch emporragen.

Die grössten architektonischen Sehenswürdigkeiten indess waren, wie überall im Mittelalter, die geistlichen Gebäude, zu deren Verherrlichung der fromme Eifer aller Stände unaufhaltsam das Seine beitrug. Schon Fitz-Stephens erwähnt frohlockend, dass London und sein Gebiet ausser der Kathedrale und dreizehn grossen Conventualkirchen sich ein hundert und sechs und zwanzig Pfarrkirchen und Kapellen zu rühmen habe; und es ist keine übertriebene Berechnung, wenn man angibt, dass beim Eintritte der Reformation gute Zweidrittheile des Weichbilds mit geistlichen Bauten und Räumlichkeiten bedeckt gewesen seien, in denen sich die klerikalen Besitzer, etwa ein Fünftel der Gesammtbevölkerung, zum Theil höchst wohlhäbig und gemächlich spreizen konnten. Die alte herrliche St. Paulskirche auf dem Hügel im Westen bildete mit ihrer geistlichen Umgebung fast einen eigenen Stadttheil. An den Kreuzgang stiess ein in edelster

Gothik aufgeführtes Capitelhaus. Der Palast des Bischofs, die Wohnungen der Domherren und anderer zahlreichen Ministerialen umgaben einen ziemlich ausgedehnten öffentlichen Platz, wo aus behauenen Quadern und im besten Stile ein grosses Kreuz errichtet war. Hier fanden schon sehr frühzeitig in aufgeregten Tagen die Volksversammlungen statt; Priester und Laien richteten von den Stufen herab alsdann ihre Worte an die Menge. Schon vor der Reformation war dicht daneben eine Art Kanzel angebracht, aus welcher an Sonn- und Festtagen gepredigt wurde. In den Rosenkriegen erklang von dieser Stätte mitunter der erste Ton, der eine unverhoffte Umwälzung verkündete; von hier aus liess Richard zuerst durch eine echt demagogische Predigt den scandalsüchtigen Pöbel für seine ehrgeizigen Absichten bearbeiten. Zwei andere charakteristische Erscheinungen hatten sich im Laufe der Zeit im Zusammenhange mit dem Dome entwickelt. Der zahlreichen Geistlichkeit und der Schule wegen hatten die Buchhändler in der nördlich entlang laufenden Gasse Paternoster Row frühzeitig ihre Läden errichtet, wo neben Rosenkränzen und Heiligenbildern Bücher mit und ohne Miniaturen verkauft, aber auch schon unter Heinrich IV. nach den verbotenen Schriften Wiclifs und seiner Anhänger gesucht wurde; und auf dem Kirchhofe, wo es nie an regem Leben fehlte, machten die Pastetenbäcker und Gastwirthe Jahr aus Jahr ein gute Geschäfte. Beide Gegenstände, die Nahrung für den Geist wie für den Leib, scheinen mit seltener Zähigkeit immer noch an dem alten Flecke zu haften.

Die vielen Stadtkirchen, oft seltsamen Heiligen gewidmet, die schwerlich anderswo einen Altar besassen, standen an Grösse und Schmuck natürlich weit hinter dem Dome zurück; sie sind mit wenigen Ausnahmen wohl in frühen Zeiten

schon wegen der Enge des Raums eben so verbaut und verborgen gewesen wie noch heute zu Tage. Dafür machten sich damals aber die Klöster um so breiter, von denen heute hinwiederum Nichts wie der Name geblieben. Die Bettelorden vorzüglich hatten sich ihrer Tendenz getreu entweder unmittelbar in der Stadt eingenistet oder an die Mauer angeklebt. Nirgends wohl gibt ein Vergleich zwischen Sonst und Jetzt zu so eigenthümlichen Betrachtungen Anlass. Die Dominicaner (Blackfriars) wohnten einst wider ihre Regel so stolz, dass König und Parlament, wenn es ihnen in Westminster nicht behagte, bei ihnen einzog; jetzt führt dort eine nimmer leere Strasse zu einer grossen Brücke, und im Bereich des alten Stifts werden die Riesenspalten der Times gedruckt. Etwas weiter westlich sassen die Karmeliter oder Weissen Brüder, und noch lange nach ihrer Unterdrückung verblieb das von ihnen behauptete Asylrecht, denn Schuldner, Hehler und Diebe rotteten sich hier zusammen um den Dienern der öffentlichen Sicherheit Trotz zu bieten. Die Augustiner, bei Broadstreet etwas nördlich von der heutigen Börse, scheinen schon unter Thomas Cromwell kaufmännischen Comptoiren Platz gemacht zu haben; ihre schöne Capelle aber ist dem grossen Brande entgangen und gehört seit Eduard VI. den holländischen Protestanten. Die Franciscaner (Greyfriars), einflussreicher als alle übrigen, hatten sich hart bei Newgate trefflich eingerichtet. Nachdem unter Heinrich VIII. ihr Nest ausgenommen, stiftete sein Sohn die noch heute blühende gelehrte Schule von Christchurch mit ihren alterthümlichen Baulichkeiten, Trachten, Gebräuchen und Lehrplan. Auf dem Boden der einst von Wilhelm dem Eroberer grossartig bedachten Conventualkirche St. Martin le Grand steht jetzt das Generalpostamt von Grossbritannien. Aber es wäre ermüdend,

wollten wir hier alle die Mönch- und Nonnenstifter, Hospitäler, Brüderschaften und Kapellen aufzählen, die einst im alten London Platz gefunden. Sie leiten indess zu den Vorstädten über, die frühzeitig im Mittelalter eine grosse Bedeutung gewannen.

Die ganze Stadt war nämlich von einem Kranze mehr oder weniger grossartiger Stifter umgeben, deren solide und oft schöne Bauwerke inmitten ihrer Gärten und Ländereien einen anmuthigen Anblick gewährten. Die Wege zu ihnen, die ursprünglich zwischen Hecken und Wiesen hinliefen, verwandelten sich bald zu dicht mit Häusern besetzten Strassen, in denen sich das rege Leben, dem innerhalb der Stadtmauern längst zu enge wurde, unaufhaltsam weiter wälzte. Solche Anziehungspunkte für die prismatisch aus dem Centrum der Stadt auslaufenden Strahlen waren im Osten, die Festungslinien des Towers fast umringend, das St. Katharinenstift, die Abtei der Cistertienser in East Smithfield und die stattliche Dreifaltigkeitspriorei. Im Norden hatten sich die Carthäuser schmuck eingerichtet, von deren Dasein das alte Charterhouse mit seiner gelehrten Schule bis auf diesen Tag Kunde gibt. Die einst hoch berühmte Priorei St. Bartholomew the Great lebt in einem Hospitale desselben Namens fort. Sehr verschieden dagegen ist das Schicksal und das Gedächtniss der beiden geistlichen Ritterorden gewesen, die bald nach ihrer Stiftung, ähnlich wie in Paris, sich auch in London Provincialhäuser eingerichtet hatten. Die Johanniter besassen bis zu den zerstörenden Tagen des sechszehnten Jahrhunderts im Nordwesten etwa eine englische Meile vom Thore entfernt eine der schönsten mit Garten, Feld und Wald umgebenen Abteien. Fürsten und Könige haben dort zu Gaste gelegen, wichtige politische Dinge sind bei ihnen vorgegangen. Jetzt

steht einsam und fremd in einer dicht bevölkerten, zum Theil schmutzigen Nachbarschaft nur noch ein alter Thorweg, der einst in die Ringmauern führte, und lässt nur den Antiquar an einzelnen architektonischen Trümmern erkennen, wie reich und geschmackvoll das Ganze sich vor Jahrhunderten ausgenommen haben mag. Dem Tempel war ein anderes Loos beschieden. Zwar verstand sich der elende Eduard II. dazu dem scheusslichen Vorgange des Papsts und des Königs von Frankreich zu folgen und den Orden in Folter und ewigem Gefängniss zu ersticken. Aber sein stattliches Stift blieb doch beisammen; nachdem es ursprünglich den Johannitern übertragen gewesen, setzte Eduard III. schon die Advokateninnung dort ein, die heutigen Tags noch am westlichen Ende von Fleetstreet jenen eigenen kleinen Stadttheil bewohnt, dessen Thore noch immer mit dem rothen Kreuze geschmückt sind, und dessen herrliche, nach dem Muster des heiligen Grabes gebaute Kapelle, mit ängstlicher Sorgfalt erhalten, der Gesellschaft als Pfarrkirche dient.

Die ganze Gegend im Westen von Newgate und Ludgate war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bereits städtisch bebaut. Fleetstreet mit der Brücke über den Fluss gleichen Namens war gleichsam die grosse Arterie, die hindurch führte; zu beiden Seiten nach Süden an den Fluss, wie nördlich nach Holborne liefen damals schon dieselben Strassen wie heute. Bemerkenswerth dürfte nur noch sein, dass gleich der Advokateninnung im Tempel in derselben Gegend und um dieselbe Zeit ähnliche juristische Corporationen entsprangen: Lincoln's Inn, nach dem ehemaligen Stadtsitze des Grafen von Lincoln genannt, stiess an das Kanzleigericht, das früh in Chancerylane eine bleibende Stätte gefunden; Sergeant's Inn, Clifford's Inn und Clement's Inn hatten

in derselben Nachbarschaft Platz gefunden; nördlicher in Holborne breiteten sich Gray's Inn, Thaves's, Furnival's und Staple's Inn aus. Zwischen dem Tempel und der Johanniterpriorei bildete sich also ein vorwiegend gelehrter Stadttheil, wo Recht und Verfassung Studium und Ausübung fanden.

Die mehrfach an der Configuration grosser Städte wahr genommene Erscheinung, dass sie vorwiegend gern nach Westen wachsen, hatte aber in London aus den ältesten Tagen her ihre Bestätigung mitgebracht. Da lag nicht drei Millien von Ludgate oberhalb am Flusse und hinter einer scharfen Biegung desselben die alte Abtei von Westminster. Nachdem Eduard der Bekenner heilig gesprochen und dort seinen Schrein gefunden, wurde die Klosterkirche, als wären St. Denis und Reims in eins zusammengefügt, zugleich die Stätte der Krönung und der Beisetzung, vorzüglich der Könige aus dem Stamme der Plantagenets. Mit besonderer Vorliebe baute der kunstsinnige Heinrich III. die Kirche fast von Grund aus neu auf, so edel und streng im Stil, dass sich, was seine Nachfolger in bunterem Geschmacke hinzugefügt nicht mit dem Haupttheile messen kann. Neben der Abtei gab es aber schon unter den Normannenfürsten einen Königssitz, einen Palast, sobald nur der Hof das Bedürfniss fühlte von dem Wanderleben abzustehen und sich bleibend niederzulassen. Nachdem mit der Magna Charta die königlichen Gerichtshöfe stehend werden, finden sie dort ebenfalls ihre Stätte. Es dauert nicht gar lange, so gehört das Parlament zu den bleibenden Institutionen des Landes; bei seinem Zusammentreten wird den Lords in den Prachtzimmern der Krone Zutritt gewährt, während die Gemeinen in der Abtei, meist in dem schönen achteckigen Capitelhause derselben mit einander berathen. Es ist hier nicht der Ort die alten Herrlichkeiten von Westminster,

von Kirche und Palast, Lustgarten und Park aufzuzählen; die Bemerkung muss genügen, dass hier während des Mittelalters in vornehmer Abgeschlossenheit recht eigentlich die Residenz des Königthums lag, jedoch mit sichtbarer und immer mehr überwiegender Ausbildung aller Attribute und Delegationen desselben. Ein grosser Ort wuchs rasch heran, königliche Stallungen und Wirthschaftsgebäude, Wohnungen für die Hof- und Gerichtsbeamten begannen Kirche und Palast zu umzingeln, eine eigene Pfarrkirche, St. Margaret, drängte sich wie ein Küken unter die Henne unmittelbar an die Abtei. Die erhabene Atmosphäre zog dann ganz natürlich die nächst Berechtigten gewaltig an, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit liessen sich besonders gern zwischen Templebar, dem westlichsten Punkte von Fleetstreet, und Westminster nieder und umgaben ihre Häuser mit Gärten, die nach dem Flusse hin ausliefen. Der Sitz des Erzbischofs von York, das spätere Whitehall, stiess fast unmittelbar an die Vorhöfe des Palastes; es folgte die Wohnung des Bischofs von Durham, vor allen aber der stolze savoyische Palast (Savoy), in dem sich einst die habgierigen provenzalischen Verwandten der Gemahlin Heinrichs III. niedergelassen, der später den gefangenen König Johann von Frankreich beherbergte, der seine glänzendste Zeit jedoch als Eigenthum und Sitz der Herzöge von Lancaster erlebte. Die ganze dem Flusse parallel laufende Strasse aber, von der alten nach den Dänen benannten Kirche St. Clemens bis zu dem Kreuze von Charingcross, wo der Weg südlich nach Westminster abbiegt und vor Alters frische Pferde und ein Trunk für die von London Reitenden bereit gehalten wurden, hiess wohl schon längst der Strand.

Auf der anderen Seite des Flusses lagen die Punkte, die wir heute zu einem von Hunderttausenden bewohnten Stadttheile vereint sehen, noch einzeln zerstreut und ohne Verbindung mit einander. Nur am Ausgange der Brücke, dem Südwerke, war von Alters her aus verschiedenen Ursachen eine städtische Ansiedlung entsprungen. Zwei grosse Prioreien, St. Mary Overies für Mönche und das Nonnenstift von Bermondsey hatten frühzeitig den in Verbindung mit solchen geistlichen Anstalten unvermeidlichen Erwerb und Verkehr gehoben. Nahe bei St. Marien, gar nicht weit von der Brücke stand auch bis in die Zeiten der Reformation der grossartige Palast des Bischofs von Winchester, eines der reichsten Prälaten des Landes, dessen weite geistliche Jurisdiction die Grafschaft Surrey umschloss. Der mächtigste Hebel des Verkehrs aber war die grosse Strasse, die von der Brücke auslief und zu den Häfen in Kent, Hampshire und Cornwall führte. Hier bewegte sich schwer beladenes Fuhrwerk hin und her; hier versammelten sich auch zu hergebrachten Jahreszeiten die bunten Pilgerschaaren, die zum heiligen Thomas Becket nach Canterbury wallfahrten wollten. Der Gasthof zum Heroldsrock (Tabard) war Jahrhunderte hindurch weit und breit bekannt, da sich dort nach Chaucers lebenstreuer Schilderung Handel und Wandel, Devotion und Abenteuer vielfach mit einander berührten. Sind doch die Spuren noch immer nicht völlig verwischt, obwohl in nächster Nähe der Bahnhof steht, von dem gegenwärtig die Ueberlandroute nach Indien und China führt. Der grösste Theil des der Stadt gegenüber liegenden Ufers indess bestand aus Feld und Garten mit einzelnen grösseren Niederlassungen und einigen Vergnügungsorten, wo man Bären hetzte und Hähne kämpfen liess. Erst Westminster schräg gegenüber erhob sich mit Kapelle, Schloss-

thurm und burgartigen Mauern der fürstliche Sitz, den sich die Erzbischöfe von Canterbury seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts in unmittelbarer Nähe des Königthums und der Tribunale zur Stadtwohnung auserkoren hatten.

Dies wäre etwa in kurzen Umrissen der Plan, den die Stadt mit ihren Auswüchsen im Mittelalter beschrieb. Gehen wir nun dem Leben nach, das sich innerhalb dieses Rahmen entwickelte, und zwar zunächst dem politischen. Als in Folge des Bürgerkriegs unter König Stephan und der Thronbesteigung des ersten Plantagenets Beides das absolute Normannenkönigthum und ein wildes feudales Faustrecht ein Ende nahmen, statt dessen aber die ersten Keime eines Verfassungsstaats aus altgermanischem, neu befruchtetem Boden entsprossen, da äusserten sich die jungen Schösslinge desselben im Gebiete der Stadt London bald in ganz besonderer Weise. Der Provost oder Bailif, der einst als Statthalter des Landesfürsten über die als Domäne betrachtete Stadt den sächsischen Portreve verdrängt hatte, musste nunmehr seinerseits den Organen municipaler Selbstverwaltung weichen. Es ist bemerkenswerth, dass gerade seit der Herrschaft des Richard Löwenherz, trotz böser tumultuarischer Erscheinungen innerhalb der Stadt, diese neue Ordnung an den Tag tritt. Das Königthum hat gegen einen jährlichen Pachtzins von 400 Pfund nicht nur die Verwaltung und Gerichtspflege der Stadt, sondern mit ihr der Grafschaft Middlesex und des rechten Ufers der Themse abgetreten. Zwei Sherifs, aus städtischer Wahl und königlicher Ernennung hervorgegangen, besorgen die administrativen, fiscalen und juridischen Geschäfte wie ihre Amtsbrüder in den Grafschaften des Landes. Ueber ihnen aber erscheint seit 1189 als höchste städtische Würde der Mayor mit französisch-normannischem Titel und mit Attri-

buten, die in mancher Beziehung, nur verjüngt, den königlichen entsprechen. Der erste bekannte, Henry Fitz-Alwyn, welcher drei und zwanzig Jahre hindurch das Amt bekleidet haben soll, wird wohl als besonderer Vertrauensmann der Gemeinde durch Acclamation erhoben worden sein und sich obenein auf die Gunst des Fürsten gestützt haben. Alsdann beginnen Jahreswahlen, bei denen es Anfangs wegen Theilnahme sämmtlicher Bürger sehr lärmend und stürmisch hergegangen zu sein scheint. Die grosse gesetzgeberische Thätigkeit Eduards I. äussert sich hierauf auch in der Stadt dahin, dass am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts bestimmte Delegirte statt der ganzen Gemeinde wählen. In Eduards IV. Tagen erst haben die Zünfte das Recht erhalten, das sie noch heute ausüben. Von Anfang an aber bedarf der Gewählte die Bestätigung der Krone; in feierlichem Aufzuge, der erst in neuerer Zeit zum städtischen Carneval geworden, begibt er sich am 9. November nach Westminster, um gleich dem Pair, der sein Kronlehn antritt, in den Händen des Königs oder seines Kanzlers den Treueid zu schwören. Schon in der Magna Charta vom Jahre 1215 nimmt der Mayor von London eine im Staate so gewichtige Stellung ein wie die mächtigsten Grafen und Barone; ein Jahrhundert später heisst er dann der Lord Mayor, und es werden ihm Titel, Ehrenbezeugungen und Hofstaat zuerkannt gleich den ersten Magnaten des Reichs.

Allein seine Macht ist so wenig absolut wie die der Krone. Von alten Zeiten her gab es einen städtischen Adel, der sich noch den ehedem so stolzen angelsächsischen Namen Aldermen beilegte, in mittelalterlichen Urkunden aber auch sehr bezeichnend Barones genannt wurde. Die Aelterleute waren in der That ursprünglich adlig mit einem anfänglich

sogar erblichen Besitzrechte an dem Bezirke, dem sie vorstanden. Noch unter Eduard I. wird dieser Bezirk, die Ward, vielfach nach dem Inhaber genannt, der auch sein Anrecht urkundlich auf andere zu übertragen im Stande ist. Die Ward aber entspricht der sächsischen Soka auf dem Lande, das heisst Mannschaft und Bezirk, die einem Herrn Gefolge leisten und gerichtlichen Schutz verdanken. Unter den Inhabern solcher Wards erscheinen im dreizehnten Jahrhunderte noch der König von Schottland, der Graf von Glocester, der Abt von Westminster, das Capitel von St. Pauls, der Prior des Dreifaltigkeitsklosters und viele andere Prälaten und selbst Aebtissinnen der in und ausserhalb gelegenen Stifter. Es correspondirten daher die Wards als Unterabtheilungen des städtischen Reichs gleichsam mit den Grafschaften Englands. Dieser feudale Zustand jedoch erreicht sein Ende mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts, und statt der persönlichen Bezeichnungen erscheinen nunmehr die Localnamen der Wards, die sie noch heute bewahren. Fünf und zwanzig Wards innerhalb der City und eine am anderen Ufer, Bridgeward without, stehen je unter einem Aeltermanne, der lebenslänglich aus der Wahl der freien Bürger seines Bezirks, welche Schoss und Antheil zahlen — dem Wardmote — hervorgeht. Die Gesammtheit der Aelterleute (Court of Aldermen) bildet dann, seitdem der städtische Magistrat die Formen des Parlaments nachzuahmen begann, das Oberhaus, dem der Lord Mayor, welcher schon Sherif gewesen und einer der Aelterleute sein muss, einem Citykönige vergleichbar präsidirt.

Das städtische Unterhaus andererseits gieng ebenfalls aus der Wahl jener Freileute hervor, die je nach der Grösse und Seelenzahl ihrer Ward eine bestimmte Anzahl Vertreter in den Stadtrath sandten. Sie entsprechen also gleichsam den

Rittern, welche von den Grafschaften des Landes ins Parlament gewählt werden, tagen indess abweichend mit dem Lord Mayor und den Aelterleuten in einer und derselben Versammlung (Common Council.).

Machte sich also die demokratische Tendenz der städtischen Verfassung in ziemlich ausgebreiteten Sphären geltend, so entsprang doch frühzeitig gleichsam um das alte untergegangene Patriciat zu ersetzen und den aristokratischen Formen, die man dem Parlamente so gern absah, sehr wohl entsprechend eine neue Klasse städtischer Bevorrechteten. Dies sind die Zünfte oder Gilden, die wie überall im Mittelalter auch in London ihr Corporativsystem zu bedeutender Geltung brachten. Man darf die Londoner Zünfte kaum mit den Gilden der Angelsachsen und des zwölften Jahrhunderts vergleichen, als in England gewisse einheimische Genossenschaften im Bedürfniss des socialen Schutzes oder zu religiösen und militärischen Zwecken wie die Ritter- (Knighten) Gilde, und Fremde gleich den deutschen Hanseaten im Genusse besonderer Handelsvorrechte zusammentraten. Das spätere Mittelalter forderte Handwerk und Gewerbe, das Mysterium wie es hiess, als Grundlage einer Zunft, in der freilich immer noch manche Reste des geschlossenen Charakters einer religiösen Brüderschaft forterbten. Die frühsten Einigungen dieser Art lassen sich bis in die Tage Heinrichs II. verfolgen, wo die Weber ihre erste Urkunde erworben. Der Begriff aber kraft Rechte und Pflichten einflussreiche Corporationen zu bilden blüht erst vollends in dem glänzenden Zeitalter Eduards III. auf, als rasch nach einander durch königliches Patent und gegen einen Pachtzins, ähnlich wie einst die Stadt, sich die vornehmsten Zünfte incorporiren lassen. Mit ihren reich gefüllten und fest verschlossenen Kassen mussten sie oft dem

Könige und dem Lord Mayor herhalten; dafür suchten sie sich nun zu sichern und zu entschädigen. Der Krone gegenüber erwarben sie also das Recht, dass, was ehedem von den Wards geschehen, sie die Vertreter zum Parlamente wählten. Im Stadtrathe aber wurde, da sie natürlich Freileute waren und als solche zu den angesehensten Bürgern zählten, ihr Einfluss bald vorherrschend. Noch höchst unterthänig nennen die Brauer im Jahre 1435 den Lord Mayor ihren sehr ehrenwerthen und gnädigen Herrn und Souverain den Mayor von London; allein wenige Jahrzehnte hernach erwarben die Zünfte das Recht, dass dieser Souverain fortan ausschliesslich von ihnen gewählt wird. Es sind vor allen zwölf, die sich als die alten und einflussreichen betrachten, nämlich die Grocers (Gewürzkrämer), Drapers (Tuchhändler), Fishmongers (Fischhändler), Goldsmiths (Goldschmiede), Skinners (Kürschner), Merchant Taylors (Schneider), in deren grosse Genossenschaft Eduard III. nicht verschmäht hatte sich aufnehmen zu lassen, Haberdashers (Kurzwaarenhändler), Salters (Einsalzer), Ironmongers (Eisenkrämer), Vintners (Weinhändler), Fullers (Walker), Clothworkers (Tuchmacher). Die Zahl der Gilden ist jedoch im Laufe der Zeit bis auf 89 angewachsen, von denen indess manche wieder verschwunden sind, jene zwölf aber stets ihre Ausnahmestellung behauptet haben. In neuerer Zeit haben sie freilich oft jeden unmittelbaren Bezug zu dem alten Handwerk verloren und sich zu blossen Tischgesellschaften und grossartigen Wohlthätigkeitsanstalten umgebildet. Der grosse Reichthum einzelner wie der Goldschmiede, Schneider und Fischer, der meist auf weitem Grundbesitz in England und Irland beruht, findet in vielen Fällen in Hospitälern, gelehrten Schulen und selbst auf der Universität seine treffliche Anwendung. So wird der politische Einfluss dieser Genossenschaften sorgfältig gewahrt

und bei splendiden Jahresfesten auch mit grosser Gastfreiheit kund gethan, obwohl unter den Mitgliedern schwerlich noch einer einen Rock näht oder ein Netz auswirft. Nicht alle Mitglieder jedoch beanspruchten vor Alters die hohen Vorrechte zum Parlamente und den Lord Mayor zu wählen, das kam nur den sogenannten Liverymen zu, welche die Livree und das Abzeichen ihrer Zunft tragen und gleichsam den mit höheren Ehren bekleideten Ausschuss derselben bilden. Hallmote hiess die feierliche Versammlung, wenn die Zünfte zur Berathung ihrer Angelegenheiten in ihren stattlichen Gildehäusern tagten.

Wie die Organe der städtischen Legislatur seit dem vierzehnten Jahrhunderte denen des Landes so vielfach ähneln, so war es auch mit den Gerichtshöfen der Fall, die von Alters her in der City bestanden. Der vornehmste, der Court of Hustings, entsprach gleichsam dem königlichen Kanzleihofe: an beiden wurden Testamente einregistrirt und Erbschaftsangelegenheiten verhandelt; der Gerichtshof des Lord Mayors und der Sherifs beschäftigte sich mit Verwaltung, Civilprocess und Polizei. Ein eigenes Gericht, das an Markttagen oder unter Reisigen und Geschäftsleuten die Streitfälle sofort abfertigte, gemahnt an den altenglischen Trieb nicht lange auf mündliche oder schriftliche Verhandlung einzugehen, sondern kurz und bündig zu entscheiden: es hiess der Pie-Powder Court (altfranz. *pieds poudres,* lat. *pedes pulverizati*), indem Kläger und Verklagter noch nicht den Staub von den Füssen geschüttelt. Eine Menge höherer und niederer Beamten fanden an diesen Behörden Beschäftigung; der Hofstaat des Lord Mayors allein umfasste frühzeitig Kammerherren und Marschälle, Schwertträger und Archivar, Kapellan und sogar Jägermeister und viele andere Diener, wie sie den Kö-

nig und die grossen Herren des Landes umgaben. Sie alle, der Mayor, die Aelterleute und die Gilden liessen es schon bei den vielen städtischen Festen, die sich einander rasch im Jahre folgten, nicht an Prunk in altväterischen bunten und reich verbrämten Trachten fehlen, wenn sie zur Kirche, zur Versammlung, zum Schmause zogen; wie viel mehr glänzte der schwere Schmuck und Reichthum, wenn ein neuer König gekrönt wurde oder sich vermählte, wenn ein Fürst wie Heinrich V. sieggekrönt aus Frankreich heimkehrte oder vornehme fremde Gäste eingeholt wurden. Dann setzten sich die ehrsamen Herren mit allen ihren Zieraten angethan zu Pferde und ritten, von Hellebarden und Bogenschützen umgeben, dem hohen Besuche entgegen. Beim Einzuge selber flatterten die Banner des Königs und der Stadt von den Thürmen, und aus den hohen Giebelfenstern liessen die Bürger ihre bunten Teppiche wallen. Kopf an Kopf aber drängte sich bei solchen Anlässen die Masse zusammen um den Fürsten oder die Fremden zu schauen und um etwas von den guten Dingen und der Kurzweil abzubekommen, welche dabei getreu der alten Sitte fast im Uebermasse zum Besten gegeben wurden.

Nach den vielen grossartigen Schilderungen solcher Aufzüge, die erhalten sind, müsste London nun freilich die mächtigste Stadt Europas gewesen sein, falls dem Prunke und der so vielseitig ausgebildeten Verfassung auch die Machtfülle entsprochen hätte. Allein es ist hinreichend bekannt, dass die municipale, republikanische Selbständigkeit zu keiner Zeit in England eine solche Entwicklung genommen wie in den italienischen, flandrischen und deutschen Städten des Mittelalters, wo der unvergleichlich schöpferische Mikrokosmus doch wieder in Bezug auf die nationale Einheit unendlichen Mängeln ausgesetzt war. Indem London sich damit be-

gnügte einer Grafschaft des Landes gleich gerechnet zu werden und nichts anderes als die einer solchen zustehende Selbstverwaltung in municipalen Formen auszuüben, indem es im Kampfe um die Freiheiten Englands zunächst fest zum hohen Adel hielt und dann getrost mit der Gentry sich zu den Gemeinen schlug, verzichtete es allerdings auf die Autonomie, die sich Venedig und Genua, Nürnberg und Lübeck errangen, kettete aber seine Geschicke um so inniger und segensreicher an die des Gesammtvaterlands. Wie es in der englischen Verfassungsgeschichte unmöglich war, dass der Adel zur Landeshoheit, der Klerus zum geistlichen Fürstenthum gedeihen konnte, so gab es auch schlechterdings keinen Platz für eine freie Reichsstadt, eine Republik mit eigener Herrschaft, oder gar einen hansischen Bund.

Ein wichtiges Moment in dieser eigenthümlichen Entwickelungsgeschichte der Stadt war ohne Frage der verhältnissmässig späte selbständige Eintritt ihrer Bürger in den Welthandel. Der Charakter der Handelstadt stand längst in grossartigem Aufschwunge, als es noch immer Fremde waren, die ihr die Producte der verschiedenen Länder Europas zutrugen. Die Gilde der deutschen Kaufleute in Themsestreet übte gleich den italienischen Wechslern in Lombardstreet Jahrhunderte lang ihren grossen wohlthätigen Einfluss auf Stadt und Land; beide begünstigten daher solche betriebsamen Fremden mit besonderen Privilegien. Auch Flandrer, Nordfranzosen und Genuesen durften sich gleich jenen niederlassen. Aber mit dem vierzehnten Jahrhunderte beginnt der einheimische Unternehmungsgeist grossjährig zu werden, statt des Vortheils fühlt er den Druck der fremden Monopole. Die von Eduard III. mit scharfem Auge erspähte Eroberung von Calais legt den Grund zu der ersten englischen Colonie, und

die einheimische Societät des Stapels schickt sich an mit ihrem gewaltigen Wollhandel allen übrigen Handelsinnungen Concurrenz zu machen. Zu Ende des Jahrhunderts schon verlangen die englischen Kauffahrer Zutritt zu den von den Hanseaten ängstlich verschlossen gehaltenen Gewässern der Ostsee und bald erwidern sie den Besuch venetianischer Galeeren vor Southampton durch Fahrten nach dem Mittelmeer. Kein Wunder daher, wenn im fünfzehnten Jahrhunderte die Fremden in London, vor allen die Deutschen vielfach beneidet und befeindet werden, wenn sie anfangen sich in ihren alten Vorrechten gefährdet zu fühlen. Der grosse Handelsplatz der Zukunft begann bereits seine Schwingen zu regen, ehe nur Amerika entdeckt worden und unter einer grossen Fürstin die bisher nur im Canal allmächtige Flagge kühn und siegreich im Osten und Westen der Erde flatterte.

Zwei kleine Themsehäfen gleichsam spielten im alten London eine wichtige Rolle und sind heute noch nicht gänzlich verschwunden: der eine oberhalb der Brücke, längere Zeit im Besitz der Krone, Queenhythe, der andere unterhalb, Billingsgate. Hier mussten sämmtliche Schiffe, sobald sie nicht den Tag über unmittelbar an den Werften ein- und ausluden, einlaufen und jedenfalls übernachten; hier fand im Grossen der Verkauf von Fischen, Salz und Korn statt. Bestimmte Vorschriften regelten das Lichten und Wiegen auf den Werften, wo Krahn und Waage von Alters her nicht fehlten. Die St. Botulphswerft zwischen Billingsgate und der Brücke war ausschliesslich für den Personenverkehr auf der unteren Themse bestimmt. Ueberhaupt ist die frühe Sorgfalt bemerkenswerth, welche die Autoritäten der grossen Wasserstrasse zuwenden, denn sie vornehmlich führt ja der Stadt ihren Reichthum zu. Um den Fluss, dessen damals noch klares Wasser

zum Brauen, Backen und anderen Gewerben benutzt wurde, rein zu erhalten, war es streng untersagt den Strassenschmutz oder den Abfall der Schlachthäuser in ihn abzuführen — in der Nähe des Towers durfte bei Todesstrafe sogar Niemand baden; um das Fahrwasser in Stand zu halten, beansprucht die Stadt das uralte Recht der Jurisdiction über die Themse von der Brücke bei Staines sechszehn Millien stromauf bis unmittelbar an die Mündung. Schiffe aller Gattungen und von verschiedenartigem, oft ausländischem Bau, aber niemals ungewöhnlich gross, passirten die Zugbrücke und legten hart an den Werften an. Sie brachten den Hanseaten ihr Eichenholz und Fichtenbohlen, ihr Pelzwerk, Färbestoff, Wachs, Stockfisch, während die Südländer Glas, edle Metalle, Seide, Früchte und die vielen kostbaren Spezereien und Gewürze des Orients empfiengen. Diese Waaren blieben in der Regel nicht lange aufgespeichert, denn ein Hauptgeschäft der Londoner Kaufleute bestand eben darin die fremden Handelsartikel so gut wie die einheimischen, die auf ihren grossen Märkten feil geboten wurden, sofort nach bestimmten inländischen Marktplätzen abzuführen.

Will man sich indess das geschäftige Leben der alten Tage lebhaft zurückrufen, so muss man dem Verkaufe oder der Verarbeitung der vornehmsten Nahrungsmittel nachgehen. Es ist erstaunlich, wie fest und zähe da noch Mancherlei bis auf diesen Tag am alten Flecke haftet. Da ist zunächst der Viehmarkt: er findet schon in Fitz-Stephens Tagen am Ausgange des zwölften Jahrhunderts in Smithfield an der nördlichen Mauer statt, von wo er erst vor einigen Jahren mit Mühe und Noth vertrieben worden ist. Der alte Mönch freilich, ein echtes Londoner Kind, hat seine ganze Augenweide an den Pferden, den elephantenartigen Lastthieren, den Kampfrossen

und zierlichen Zeltern, die damals in grosser Auswahl dort ausgeboten wurden. Smithfield war das Tattersall des Mittelalters, denn in Schaaren strömten Edelleute und Junker herbei, um einen guten Kauf zu machen oder sich am Wettrennen zu ergötzen, zu dem eine eigene Klasse von Jockeys ihre Dienste lieh. Allein unmittelbar daneben standen in langen Reihen Rinder und Schaafe, wie sie die grasreichen östlichen und südlichen Grafschaften des Landes in unvergleichlicher Qualität lieferten, und in besonderen Pferchen die Schweine, die sich der Londoner zum Einschlachten gern selber mästete. Vor den Bedürfnissen der immer grösser werdenden Stadt hat denn freilich der Pferdemarkt bald weichen müssen. Die Schlachthäuser aber so wie der vorzüglichste Markt für Fleisch und zahlreiches Geflügel befanden sich bei der St. Nikolaikirche in der Nachbarschaft von Newgate, wo die Ausübung dieser Gewerbe noch immer nicht verschwunden ist und nicht allzu fern eine Strasse heut zu Tage noch Poultry heisst — »Unter fetten Hennen«, wie man in Köln sagen würde. Die Preise standen unter strenger polizeilicher Aufsicht, nicht minder die Stunden und die Plätze, in denen der Verkauf Statt haben durfte. Eine noch allgemeinere Speise des alten Londons aber waren die Fische, die wegen der vielen Fasttage, wegen der Güte und Auswahl, wie sie See und Fluss lieferten, und der grossen Billigkeit halber in gewaltiger Menge verzehrt wurden. Der Stocks Market, ungefähr da, wo jetzt die Residenz des Lord Mayors steht, und wo an bestimmten Tagen abwechselnd Fleisch- oder Fischmarkt gehalten wurde, bildete gleichsam den Mittelpunkt für diese wichtige Waare, von welchem aus eine Menge kleiner Verkaufsplätze, meist auf dem breiten Bürgersteige, in verschiedenen Theilen der Stadt versorgt wurden. Dabei galt es allerlei Missbrauch

zu verhüten: Niemand sollte die Ladung eines Schiffs, das noch nicht angelegt, vorweg kaufen; dieselbe durfte nicht über Nacht ans Land gebracht werden; Alles sollte beim Verkauf offen zu Tage liegen; mit grosser Strenge wurde gegen jeden Betrug über gerechtes Maass und Frische der Waare gewacht. Eine ähnliche Aufsicht mussten sich die Müller und Bäcker gefallen lassen, denn durch den bedeutenden Bedarf der Stadt und ihr leichtes, einträgliches Geschäft liessen sie sich nur zu oft zu den gröbsten Veruntreuungen hinreissen. Die Bäcker hatten wohl ein besonderes Loch in der Knetbord, durch welches sie geschickt ihres Nachbarn Brod stahlen; dem Müller aber musste das Korn vor dem Mahlen und das Mehl nachher vor den Augen abgemessen werden, damit er den Sack nicht mit Spreu fülle. Der Schandpfahl und noch härtere Strafen schwebten über den Köpfen beider Gewerke, damit das vorzügliche Weissbrot, dessen sich London schon im vierzehnten Jahrhunderte rühmte, in vollem Gewichte und mit dem vorschriftsmässigen Preise stimmend auf dem Markte und an offenen Läden verabreicht werden könne.

Die Anweisungen der Behörde giengen damals sehr weit, und die beständige Aufsicht, welche der Stadtrath und die Zünfte führten, veranlassten, dass eine jede Waare an ihrer bestimmten Stelle zu finden war und verschiedene Gewerbe nur in besonderen Strassen betrieben werden durften. Wer Holz zum Verarbeiten oder zur Feuerung kaufen wollte, musste nach Cornhill gehn; Steinkohlen oder Seekohlen, wie man sie nannte, wurden unmittelbar aus dem Schiffe im Fleet River bei Seacoal Lane verkauft. Es dauerte lange, bis dieses staubige und qualmige Heizmittel allgemein wurde; Eduard I. verbat sich noch den Rauch, als seine Gemahlin im Tower in den Wochen lag. Das viele Wollenzeug, das einen

der vornehmsten Ausfuhrartikel bildete und dessen Bereitung und Färbung mehrere Gewerke beschäftigte, wurde vorzüglich auf dem Kirchhofe von Woolchurch verkauft; die Krämer fand man in Sopers' Lane, die Pelzhändler in Skinnerstreet bei einander. Rohe Häute waren nur in Fridaystreet zu haben, während die Lederhändler ihre oft schon recht feinen Waaren in verschiedenen Strassen aushiengen. Eine besondere Klasse Leute, die Fripperers, setzte, nachdem die Juden zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts aus dem Lande gewiesen, den Schacher mit alten Kleidern fort; sie mussten sich aber gleich ihren Vorgängern bei Anweisung der Standorte und Untersuchung der Waare viel gefallen lassen.

Besondere Brennpunkte des öffentlichen Lebens aber waren wie an allen Orten und zu allen Zeiten die Gast-, Speise-, Bier- und Weinhäuser, deren Geschäfte nach polizeilicher Vorschrift möglichst streng aus einander gehalten wurden. Wirthshäuser, wo man mit Pferden und Dienerschaft einkehren und Beköstigung finden konnte, durften nur im Besitz von Bürgern sein; es findet sich eine Ordonnanz, welche namentlich Portugisen und Deutschen, als wenn solche besondere Lust dazu gehabt, diese Berechtigung abspricht. Der Wirth aber ist für die Aufführung seiner Gäste verantwortlich, die als Fremde und ausser dem Schutze der städtischen Jurisdiction stehend betrachtet werden. Er hat ihnen, falls sie Waffen tragen, dieselben abzunehmen und ihnen einzuschärfen, Abends bei guter Zeit zu Hause zu sein. Seinerseits darf er ausschliesslich nur seinen Gästen Speise und Trank verabreichen und für diese so wie für Herberge und Futter die von der Behörde gesetzte Taxe nicht überschreiten. Von den Speisehäusern schwärmt schon der alte Fitz-Stephens, indem er ein solches beschreibt, das

am Flusse in der Nähe von Themsestreet gestanden, wo der Verkehr niemals abliess und Weinkeller in Menge vorhanden waren. Da stand dampfend gebratenes und gesottenes Fleisch und Geflügel,

Rybbs of befe, both fat and ful fyne,

wie es in der alten Ballade heisst, von dem sich die Hungrigen, wenn sie eine Weile Geschäft und Arbeit unterbrachen, nach Herzenslust schneiden liessen. Späterhin begegnen wir diesen Garküchen und vor allen den Pastetenbäckern in verschiedenen Stadtgegenden, je nachdem der Verkehr sie erforderte.

Ale und Bier sind bekanntlich altbritische und altgermanische Lieblingsgetränke, doch erreichten sie nach den Aufzeichnungen über ihre Bereitung und ihren Verbrauch im Mittelalter schwerlich grosse Vortrefflichkeit. Das Bier war entsetzlich dünn und stellte mehr ein erquickendes als ein berauschendes Getränk vor. Daher auch die gewaltig grossen Maasse, in denen es verabreicht wurde, auf deren richtigen und gestempelten Gehalt dennoch von den Aelterleuten mit besonderer Schärfe gewacht werden musste. Die Brauhäuser und ihre innere Einrichtung waren noch sehr unbedeutend; auch stand das ganze Gewerbe noch in ziemlich niedrigem Ansehn. Es waren besonders Frauenzimmer (*Alewives*), die den Absatz betrieben und hauptsächlich in Fleetstreet fast Haus an Haus ihre Schenken hatten. Der Weinzapf dagegen befand sich in anderen Händen und galt von Anfang an mehr. Die Einfuhr und der Verbrauch aller Arten von Wein war in der That gewaltig. Die englischen Besitzungen in Südfrankreich lieferten die besten rothen und weissen Sorten, die Kölner Genossen der deutschen Gilde besassen das alte, bereits von Heinrich II. verbriefte Recht

Rheinwein nach England zu bringen und dort zu schenken; spanische, italienische und selbst griechische Weine, wie der Malvasier und der von Kreta, werden oft erwähnt. Das Verladen und Abziehen des Getränks, der Schank in geaichten Gefässen, die noch sehr niedrigen Preise, Alles hatte sich nach bestimmten Vorschriften zu richten, die von Zeit zu Zeit erneuert wurden. Auch war es streng untersagt, dass süsse und herbe Sorten, spanischer und Rheinwein am selben Orte verkauft würden, denn Betrug und Fälschung sollten auf jede Weise behindert werden. Das Weintrinken aber war sehr allgemein und Trunkenheit nur zu gewöhnlich; Fitz-Stephens, der so viel Rühmens von den guten Sitten seiner Mitbürger macht, meint, dass es ausser den vielen Bränden der damals noch in Holz gebauten Häuser nur eine Pestilenz in London gebe, das sei das übermässige, thörichte Trinken. Es ist zu bezweifeln, dass dasselbe im Laufe der nächsten Jahrhunderte abgenommen, die grosse Anzahl der Weinkneipen, die namentlich in Cheap die langen eisernen Stangen mit dem grünen Busche polizeiwidrig weit in die Strasse hinaus reckten, spricht entschieden dagegen. Unter den drei Tavernen, die nach einer Ordonnanz Eduards III. allein süssen Wein schenken durften, finden wir ausdrücklich eine in East Cheap, vermuthlich damals schon der Eberskopf geheissen. Wie es im fünfzehnten Jahrhunderte hergegangen, als der leibhaftige Prinz Hal sich dort seinen Trunk holen mochte, schildert ein humoristisches Gedicht der Zeit, der **London Lack-penny.**

Ein armer Schlucker ist zur Stadt gekommen um in einem Processe zu seinem Rechte zu gelangen. Allein er findet bald, dass man bei Advocaten und Richtern Nichts ohne Geld vermag, und traurig schlendert er von West-

minster nach der City. Erbsen! Erdbeeren! Kirschen! Makrelen und Austern! wird ihm rechts und links in die Ohren geschrien, von den Läden in Cheapside, wo sich Alles schiebt und stösst, Sammet und Seide, Linnen und Garn angeboten. Aber er hat kein Geld und kann von all den schönen Dingen Nichts kaufen; ja, sogar die eigene Kapuze, die man ihm im Gedränge der Westminsterhalle vom Nacken gestohlen, findet er hier schon im Trödel hängen. Nun kommt er nach East Cheap, da zupft ihn der Wirth am Aermel: »Sir, versucht doch unseren Wein!« Und welch ein Leben: der eine ruft Rinderbraten, der andere Pasteten, und ein Geklapper von Zinnkrügen in grossen Haufen. Dazu Harfenspiel, Pfeifen und Gesang. Der eine schreit: Ja, zum Geier! der andere: Nein, zum Geier! Einige singen für Geld von Jochen und Julchen;

„*Aber aus Mangel an Geld ergieng es mir schlecht.*“

Die Bier- und Weinkneipen gaben natürlich zu manchem Unfug Anlass und mussten daher, sobald die Nachtglocke läutete, geschlossen werden. Alsdann traten die von jeder Ward gestellten Nachtwächter ihren Dienst an und schritten, da eine Strassenerleuchtung gänzlich mangelte, mit brennenden Pechkesseln auf hohen Stangen durch die Gassen. Alle Unruhstifter, Trunkenbolde, Vagabunden so wie die lüderlichen Weibsbilder, die im vierzehnten Jahrhunderte vorzüglich aus Flandern kamen, wurden, wenn sie nicht in ihren vielen Schlupfwinkeln zu beiden Seiten des Flusses Zuflucht fanden, von der bewaffneten Schaarwache aufgegriffen und in den Thorzellen oder dem Tun, einem Gefängnisse in Cornhill, untergebracht. Es fehlte keineswegs an Ausschweifungen noch gelegentlich an unruhigen Auftritten, die vielfach mit jenen zusammen hiengen. Die niedere, frei-

lich der Unfreiheit entwachsene, aber noch sehr rohe und ungeschliffene Bevölkerung, in der sich die zahlreichen Lehrlinge der Gewerbe, die Schiffer und Karrenführer besonders hervorthaten, suchte mitunter ohne allen Anlass Rauferei. Es wurde ein ernster Kampf, wenn sie, was einige Male aus Neid und Rachsucht geschah, die Gildhalle der Hanseaten anfielen; und communistischer Fanatismus ergriff geradezu die Massen, als im Jahre 1381 und abermals 1450 Rebellen vom Lande einige Tage Herren der Stadt waren. Da konnte der Magistrat Besitz und Wohlstand weder mit seiner Polizei noch mit dem städtischen Aufgebot retten, und das Land, die Krone und der Adel mussten zu Hülfe kommen. Im Ganzen jedoch ereignete sich dergleichen selten und nicht ohne tiefere Gründe. Dem Volke blieben seine Belustigungen, und so lange sie nicht das Gemeinwohl störten, selbst Trunk und ziemlich derbe Schlägerei.

An den Spielen, welche sich nach Jahreszeit und Festtagen richteten, nahm, wie heute noch in England, nicht allein die Jugend, sondern auch das reifere Alter Theil. Fitz-Stephens, der unendlich viel Sinn für dergleichen zeigt, erzählt, dass um Fastnacht die Knaben frei bekamen und im Schulzimmer Hähne hetzen durften. Fussball und Steinwurf waren damals schon berühmte Vergnügen, und Winters auf dem Eise der Stadtgräben und des Moorditch mussten Rippen und Kinnknochen von Ochsen als Schlittschuhe dienen. Erwachsene Bürgersöhne übten sich im Lanzenbrechen so gut wie der Adel; zu Ostern aber nahmen sie dabei statt des Pferds ein Boot, um auf der Themse dieses lustige, aber doppelt gefährliche Spiel zu treiben. Dabei schauten denn die ehrsamen Spiessbürger nebst Ehehälfte und Töchtern von der Brücke und den Werften herab. Zur Jagd und Vogelbeize unterhielt

die Stadt eigenes Gehölz und Gefilde. Eduard IV. stand nicht an die städtischen Honoratioren, in deren Beutel er gern griff, sammt und sonders zu den Hofjagden einzuladen, und ihre Damen, die für den schönen, leichtfertigen Fürsten oft ein Auge hatten, gleichzeitig mit Muskateller und Wildpret zu versorgen. Auch an Mirakelspiel und Mysterien fehlte es nicht von Alters her; grosse Aufführungen, welche unter der Leitung der Klostergeistlichkeit veranstaltet wurden, finden sich mehrfach erwähnt und beschrieben. Namentlich in den Jahren 1391 und 1409 scheinen sie tiefen Eindruck gemacht zu haben; doch wuchsen Heiligenleben und Posse noch nicht zum modernen Theater zusammen, und an der Stätte, wo Shakspere spielen sollte, waren Stiergefecht und Bärenhetze noch entschieden populär.

Sehr schwer muss sich unter so grosser materieller Wucht und so vieler nationaler Geschäftigkeit ein geistiges Leben in der Stadt emporgearbeitet haben. An Schulen hat es in London lange empfindlich gemangelt; der alte Mönch von Canterbury weiss nur von dreien, den Stiftsschulen zu St. Pauls, Westminster und jenseits des Wassers in Bermondsey zu erzählen. Erst unter Heinrich VI., dem armen blödsinnigen Fürsten, der aber ein warmes Herz für die Jugend bewahrte und sich durch zwei grossartige Institute zu Eaton und Cambridge verewigt hat, sind in London neun Grammatikschulen errichtet worden. Es scheint, dass die Pfarrgeistlichkeit, die in jenen Tagen auch als Prediger tüchtige Leute aufzuweisen hatte, nicht ohne Einfluss der heftig verfolgten wiclifitischen Lehre, Alles aufgeboten um der zahlreichen Jugend besseren Unterricht zu verschaffen. Noch ein Menschenalter, und der Humanismus fand auch in London Zutritt; John Colet, ein Bürgersohn und Dechant

von St. Pauls, der Freund des Erasmus, stiftete die gleichfalls nach der Kathedrale benannte gelehrte Schule, noch ehe die Reformation eingetreten.

Zum Schluss ist es wohl nicht uneben, obgleich im Einzelnen schon mehrfach berührt, noch einmal die Mittel und Wege zusammen zu fassen, kraft welcher die stets zunehmende Stadt und ihre Bevölkerung, die am Ausgange des Mittelalters, so schwierig das freilich zu bestimmen ist, schwerlich unter hundert tausend Seelen betrug, verwaltet und in Ordnung gehalten wurde. Die Autoritäten, der Mayor und sein Stadtrath für das Ganze, der Aeltermann für die Ward hatten vermittelst zahlreicher Vögte, Büttel und Diener Alles zu handhaben, was wir heute Polizei nennen würden. König und Parlament erliessen auch für die City von London Gesetze, die mit einem dem englischen Charakter eigenthümlichen Nachdrucke und mit grossem Respect vor dem Landrechte zur Anwendung gebracht wurden. Die Masse der bald in Form von Statuten, bald von Ordonnanzen abgefassten Gesetze erscheint uns heute fast unglaublich, noch mehr die unendliche Kleinigkeitskrämerei und das polizeiliche Massregeln; wir begreifen nicht mehr, dass sich die einzelnen Klassen der Bevölkerung die ihnen anstehenden Speisen und Gerichte, den Schnitt und Stoff ihrer Kleider sollen vorschreiben lassen, dass ein Bürgermeister und Stadtverordneter darüber zu wachen habe, wie oft seinen Schutzbefohlenen der Bart zu scheeren und Haare und Nägel zu verschneiden seien. Der Einzelne, auch von guter Familie, stiess bei vieler Ungebundenheit doch wieder auf eine Menge Schranken, die uns unerträglich sein würden. Erblicken wir jedoch die Dinge, wie sie in Wirklichkeit bestanden, überall noch Rohstoff und natürliche Zustände in Handel und Wandel, Leben und Ver-

kehr, so waren die scharfen Vorschriften und ihre noch schärfere Ausführung allerdings unerlässlich.

Dem alten London schon kam es vornehmlich auf zweierlei an: alle verderblichen Störungen des grossen Verkehrs zu verhindern, und die Gesundheit der Bevölkerung zu schützen. Beide Zwecke sind namentlich aus den Strassenordnungen ersichtlich. Die Strassen wurden frühzeitig mit grosser Sorgfalt gepflastert, wobei die Kosten für den Fahrweg durch einen Pflasterzoll gedeckt wurden, den man im Hafen von allen Schiffen nicht besonders bevorrechteter Kauffahrer, an den Thoren von allen Lastwagen erhob, welche mit Sand und Thon, mit Korn, Mehl und Brennholz beladen waren. Jeder Hausbesitzer dagegen musste für Herstellung des Bürgersteigs sorgen, der gleich den Kellerhälsen und den oft an den Häusern befindlichen Verkaufsbuden von der Behörde regulirt wurde. Rinnsteine durften nirgends fehlen und standen mit den trefflichen Wasserwerken und den Abzugskanälen in Verbindung, deren erste Anlage ohne Frage bis auf die Römer zurückgieng. Unzählig sind die Vorschriften in Betreff der Reinlichkeit der Strasse; es hat ein jeder nicht nur vor seiner Thür zu kehren, sondern eine Schaar eigener Offizianten ist angestellt, um allen Abfall und jede Ansammlung von Schmutz, die nachtheilig und widerlich werden könnte, sofort zu entfernen. Vor allen hatten sie auch darauf zu sehen, dass die Schweine niemals Haus und Hof verliessen um auf der Strasse umher zu laufen und sich in der Gosse zu wälzen. Nur die Ferkel vom Hospitale des heiligen Antonius, des Schutzpatrons dieses Thiers, die eine Glocke um den Hals trugen und ausserdem besonders beglaubigt sein mussten, durften nicht eingefangen und getödtet werden. Herrenlosen Hunden ergieng es nicht minder schlecht,

jedoch gleichfalls mit der bemerkenswerthen Ausnahme, dass sogenannte Edelhunde (*chiens gentils*), das Eigenthum vornehmer Herren, verschont werden sollten. Ueberhaupt wurden die grossen Herren des Landes, Prälaten und Barone, die so viel in der City lebten und mit ihr verkehrten, von den städtischen Behörden mit grosser Nachsicht behandelt. Der so streng verpönte Vorkauf auf den Fleisch-, Fisch- und Brodmärkten war ihnen und ihrer Dienerschaft unter der Hand gestattet. Das Tragen von Schwert und Schild so wie von Masken vorzüglich um Weihnachten und Neujahr, wo so viele Belustigungen statt fanden, war jedermann, nur nicht dem Adel und seinem Gefolge verboten. Gegen die Uebergriffe der Krone dagegen hatte sich die Stadt frühzeitig durch eine Reihe königlicher Briefe sicher zu stellen gesucht: der Hof mit Ross und Mann durfte, noch ehe er davon im Lande abstand, weder auf die Behausung, noch die Habe, noch die Nahrung der Bürger Beschlag legen. Als dennoch einmal unter Eduard II. Marschall und Haushofmeister einige Häuser zu einem solchen Zwecke mit Kreide bezeichnen liessen, machte sich der Sherif sofort auf, liess die Merkzeichen beseitigen und wurde darob von einem königlichen Gerichte, das ihn im Tower zur Verantwortung zog, frei gesprochen. Ja, ein unter Eduard I. erlassenes Gesetz sichert dem Hausbesitzer sogar das uralte Recht, dass er, falls bei einem solchen Vorgange ein königlicher Diener erschlagen worden, sich durch den Eid von sechs Gevattern reinigen könne.

Die Strafen im alten London waren ausschliesslich polizeilich und keineswegs überflüssig grausam. Sie bestanden hauptsächlich in Beraubung der Freiheit, wie die grosse Anzahl der Gefängnisse hinreichend darthut, in Geldbussen, Ausweisung, Schandpfahl, Prügel und Kahlscheeren und waren vor

allen gegen schlechten Lebenswandel, der bei Priestern und Laien nur zu häufig war, gegen den stehenden Betrug durch die Mitglieder mehrerer Zünfte, gegen Verleumdung, Fälschung, Friedensbruch, Rebellion gerichtet. Die Todesstrafe zu verhängen war der Lord Mayor glücklicher Weise nicht befugt. Als dies dennoch im Jahre 1340 in Folge einer Rauferei zwischen Fischern und Pelzhändlern geschah, billigte der König den Ausnahmefall, da er während seiner Abwesenheit in Flandern dem Mayor besondere Vollmacht übertragen hatte.

So sehen wir denn, wie schon das mittelalterliche London ein festes, in sich geschlossenes Gemeinwesen darstellte, das den echt englischen Charakter auf der Stirn trug: derb und rücksichtslos, nicht eben geistig schwungvoll, auch nicht von künstlerischer Neigung und Geschmack, aber praktisch, materiell und voll gewichtiger politischer Momente. Schon lebt in ihm das Bewusstsein der eigenen Macht und Grösse, ohne jemals darüber zu vergessen, dass es, einzig in seiner Art, dennoch den Theil eines grossen Ganzen bildet. Auch als England sich späterhin einmal in der Republik versuchte, blieb London nur die Hauptstadt derselben. Sein Ansehn, seine Grösse, seine Weltstellung mussten nothwendig mit der Bedeutung des Landes selber wachsen. Wer mag sagen, wann dieses Wachsthum ein Ende nehmen wird. Prophezeiungen, dass der Gipfel erreicht und der Rückfall unabwendbar sei, hat es schon vor fast zweihundert Jahren gegeben.

allen gegen schlechten Lebenswandel, der bei Priestern und Laien nur zu häufig war, gegen den stehenden Betrug durch die Mitglieder mehrerer Zünfte, gegen Verleumdung, Fälschung, Friedensbruch, Rebellion gerichtet. Die Todesstrafe zu verhängen war der Lord Mayor glücklicher Weise nicht befugt. Als dies dennoch im Jahre 1340 in Folge einer Rauferei zwischen Fischern und Pelzhändlern geschah, billigte der König den Ausnahmefall, da er während seiner Abwesenheit in Flandern dem Mayor besondere Vollmacht übertragen hatte.

So sehen wir denn, wie schon das mittelalterliche London ein festes, in sich geschlossenes Gemeinwesen darstellte, das den echt englischen Charakter auf der Stirn trug: derb und rücksichtslos, nicht eben geistig schwungvoll, auch nicht von künstlerischer Neigung und Geschmack, aber praktisch, materiell und voll gewichtiger politischer Momente. Schon lebt in ihm das Bewusstsein der eigenen Macht und Grösse, ohne jemals darüber zu vergessen, dass es, einzig in seiner Art, dennoch den Theil eines grossen Ganzen bildet. Auch als England sich späterhin einmal in der Republik versuchte, blieb London nur die Hauptstadt derselben. Sein Ansehen, seine Grösse, seine Weltstellung mussten nothwendig mit der Bedeutung des Landes selber wachsen. Wer mag sagen, wann dieses Wachsthum ein Ende nehmen wird. Prophezeiungen, dass der Gipfel erreicht und der Rückfall unabwendbar sei, hat es schon vor fast zweihundert Jahren gegeben.

De la Haye

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pauli, Reinhold,

Bilder aus Alt-England

Gotha [u.a.] 1860

Brit. 427 mb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10281261-0